

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Chefredakteur: Wolfgang Joho

Redaktionskollegium: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise
Henryk Keisch, Achim Roscher, Elli Schmidt, Paul Wiens

INHALT

Einführung	3
Die zweite Begegnung / <i>Erik Neutsch</i>	4
Problem „Positiver Held“ / <i>Edith Braemer</i>	41
Gedichte / <i>Bertolt Brecht</i>	66
Märchen / <i>Eduard Claudius</i>	71
Der patriotische Bigamist / <i>Edith Anderson</i>	98
Aufschrei und Unbehagen / <i>Dieter Schlenstedt</i>	110
Die Fahrt nach Deutschland / <i>Gustav von Wangenheim</i>	128

ERSTE VERSUCHE

Gedichte	162
--------------------	-----

NEUE BÜCHER

Horst Haase: War das der Expressionismus? (Walter H. Sokel, „Der literarische Expressionismus“), S. 168; *Max Walter Schulz*: Liebesgeschichten – alt und neu (Boris Djacenko, „Und sie liebten sich doch“), S. 171; *Jo Schulz*: Ohne Fleiß kein Mais (Heinz Kahlau, „Maisfibel“), S. 174.

UMSCHAU

Max Walter Schulz: Eine Generation deutscher Literaturstudenten und ihr Philosophie-lehrer aus Moskau, S. 176; *Heinz-Dieter Tschörtner*: Ein Lied von unserm Jahr-hundert, S. 181; *Günter Gerstmann*: Dichter ohne Zeitbezug, S. 184; Glossen, Infor-mationen u. a.

Der V. Deutsche Schriftstellerkongreß hat zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Heftes seine Arbeit bereits begonnen. Dennoch will und soll die vorliegende Ausgabe nicht eine Kongreßnummer im engeren Sinne sein; sie setzt nur fort, was vor Monaten begonnen wurde: In den letzten fünf Heften der Zeitschrift wurden unter den verschiedenen Blickpunkten Fragen angeschnitten und Probleme behandelt, mit denen nun sich zu beschäftigen Sache der Delegierten ist. Worin die nationale Aufgabe unserer Literatur besteht und welche Rolle ihr zukommt bei der Lösung der deutschen Frage, wie es um die Literatur in der Bundesrepublik und um das Verhältnis der westdeutschen Schriftsteller zu uns bestellt ist, wie wir durch künstlerische Darstellung unseres sozialistischen Lebens den gewachsenen Ansprüchen immer breiterer Lesermassen gerecht werden und als Schriftsteller selbst Mitgestalter dieses Lebens sein können, wie durch eine schöpferische Auseinandersetzung Mißverständnisse, Schwierigkeiten und Mängel zu überwinden sind, aber auch welche Erfolge schon errungen wurden – von all dem wurde in den letzten Monaten hier geschrieben und wird auf dem Kongreß ausführlich und mit größter Offenheit gesprochen werden müssen. Daß diese Aussprache vielfältig, konkret und rückhaltlos geführt werde und daß neben den Stimmen der erfahrenen und durch ihr Werk bewährten älteren Schriftsteller vor allem die der zahlreichen jungen Talente laut erschallen mögen, die zwischen dem letzten Kongreß und diesem herangewachsen sind und erste Bewährungsproben schon abgelegt haben – dies ist unser größter Wunsch an den V. Deutschen Schriftstellerkongreß. Nicht um die Wiederholung längst erhärteter Wahrheiten und um allgemeine Deklarationen und Deklamationen geht es, sondern um das vielstimmige, sich an konkreten Fällen entzündende Wechselgespräch. Wenn wir so, Meinungsverschiedenheiten klärend, Fehler überwindend und, was an Gutem geschaffen wurde, als Ansporn und Beispiel erkennend, diskutieren, ziehen wir Gewinn aus unserem Kongreß und kommen wir ein Stück weiter auf dem Weg zu einer sozialistischen Nationalliteratur.

DIE ZWEITE BEGEGNUNG

Der Hof

Jakob Haselmann kettet die Hunde los. Es sind zwei kräftige, hochbeinige Doggen, schwarz und weiß gefleckt, mit Schwänzen krumm wie Säbel. Haselmann tätschelt ihre schmalen, geschmeidigen Rücken, klatscht auf ihre breiten Brustkörbe, daß es dumpf und hohl aus ihnen herausklingt. Dankbar leckt Hasso, der Rüde, dem Bauern die Hand, als der Ledergurt ihm nicht mehr um den Hals strafft. Und Tine, die zehn Monate alte Petze, steift die Ohren und streunt durch den Hof, die Hühner vom Dunghaufen scheuchend.

„Tine!“ ruft Haselmann. Das Tier läßt ab, den dampfenden Mist zu beschnüffeln. Es hebt horchend den Kopf und stemmt sich mit den Vorderpfoten in die Fladen. Mit klugen Augen erwartet es die Befehle seines Herrn. „Da, faß ihn!“ Der Bauer wirft einen Holzknüppel gegen das hintere Stallgebäude. Er kracht gegen eine der Türen. Die Rinder dahinter brüllen und drängen unruhig gegen das Gatter. Die Hennen gackern erschreckt und stieben mit angelegten Flügeln und langgestreckten Hälsen in eine ferne Ecke. Der Hund stürzt sich auf das Geschoß und packt es mit den Zähnen. Hasso ist ihm entgegengesprungen und schnappt ebenfalls fletschend nach der Beute. Die beiden Doggen beißen sich knurrend an dem Stab fest und balgen sich wütend. Sie wälzen sich übereinander, und Tine jault schrill, wenn der stärkere Rüde sie auf das Pflaster drückt.

„Hasso! Tine! Hierher!“ befiehlt der Bauer. Gehorsam beenden die Tiere ihren Kampf. Hasso springt mit ein paar Sätzen heran und kauert sich Haselmann winselnd vor die Beine. Die Petze bringt den Stock und legt ihn ihrem Gebieter in die geöffnete Hand. Die beiden Doggen strecken weit die Zungen aus dem Maul, japsen durstig nach kühlender Luft. Haselmann bemerkt, daß nunmehr auch das Gebiß Tines voll ausgebildet ist. Prüfend betastet er mit der Kuppe des Zeigefingers die aufragenden Reißer. Sie sind weiß und spitz wie Dolche. Sie haben das trockene Holz des Knüppels tief aufgespellt.

Nun können die Werber kommen, denkt der Bauer. Keinen Fuß werden sie über die Schwelle meines Hofes setzen. Die Hunde werden sie anfallen, schon wenn die Tür knarrt. Haselmanns Doggen sind bis in die Nachbar-

dörfer hinein bekannt. Wie seine Kühe. Die Schwarzbunten vom Haselmann, sagt man, fast andächtig, und meint seine Rinderzucht und die beiden abgerichteten Doggen. Im letzten Jahr haben manche der Haselmannschen Kühe über viertausend Liter Milch gegeben, mit einem Fettgehalt von vier und mehr Prozent. Der Rüde Hasso hat im Winter vor sieben Jahren einmal einen Hühnerdieb gefaßt. An der Pforte zum Garten hat er ihn gestellt und in den Schnee geworfen. Um Mitternacht war das, als Haselmann und seine Frau bereits in den Betten lagen. Bis zum Morgen hat die Dogge über dem Mann gestanden, die Zähne nicht von seiner Kehle genommen. Der Dieb wagte weder sich zu rühren noch zu schreien, das Tier hätte zugebissen. Bei jeder Bewegung des Einbrechers knurrte es mißtrauisch und drückte seine Reißer tiefer in den Hals. Haselmann lachte schallend, als er früh die Gruppe fand, den spreizbeinigen Hund, darunter den steifgefrorenen und vor Angst schwitzenden Hühnerdieb, der noch den Sack mit dem toten Federvieh in der Hand hielt. Lange danach noch wurde Haselmann oft benötigt, die Geschichte zu erzählen, in der Schenke beim Bier, abends in der Kegelbahn. Er tat es gern, es bestärkte seinen Ruf, für unantastbar zu gelten. Was kümmert es ihn, daß manch einer seinen Kindern mit Haselmanns Dogge droht wie vordem mit dem schwarzen Mann. Es schmeichelt ihm, wenn ihn jemand besucht und zaghaft fragt: „Hast du auch die Hunde an der Kette, Jakob?“

Den Rüden hat sich Haselmann angeschafft, als sein Gehöft aufgebaut war, das gemeinsame Gebäude für die Wohnung und die Ställe an der ungepflasterten Straße, in deren Schlamm nach einer Woche Regen die Wagen bis fast an die Naben versinken, und die Scheune hinter dem Hofplatz. Haselmann war Neubauer geworden; er hatte zweiunddreißig Morgen Land aus dem ehemaligen Besitztum des Gutes erhalten, auf dem er selbst als Schweizer gedient hatte, zwei Schafe, ein Schwein, ein trächtige Kuh und einen Ochsen. Er hatte damals mehr Ackerfläche zugesprochen bekommen als die meisten Landarbeiter und Umsiedler. Denn er hatte unbedingt auch die steinigen, ertragsmageren Felder auf dem Hang der Weihnachtshöhe zurückhaben wollen. Er entsinnt sich noch deutlich, wie er bei der Aufteilung darum gefeilscht und das Los nicht anerkannt hatte. Wenige Tage darauf, als er den harten Boden unterhalb des Fichtenwäldchens, das der Höhe den Namen gegeben hatte, umpflügte, wurde ihm das schwere belgische Pferd von einer Mine zerrissen, die fliehende Soldaten in den letzten Kriegstagen dort vergraben hatten. Aber auch dadurch ließ sich Haselmann nicht von seinem Willen abbringen, das Feld zu bestellen. Als Neubauer hatte Haselmann lange noch im Gesindeflügel des Gutes gehaust. Er war damals noch unverheiratet und erhielt daher erst als einer der letzten seinen Bauernhof. Haselmann umschloß ihn sofort mit

einer zwei Meter hohen Mauer, die er mit den Scherben zertrümmerter Flaschen bespickte. Bis in die Kreisstadt fuhr er dann, zu einem Fleischer, und suchte sich aus einem Wurf Welpen den Hund aus. Als das Tier zehn Wochen alt war, ließ er es absetzen und nahm es zu sich in die Wohnung. Er gewöhnte die junge Dogge an sich und fütterte sie mit Fleischresten, süßem Brei, Möhren und Eiern. Haselmann würde sie auf jeden hetzen, der nach seinem Eigentum griffe.

Jakob Haselmann war nicht mehr der jüngste zu jener Zeit. Er brauchte einen Erben für den Hof, also brauchte er für den Erben auch eine Mutter. Der Besitz der Väter war vom Gut zurückerobert, und er sollte nicht wieder verlorengehen, nur weil es für ihn nach Jakob Haselmann keinen Herrn mehr gäbe. Der Bauer erkor sich Susanne zur Frau, die dralle, fleißige Susanne aus einem sandigen Heidedorf jenseits der Autobahn und der Mulde. Er lernte sie kennen, als er dorthin unterwegs war, um Färsen für seine Zucht zu kaufen. Mit den Rindern war er aufgewachsen, als Schweizer waren sie ihm seine vertrautesten Gefährten geworden. Er liebte die Tiere, ihren Geruch, ihre warmen Wammen, ihren geduldigen Treublick. Sie hatten ihn oft versorgt, als er noch Kind war, wenn er Hunger hatte; sie beköstigten ihn mit Milch, Butter und Käse. Sie zogen den Pflug, und noch nach ihrem Tode dienten sie mit schmackhaftem Fleisch und mit Lederhäuten. Haselmann wollte eine Kuhherde aufziehen, wie sie vor ihm kein Junker besessen hatte. Er fragte Susanne, ob sie ihm dabei helfen wolle. Ihm gefielen ihre starken, rosigen Arme, ihre Art, wie sie die Kartoffelsäcke vom Wagen stemmte. Sie war die Tochter eines Klitschers, der sich auf dem Sandboden krumm gerackert hatte. Sie wartete auf ihren Mann, der im Kriege verschollen war und den sie nach der Ferntrauung nie wieder gesehen hatte. Sie sagte zu, als Haselmann sie fragte, und zog mit ihm über die Mulde ein in die Neubauernfestung am äußersten Ende des fremden Dorfes. Unter ihrer Pflege gediehen die Kühe noch einmal so gut, bald waren sie weithin berühmt wegen ihrer ungewöhnlichen Milchleistungen.

Suschen hat dem Hof einen Erben geboren, einen Bengel mit fuchsroten Haaren, der seiner Mutter glich wie ein Ei dem anderen. Haselmann hat es der Frau nie verübelt, daß sie ihm einen Jungen schenkte, der gar nicht aussah wie ein Haselmann. Wichtig für ihn war, die Familie würde nicht aussterben und die Wirtschaft würde fortbestehen. Jetzt hat er die beiden weggeschickt, die Bäuerin und das siebenjährige Söhnchen. Sie sind wieder über den Fluß, zur Klitsche der Schwiegereltern, die nun auch schon eine Genossenschaftsklitsche geworden ist. Jakob Haselmann will die städtischen Werber allein empfangen, oder besser, er will sie nicht empfangen. Das Tor wird verrammelt, und die Doggen sind schon von der Leine gelegt. Jeden Sonntag treibt es die Agitatoren jetzt in die Dörfer, immer und

immer wieder, wie brünstige Kühe zum Bullen. Jakob Haselmann ist hier im Ort einer der letzten, die noch außerhalb der Kolchose stehen, von den einstigen Neubauern ist er der letzte. Aber er wird nicht umfallen, er wird den Hof, das Vieh, die Äcker bis hoch hinauf zur steinigten Weihnachtshöhe nicht wieder hergeben. Er braucht die Genossenschaft nicht, ihm steht das Wasser nicht an den Hals, er kann schuften wie ein Pferd. Und hat er auch seine Felder nicht vergrößern können, seine Ställe wurden in jedem Jahr angebaut, seine acht schwarzbunten Rinder sind der gallige Neid aller Züchter ringsum, sie haben ihm sogar die Achtung der protzigen Altbauern eingetragen. Nur die Frau hat er jetzt weggeschickt, damit sie ihm nicht noch die Ohren vollplärrt, wenn er das Agitationsgeschwätz schon überstanden hat. Denn seit ihr Vater in der Genossenschaft ist, hat auch sie den Kollektivierungsfimmel. Sie sagt es nicht, aber er brütet in ihrem fuchsroten Kopf wie in einem Nest. Jakob Haselmann merkt es, wenn sie im Dorf war und in die Stube tritt und über den Tisch brabbelt: „Der ist auch eingetreten, einen nach dem anderen erwischt es.“ Da verläßt sich Haselmann lieber auf sich selbst und auf seine beiden Doggen.

Der Bauer tritt auf die Straße. Der Rüde bleibt wachsam an der Hoftür stehen, schnuppert in den warmen Tauwind und sichert. Die Hündin Tine trabt ins Freie, die Spürnase dicht über der welken Grasnarbe, an der Hagebuttenhecke verweilt sie und näßt. Die Wege sind aufgeweicht, das Schmelzwasser in den Wagenspuren vom letzten Herbst glitzert im Sonnenlicht. Der Wind hat mit lauer Zunge den Schnee von den Feldern geleckt. Hier und da schimmern die grünen Lanzettenblättchen der Wintersaat auf den feuchtdunklen Äckern. In den Gemüsegärten hinter den Häusern dörren ausgewitterte Kohlstrünke. Die Bäume und Sträucher sind noch kahl, ihre Zweige sind starr und störrisch, ihre Rinde ist schwarz. Der Rauch aus den Schornsteinen flattert unstet im Kreise, drückt sich mal an die Gehöftmauern, diest mal in den Himmel. Das sonntägliche Schweigen des Dorfes wird nur hin und wieder von Geräuschen zerschnitten. Ein Schwein quiekt, ein Zinkeimer klappert, ein Motor heult. Jakob Haselmann nimmt eine Prise Erde auf und zerreibt sie zwischen den Fingern. Den Rest zerkaut er, schmeckt ihn ab und speit ihn in einen Tümpel. Wenn Suschen zurückkommt, denkt er, wird es Zeit, den Roggen zu drillen.

Am Anfang der Neubauernsiedlung, dort, wo das Altdorf zu Ende ist, am Transformatorenhäuschen, tauchen zwei ver mumnte Gestalten auf. Es sind Ortsunkundige, Haselmann merkt es daran, daß sie auf dem zerfahrenen Weg hin und her tapp en und sich einen trockenen Pfad suchen. Das sind die Werber, denkt der Bauer, bis jetzt haben sie beim Bürgermeister gesessen und die Gehöfte unter sich aufgeteilt. Sie kommen in aller Herrgottsfrühe schon, sie haben es eilig mit der Kollektivierung. Hinter jedem

Hof sind sie her wie der Teufel hinter der Seele. Da ist ihnen nichts heilig, nicht einmal die letzte Sonntagsruhe des Bauern vor der Frühjahrsbestellung. Aber vor einer Woche hat der Pastor die Glocken läuten lassen und zum Kirchgang gerufen. Es sind die hartgesottensten Sünder wieder fromm geworden. Alle, die nicht in die Genossenschaft wollten, sind den Agitatoren davongerannt. Die Predigt braucht man nur zu hören, haben sie gesagt, man braucht darauf nicht zu antworten; denn Gott läßt sowieso nicht mit sich diskutieren. Und darum sind die Werber wohl heute schon so früh da, damit sie nicht noch einmal vor leeren Häusern stehen.

Haselmann riegelt das Seitentor hinter sich zu. Er legt den Balken vor und hängt das Schloß ein. Er verschanzt sich hinter den Mauern seines Hofes. Das ist sein Eigentum, und auf seinem Eigentum hat niemand etwas zu suchen. Auf der Straße können sie ihn mit ihren Reden überfallen – wenn er noch auf der Straße wäre. Aber hier drin ist er vor allen Angriffen sicher, weit entrückt der Genossenschaftswelt. Hasso und Tine, die beiden Doggen ruft er, und er schärft ihnen ein, das Gehöft vor den Fremden zu schützen. Die Tollwut sollen sie kriegen, die Kolchosapostel. Wau, wau, belfert der Rüde, und es soll heißen: ja, ja. Tine hält den Kopf schief und zeigt ihre weißen, dolchspitzen Reißer. Der Bauer geht in das Haus, er legt Kohlen im Ofen nach und wartet. Still ist es, still und friedlich, nur das Feuer bullert.

Motorenlärm dringt ins Zimmer, ferner, anschwellender Motorenlärm. Näher und näher kommt das Getucker, und der Bauer sinnt: Jetzt haben sie sich nicht über den Schlamm getraut, die Herren Agitatoren. Womöglich sind es welche von der Sorte mit gewichsten Halbschuhen. Das Dorf ist eine Großstadtpromenade, bei dem Tauwetter, denken sie. Keine Ahnung von der Landwirtschaft, aber dem Bauern die Genossenschaft in den Bauch reden wollen. Nicht einmal naß werden wollen sie dabei, bei ihrer großen Gesinnungswäsche. Jetzt haben sie sich wohl ein Auto genommen, über den Dreck weg, die Stadtmenschen. Haselmann fühlt plötzlich das Bedürfnis, laut zu lachen. Er findet den Krieg in seiner Festung amüsant.

Das Auto bremst vor den Fenstern. Haselmann sieht, es ist ein Konsumauto. Stadt und Land – Hand in Hand, steht in riesigen Lettern auf seinem gelben Blechrumpf. Was soll das nun wieder, belustigt sich der Bauer, im Konsum bin ich doch schon, in die Kolchose will ich nicht. Plötzlich beginnt eine Männerstimme zu röhren: „Bauer Haselmann, falle dem Arbeiter-und-Bauern-Staat nicht in den Rücken. Bauer Haselmann, tritt in die Produktionsgenossenschaft ein. Höhere Marktproduktion durch mechanisierte Großflächenwirtschaft. Bauer Haselmann, wie lange willst du noch warten?“

In dem Lautsprecher knackt es. Die Hunde im Hof beginnen zu bellen. Der Rüde schlägt dumpf und drohend an. Die Hündin heult erschrocken. Sie springt wild gegen das Tor. Im Nu ist die Hölle los. Aus der Tüte auf dem Konsumauto tönt kreischende Musik. Es ist ein Schlager, Haselmann kennt die Melodie aus dem Radio. Mandolinen und Mondschein in der südlichen Nacht ... Die beiden Doggen rasen, blind gegen die unsichtbaren Lärmmacher. Nun wirft sich auch Hasso, der kalbgroße Rüde, an die Mauer. Haselmann hört bis in die Stube das Kratzen der scharfen Krallen an der Wand.

Jakob Haselmann tritt an die Scheiben. Er denkt: Sie wollen mich auslärmen. Er zupft den Store beiseite, äugt neugierig durch die Lücke zwischen der Gardine und der Leibung auf die Straße. Wieder schnarrt der Lautsprecher: „Bauer Haselmann, die Arbeiterklasse erwartet dein Ja zum gesellschaftlichen Fortschritt. Bauer Haselmann, bekunde durch deinen Eintritt in die Genossenschaft ...“

Jäh verstummt die heiser brüllende Stimme. Nur noch das wütende Gebell der Hunde ist zu vernehmen. Ein Mann hat sich auf das Trittbrett des Lieferwagens geschwungen und beschwört den Beifahrer. Der nimmt verutzt das Mikrophon vom Mund und unterbricht sein Agitationsgeschrei. Haselmann hört im Zimmer die Gesprächsfetzen.

„So kann man doch keinen Menschen überzeugen ...“

Der Mann im Auto antwortet. Aber es ist nicht zu verstehen.

„Wer hat euch bloß den Unsinn geraten ... Fahrt auf den Schindanger damit.“

Der Motor wird angelassen. Die Räder rotieren und schleudern die breiige Erde auf. Das Konsumauto wühlt sich aus dem Schlick. Es wendet und rollt holpernd davon, eine Fahne greller Schlagermusik hinter sich herziehend.

Haselmann beobachtet durch den Gardinenschlitz den Fremden. Der forscht aus dem Krempenschatten seines Hutes hervor die Front des Gehöftes ab. Ein Parteimann ist er, das ovale Abzeichen blinkt auf dem Aufschlag seiner Lederjoppe. Haselmann hat das Gesicht dicht vor sich. Wenn er das Fenster öffnete und den Arm ausstreckte, könnte er es berühren. Es ist von tausend Fältchen zerritzt, kein einziger Kratzer mehr fände auf ihm Platz. Die Nase ist breit und bäurisch, der Mund schmal, nur die Unterlippe ein wenig gebogen. Nase und Mund wirken zusammen wie ein tulpenförmiges Bierglas. Haselmann glaubt, diesem Antlitz irgendwo schon einmal begegnet zu sein. Er grübelt, aber er kann sich nicht entsinnen.

Da wird seine Aufmerksamkeit abgelenkt. Der Parteimensch ist nicht allein. An seine Seite tritt jetzt ein anderer, der gut sein Sohn sein könnte. Um die Hälfte jünger mag er sein als die Knitterhaut, vielleicht dreißig.

Er ist barhäuptig, um seinen Kopf locken sich wirre, kurzgeschnittene Haare. Die Brauen sind buschig und wulstig, die Augen darunter sind ein wenig zu klein, wirken verknißten, wie sie jetzt gegen die Sonne blinzeln, und unangenehm eigensinnig. Überhaupt ist alles eine Nummer zu klein, denkt der Bauer, in dem glatten, blassen Gesicht, die Augen, die Nase, der weiche Mund. Ein Held für die Weiber wäre er, der jüngere, wenn er nicht schon Fett ansetzte, unter dem Kinn und auch auf den Backen. Vielleicht hat er auch schon einen Schreibstuhnhockerwanst unter dem knielangen, losen Mantel.

„Geh du mal an das Tor“, sagt der Alte zu dem Jungen. „Vielleicht ist wer auf dem Hof, in den Ställen. Aber nimm dich in acht vor den Kötern. Ich bleibe hier. Kann ja sein, daß die Bauern hinter den Fenstern hier sind.“

Das blaßes Gesicht verschwindet. Das Knittergesicht lüftet den Hut, schiebt ihn aus der Stirn und tastet mit den Blicken jeden Winkel an der Hauswand ab. Die Augen des Parteimenschen sind grau wie die Brauen darüber. Der Bauer belauert ihn und denkt: Jetzt nicht bewegen, sonst wackelt die Gardine und verrät mich noch. Er lauscht auf das Geknurr der Hunde, sicherlich hat der andere Kerl die Hand auf der Klinke. Er soll sich nicht einbilden, daß er unbemerkt bleibt von den Doggen. Sie haben seinen Geruch schon längst in der Nase, und das macht sie nicht so hilflos wie gegen den Krawall des Konsumautos. Wenn sie den Fremden gewittert haben, ist es genauso gut, als hätten sie ihn gesehen, besser noch. Eines der Tiere bellt, es klingt wie ein lauter trockener Husten. Der Rüde mag es sein, er ist nicht gleich wild, er spart seine Kräfte. Aber die Hündin Tine geifert schon wieder schrill und zornig, Hassos harte Schläge geben ihr Mut. Nun werden die vermaledeiten Werber bald umkehren, überlegt der Bauer. Das Tor ist verschlossen, und die Hunde kläffen ihnen die Ohren voll.

Der Junge ruft: „Nichts zu machen, Kalle. Der Hof ist dicht, und keine Menschenseele läßt sich blicken. Als ob die Pest hier gehaust hätte. Wie im Dreißigjährigen Krieg komm ich mir vor. Alles öd und verlassen.“

„Spinn nicht schon wieder“, antwortet der Alte, den der andere Kalle nennt. „Hau mal mit der Faust gegen das Holz. So früh ist kein Bauer von seinem Hof, am Sonntag und im Winter.“

Der Spinner wummert gegen das Tor. Die Doggen dahinter heulen. Tine hackt sicherlich schon die Reißer in den Vorlegebalken. Und Hasso wird gierig die Lezzen über dem Gebiß blößen. Lust hätte ich, ihnen mal die Hunde an die Gurgel zu setzen, wie damals dem Hühnerdieb, flucht Haselmann in sich hinein. Und er trippelt schon von einem Fuß auf den anderen. Die unbewegte Haltung hinter dem Store ermüdet ihn. Wenn der Parteimensch doch bloß einmal den Kopf wenden würde! Haselmann erwünscht seine Neugierde, die ihn ans Fenster trieb. Eine Flasche Korn hätte

er sich vornehmen und sie aussaufen sollen, bis die roten Apostel sich ausgetobt haben.

Die Hunde werden ruhiger. Der Junge kommt zurück. „Wir verträdeln nutzlos die Zeit hier“, sagt er. „Laß uns gehen. Zum Büttnerbauern im Dorf wollen wir auch noch. Die hier sind vielleicht ausgeflogen. Wir versuchen es noch einmal, wenn sie zurückkommen. Jeder Vogel kehrt in sein Nest zurück.“

Einen großen Vogel hat er, der Blaßschnabel, denkt der Bauer. Wie schön er redet. Aber der Bauer ist kein Vogel, und der Hof ist kein Nest. Wenn nur nicht die Finger schon zittern würden am Store. Anstrengender ist das, als einen hundertjährigen Storren zu roden.

„Da kennst du die Vögel schlecht“, brummt der Alte und wendet endlich den Blick vom Fenster. „Wenn sie Gefahr ahnen für ihr Nest, bleiben sie entweder drin und ducken sich noch tiefer hinein, oder sie geben es ganz auf und bauen sich ein neues. Aber solch ein Gehöft wie dieses hier wird wohl keiner so schnell verlassen ...“

Palavert nur, denkt der Bauer, jetzt hab ich es günstig, mich ins Zimmer zu verkriechen. Es wird auch Zeit, die Knochen sind schon steif. Das Knittergesicht stiert nicht mehr auf die Scheiben. Haselmann läßt erlöst die Hand sinken und schleicht sich rückwärts von der Gardine weg. Leise, leise, damit ihn niemand dabei ertappt. Die Stimmen auf der Straße werden ferner. Die Wetterschenkel der Fensterrahmen scheinen mit jedem Schritt höher zu rutschen, den Männern bis an die Hälse. Schon will sich der Bauer aufatmend umdrehen, da stößt er an einen Stuhl. Gepolter. Haselmann erstarrt und horcht.

„Was war das? Hast du gehört?“ fragt der Alte.

„Ja. Das kam aus dem Zimmer“, antwortet der Junge.

„Da ist wer drin. Die Gardine wackelt. Guck mal!“ Der Parteimensch tritt dicht an das Fenster und hämmert mit der Faust gegen die Scheiben. Zerschundene, rauhhäutige Fingerrücken erspäht Haselmann. Nun bellen auch wieder die Hunde.

„He! Bauer Haselmann! Sind Sie es? Machen Sie doch bitte die Tür auf!“ Das war die knarrige Stimme des Alten.

Der Bauer hat sich an der Tischkante festgekrallt. Hätte er sich doch bloß an den Schnaps gehalten. Aber sie sollen ihn dennoch nicht ausräuchern. Noch fühlt er sich sicher in seiner Burg, wenn er auch entdeckt wurde. Da können sie lange gegen die Scheiben klopfen. Einmal werden sie es satt haben. Sie wollen ja noch zum Hannes Büttner, dem Altbauern. Sollen sie zusehen, ob sie den rumkriegen. Er, Haselmann, fällt nicht um. Gerade vor dem Büttner nicht. Mit höhnischen Augen würde der sticheln. Über den schaumigen Biertopf weg in der Kneipe: Hast dich wohl doch

nicht gehalten, du neureicher Neubauer? Da sieht man wieder, was ihr wert seid, ihr Habenichtse. Nicht mehr, als was ihr vorher besessen habt. Ehe sie euch das Land in den Rachen gestopft haben. Ohne daß ihr einen Finger dafür gekrümmt habt.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, Haselmann. Wir sind Ihre Freunde.“ Das war der Junge.

Freunde, pah! Angst! Ein Haselmann und Angst vor den Städtern! Aber wenn er sich jetzt nicht zeigt, werden sie gar noch glauben, er fürchte sich wirklich. Und wenn das noch die Runde im Dorf macht, werden die Bauern sagen: Seht nur, so unantastbar ist der Haselmann gar nicht. Hat sich am Fenster den Hals nur verrenkt, wie die Gans, wenn's donnert. Warum ist er nicht einfach hingegangen und hat die Fremden davongejagt? Dieser Gedanke ist dem Bauern bisher noch nicht gekommen, er überrascht ihn und macht ihn unsicher. Hin und her kann er überlegen, den verrückten Einfall drehen und wenden, wie er will, so und nicht anders wird man im Dorf von ihm reden. Die Werber haben gehört, wie der Stuhl umkippte, und können sich wohl denken, daß jemand im Haus ist. Die Genossenschaftsmitglieder werden schon für das Getratsche sorgen, wenn sie von den beiden da draußen erfahren, wie es wirklich war mit Haselmann. Teufel noch mal, er wird gehen und das Tor öffnen.

Haselmann verläßt die Stube. Das Knittergesicht pocht noch immer gegen die Scheiben. Auf dem Hof stehen die Doggen und belfern. Sie traben herbei, als der Bauer erscheint, und beschnüppern ihn freudig. Der Bauer krault der Hündin das Fell am Hals. Er schlurft in seinen Pantinen an den Eingang und dreht den Balken hoch. Er nimmt das Schloß ab und schiebt den Riegel zurück. Breit stellt er sich in den Torweg und gähnt. „Solch ein Krach am frühen Morgen. Hier ist nichts zu holen, bei mir.“

„Wir sind vom Kombinat“, sagt der Alte und schlendert herbei. „Über die Genossenschaft wollten wir mit Ihnen sprechen.“ Tine, die Petze, ist bei ihm und schnappt nach der Hose.

„Tine! Hasso!“ schnauzt der Bauer. „Setz dich!“ Die Tiere gehorchen. Der Rüde hockt sich sofort vor die Füße seines Herrn. Die Hündin wedelt noch ungläubig mit der Säbelrute, ehe sie dem Beispiel der großen Dogge folgt. „Was gibt's da schon viel zu reden. Einen Sackvoll leerer Versprechungen. Unsereins kennt das doch. Weiter nichts.“

„Hören Sie uns doch erst einmal an“, sagt der Junge und läuft mit seinen Blicken auf dem Bauern umher.

„Na, kommen Sie rein dann. Hier draußen ist es noch frisch.“ Haselmann hat nur ein Hemd und einen ärmellosen Pullover auf dem Oberkörper. Ihn fröstelt und er will sich nicht noch erkälten vor der Frühjahrsbestellung. Außerdem sollen die beiden nicht annehmen, er getraue sich nicht,

sie zu empfangen. Er geht voraus und sinnt, ob er das Knittergesicht des Alten nicht schon irgendwo gesehen hat. Wann kann das nur gewesen sein, oder ist es doch eine Täuschung? Jetzt sind die beiden in seinem Rücken und schweigen. Womöglich legen sie die Worte zurecht, wie Fallen, mit denen sie ihn fangen wollen. Gut, daß er vorher die Frau weggeschickt hat. Wenn sie den Speck riecht, geht sie drauf wie eine Maus. Haselmann hätte es lieber, wenn die beiden vor ihm hergingen. Da könnte er sie beobachten, wie sie es jetzt mit ihm tun. Er fühlt es wie eine Last auf seinem Nacken, daß der Junge ihn unangenehm prüfend beschaut. Aber sich umgucken dauernd kann er doch nicht, und so trachtet er, schnell den Steintritt zu erreichen. Dort verharret er und bittet die beiden Werber, vor ihm in das Haus zu treten.

In der Stube sagt der Alte: „Ich heiße Kulka, Kalle Kulka. Wir sind vom Chlorbetrieb aus dem Kombinat. Ein verdammter Schlammweg bis hierher. Was meinen Sie, Kollege Haselmann, sollte man die Straße nicht pflastern können?“

Der Bauer möchte die tausend Fältchen in Kulkas Gesicht auseinanderklappen, um zu sehen, ob sich dahinter nicht etwas verbirgt, was er kennt. Er belauert das Mienenspiel des Mannes und versteht daher nicht den Namen, mit dem der andere sich vorstellt. Das soll die Falle sein, denkt Haselmann, das mit der ungepflasterten Straße. Deshalb sind sie wohl nicht aus der Stadt gekommen, um nach der Straße zu fragen. Und er antwortet: „Es ist solange gegangen mit dem Dreck hier. Da wird es auch noch weiter so gehen.“

„Das dürfen Sie nicht sagen, Kollege Haselmann“, mischt sich der Blaßschnabel ein. „Eine Kolonne Bauarbeiter hierher und die genügende Menge Schotter und Granit. Bis zum Sommer ist der Weg glatt wie eine Rollbahn. Nichts wird ewig so weitergehen, wie es im Augenblick ist. Besonders auf dem Dorf nicht, ein ganz neues Gesicht muß es aufsetzen.“

„Das Dorf bleibt das Dorf“, entgegnet der Bauer, verärgert über die belehrenden Worte des Jungen. „Man kann es putzen. Aber es bleibt das Dorf. Und die Äcker bleiben. Und die Kartoffeln müssen rein. Und die Kartoffeln müssen raus. Jahr für Jahr, immer dasselbe. Damit ihr Städter was zu beißen habt.“

„Das Dorf ist schon nicht mehr das Dorf. Heute ist auch nicht mehr gestern“, spinnt der Junge dagegen. „Vor fünfzehn Jahren war hier noch das Rittergut. Heute steht es nicht mehr. Vor fünfzehn Jahren war auch noch keine Genossenschaft. Heute ist sie.“

„Was wißt denn ihr von dem Gutsherrn, dem Wenzel“, brummt der Bauer, und er hält seine klobigen, hornhäutigen Hände hin. „Hier, mit diesen Pfoten habe ich da geschuftet. Und froh bin ich, daß ich einen

eigenen Hof habe. In die Genossenschaft soll ich jetzt. Darum seid ihr doch hier, was? Von meinem Eigentum kriegt mich keiner runter. Zehn Pferde kriegen mich nicht runter. Eher steck ich das Haus in Brand ...“

Nun ist Bauer Haselmann schon aufgeregt. Er hätte doch nicht das Tor öffnen sollen. Sie reden wie mit Engelszungen, die Städter. Und sie bringen einen doch in Rage damit. Man ist ihnen nicht gewachsen, ihrer List. Herrgott, besser ist, man wirft sie wieder hinaus.

Mitten in der Stube steht immer noch Kulka. Er knetet den Hut in den Händen. „Überlegen Sie sich's, das mit der Genossenschaft ...“

Und der Junge, der für den Bauern noch keinen Namen hat, schulmeistert wieder: „Eine Großlandwirtschaft brauchen wir. Mit Flächen bis an den Horizont, mit Maschinen. Verstehen Sie doch ...“

„Nichts überleg ich und nichts versteh ich“, schreit Haselmann jetzt. „Daß ich nicht unter die Hungerleider geh, das versteh ich.“ Er läuft zur Tür, reißt sie auf und befiehlt: „Raus hier! Ich will mein freier Herr sein ...“

Kulka und der Junge blicken sich ratlos an. Kulka setzt den Hut auf den Kopf und humpelt über die Schwelle. Ja, Kulka hinkt, unmerklich fast, aber er hinkt. Jetzt, da er sich beeilen will, sieht man es deutlich. Das linke Bein schleppt der Alte ein wenig nach. Ganz nah vor dem Bauern sagt er, und Haselmann kann deutlich jeden Riß in dem Antlitz erkennen: „Das war noch nicht das letzte Wort, Bauer.“

Haselmann weiß nichts zu entgegnen. Kulkas Erscheinung verblüfft ihn. Jetzt plötzlich entsinnt er sich.

Die erste Begegnung

Kalle Kulka saß in einer der letzten Reihen des verräucherten Tanzsaales, der dem Dorfkneiper gehörte. Vor ihm, hinter und neben ihm raunten die Menschen; heftig diskutierten sie bereits für sich die eben beschlossene Rede, die der Beauftragte des Antifaausschusses gehalten hatte. Er hatte die Verordnung über die Bodenreform erläutert, aus der hervorging, daß auch der Grundbesitz des Freiherren Wenzel und des ehemaligen Ortsbauernführers Kluge enteignet und aufgeteilt würde. Der Raum war knackvoll, die Luft mit stinkendem Tabakqualm geschwängert. Die Stühle des Gastwirts hatten nicht ausgereicht, und man hatte schnell noch aus rohen Brettern ein paar Bänke zusammengezimmert und sie auf das brüchige Parkett gestellt. Fast alle erwachsenen Einwohner des Dorfes waren erschienen, viele Knechte und Mägde von den beiden Gütern, manche mit heißen Erwartungen in den Augen, andere mit verschüchtertem Scheublick, Flüchtlinge von sonstwoher, mit Gesichtern, fremd wie ihre zungenbreche-

rischen Familiennamen, Kätner und Kleinpächter. Die Altbauern waren ebenfalls gekommen, einige wohl aus Angst, die Gerüchte könnten sich bestätigen, daß nicht nur das Land über hundert Hektar zerstückelt würde, die meisten aber doch aus Interesse oder zumindest aus Neugier. Die Skeptischen hatten sich eine Stuhlreihe im Saal reserviert, hockten nun dort wie die Hühner auf der Stange und waren sogar entschlossen, die Versammlung zu sprengen, wenn man einen von ihnen zum Schlachten holte. Hannes Büttner war ihr Anführer, er hatte sich kurz vor Beginn durch die Reihe gezwängt und dröhnend gesagt: „Mal luchs, was die Habenichtse anrichten wollen im Dorf.“ Hin und wieder entdeckte man auch die Gesichter von Arbeitern, die hier in der Gemeinde wohnten, früher wohl selbst sogar einmal Acker besessen hatten und nun in irgendeinem der nahen Großbetriebe beschäftigt waren. Ferngeblieben waren der Zusammenkunft eigentlich nur, sah man von den wenigen siechen Alten, den Frauen mancher Bauern und Arbeiter und einigen wageunmutigen Bediensteten ab, die Familienangehörigen der Wenzel und Kluge. Kalle Kulka aber war sich gewiß, daß sie ihre Spitzel hergeschickt hatten, vielleicht die Kammerzofe dort und den Großknecht, die beide nahe der Tür kauerten, bereit, sofort nach Schluß der Veranstaltung ihren Gebietern haarklein zu berichten. Vor allem deswegen war Kulka noch im Dorf geblieben, um zu beobachten, welche Wirkung seine und der anderen Genossen Agitation hinterlassen hatte. Sein Auftrag war mit dem heutigen Tage erledigt, morgen schon würden sich die Bodenbewerber in die Listen eintragen, die Ländereien, das Vieh, die Gebäude und die Maschinen der Güter würden registriert, und er, Kulka, würde in die Fabrik zurückkehren. Junkerland in Bauernhand – es geschah.

Der Versammlungsleiter mahnte zur Ruhe und erklärte, daß jetzt die Bodenkommission gewählt werden müsse. Stimmberechtigt seien nur, sagte er und las aus der Verordnung vor, die Landarbeiter, landlosen Bauern, Bauern, die weniger als fünf Hektar Land besäßen, und die ansässigen Umsiedler. Aus der Ecke der zweifelnden Altbauern schwoll daraufhin empörtes Gemurmel, und einer fragte hämisch, was das denn für eine saubere Demokratie sei, wenn nicht einmal die Eingesessenen mitbestimmen dürften, was für eine Ordnung künftig im Dorf herrschen solle. Der Mann vorn am Tisch legte die Hand auf die Verordnung und entgegnete: „Gesetz ist Gesetz, Vorschläge bitte.“ Namen wurden genannt, drei, vier, fünf, sechs. Der Vorsitzende des Antifaausschusses notierte sie auf einen Zettel. Plötzlich stand einer auf, Geschirrführer vom Gutshof des Freiherren Wenzel. Einen krummen Buckel machte er, als scheute er sich, in voller Größe dazustehen. Er war ein Hüne von Gestalt, und er röhre: „Ich bin für den Hinkepoot. Wo ist er denn, der Hinkepoot? Vorhin habe ich ihn doch gesehen...“

„Hoho! rief ein anderer, Sohn eines Großbauern. Aber er zeigte sich nicht, er versteckte sich in der Schar seinesgleichen. Er wollte lieber unerkannt bleiben, denn er war sich nicht sicher, ob seinem Zweifel zugestimmt würde. Von seinem Sitz aus meckerte er: „Was soll das für eine Kommission werden! Jeder Hergelaufene wird nun schon reingewählt. Wer kennt ihn schon, diesen Hinkepoot. Männer vom Dorf müssen es wenigstens sein...“

Der Hüne drehte sich um. Er spähte nach dem Zwischenrufer, aber er entdeckte ihn nirgends. Verächtlich winkte er mit der Hand ab und wandte sich wieder zur Bühne. „Ich kenn ihn genau, 'n Arbeiter ist er wie wir. Wie der den Inspektor vom Gut an die Kandare genommen hat ... Damit wieder der Saat in die Äcker kommt diesen Herbst ... Das hätte keiner getan aus dem Dorf...“

Der Versammlungsleiter sagte: „Ob er in der Kommission bleibt, darüber soll der Kreis entscheiden. Wir haben ihn jedenfalls schon auf die Liste gesetzt. Er ist der Siebente jetzt. Wir wollen aufhören mit den Vorschlägen. Steh doch noch mal auf, Genosse Kulka.“

Kalle Kulka erhob sich. Er war der Hinkepoot. Er fühlte aufgeregt, wie ihm das Blut in den Kopf schoß. Alle Gesichter fuhren herum, prallten ihn an. Zweihundert und mehr Augenpaare suchten ihn ab.

„Hat jemand eine Frage an den Genossen?“

Niemand hatte zu fragen. Auch die Nörgler schwiegen. Aber sie alle hätten nur fragen sollen. Kalle Kulka hätte nichts aus seinem Leben zu verheimlichen gehabt. Doch die meisten der Bauern, Umsiedler und Landarbeiter kannten ihn wohl bereits. In den drei Wochen, die er nun im Dorfe weilte, hatte er mit vielen von ihnen gesprochen. Immer und immer wieder über ein und dasselbe. Wie können wir uns sichern, daß es nicht noch einmal einen Krieg in Deutschland gibt, einen gottverdammten Krieg. Die Militärs und die Naziführer – dort auf den Gütern sitzen sie – müssen bestraft werden für ihre Verbrechen. Wie können die Knechte und Mägde wieder zu dem Eigentum kommen, das ihren Ahnen von den Zwingherren geraubt wurde? Wie können wir den Flüchtlingen eine neue Heimat schaffen? Wir müssen dafür sorgen, daß die Äcker bald wieder Früchte tragen, damit der Hunger nicht mehr länger in den Städten haust. Bodenreform, die Macht der Großgrundbesitzer wird gebrochen, alles zum Wohle des kleinen Mannes. Im Auftrage ihrer Partei waren die Kommunisten in die Dörfer gegangen. Kalle Kulka war einer von ihnen. Anfangs fuhren die Genossen täglich mit der Eisenbahn, bis zum Bahnhof der Nachbargemeinde, und liefen den Rest des Weges, fünf Kilometer. Kalle Kulka hatte die anstrengende Reise zuerst satt. Die Züge verkehrten unregelmäßig, sie waren vollgepfropft mit Menschen, wenigen, die schon wieder geregelter Arbeit

nachgingen, vielen, die übers Land trampen und eine ihrer Habseligkeiten nach der anderen gegen Eßbares, Kartoffeln, Mehl, eine Wurst, Eier, eintauschen wollten. „Ich bleibe gleich nachts hier“, sagte er, „da braucht man sich nicht immer zwischen die Schieber zu klemmen. Außerdem steht dann mancher im Dorf morgens nicht wieder als Gesind auf, wenn er sich abends zuvor schon als Kleinbauer verabschiedet hat.“ Kalle schlief zunächst in einem der Gutsställe, eingewickelt in Pferdedecken. Dann zog er ins Wirtschaftsgebäude um. Bis vor kurzem wohnte er bei einem Mitglied des Antifaausschusses, einem Arbeiter, den er aus der Fabrik kannte. Tagsüber war er oft auf dem Schloßhof der Wenzel zu finden. Jedesmal fragte er, wann nun endlich die Felder umgebrochen würden. Die Aussaattermine rückten immer näher. Wenzel selbst allerdings befand sich nicht mehr auf seinem Gut. Er hatte mit den amerikanischen Besatzungstruppen die Gegend verlassen. Nur die alte, etwas schwachsinnige Mutter des Freiherrn und der Verwalter waren zurückgeblieben. Kulka verhandelte Tag für Tag mit dem Inspektor. Der tröstete ihn wieder und wieder, erdachte sich immer neue Ausreden, um den Wiederbeginn der Feldarbeiten hinauszuzögern. Einmal schob er den Regen vor, ein andermal die defekten Zugmaschinen und Pflugschare. Schließlich riß Kulka der Geduldsfaden, auf der großen Freitreppe vor dem Schloß war das. Der Inspektor wichste gelangweilt seine Stiefel und sah gar nicht auf, als der Arbeiter ihn mit seinen Forderungen bedrängte. Kalle Kulka rief den Geschirrführer heran, der vor dem Stall die Pferde striegelte. „Wann müßte mit dem Pflügen begonnen werden?“ fragte Kulka ihn. „Bei dem Wetter müßte es schon längst“, antwortete der Hüne. Zornig wandte sich Kulka wieder an den Verwalter: „Sie organisieren sofort das Nötige, Sie haben genug Zeit gehabt.“ Und als der Inspektor protestierte, drohte Kulka: „In einer Stunde komme ich wieder, die Polizei bring ich mit, die Russen. Wird dann nicht schon auf den Äckern gearbeitet, laß ich Sie vor den Pflug spannen wie einen Ochsen . . . Darauf können Sie Gift nehmen.“ Er stapfte von dannen, über das Kopfsteinpflaster des Hofes, ohne sich noch einmal umzublicken, das eine Bein nachziehend.

Kalle Kulka hatte seinen Fuß im Kriege verloren. Er war ihm nach einer schweren Verwundung bis unterhalb des Knies amputiert worden. Mit vierzig Jahren, nach der Besetzung Frankreichs durch die faschistischen Truppen, wurde auch Kulka rekrutiert. Man schickte ihn zunächst nach Norwegen, dann nach Griechenland, nach dem Überfall auf die Sowjetunion in die Ukraine. Dort bekämpfte die Einheit, der Kalle Kulka angehörte, die Partisanen. Für Kulka, der während der Krise in die Kommunistische Partei eingetreten war, war dies eine schimpfliche Tätigkeit, und sein Widerwille gegen sie wuchs ständig. Eines Tages hatten die Partisanen wieder

einen Waffentransportzug in die Luft gesprengt. Die beiden Posten an der Strecke waren niedergemacht und unter die Gleise mehrere Dynamitladungen geschoben worden. In blinder Wut darüber, daß die Russen in den Sümpfen verschwunden waren, ehe die Soldaten am Ort des Attentats eintrafen, ließ der Bataillonschef noch in derselben Nacht das nächstgelegene Dorf umzingeln. Haus für Haus wurde durchkämmt, jeder zehnte Einwohner wurde aus dem Bett geholt. Rücksichtslos wurden Kinder, Frauen und Greise zusammengetrieben und vor eine ausgehobene Grube gestellt. Kalle Kulka befand sich in dem Exekutionskommando, das die Unschuldigen erschießen sollte. Die Vergeltungsaktion, wie die Offiziere den feigen Mord nannten, wurde von SS-Leuten überwacht. Aber dennoch drückte Kalle Kulka nicht ab, als der Befehl gegeben wurde. Ein ukrainisches Bauernkind blieb am Leben. Die Totenkopf-Aufpasser sahen die Karabiner durch und fanden in Kulkas Magazin die Patrone. Sie bezichtigten ihn der gemeinsamen Sache mit den Feinden des Vaterlandes. Kalle Kulka erklärte, daß er wohl den Hahn bedient habe, aber das Gewehr offensichtlich fehlgezündet habe. Seine Lüge half nicht. Deutsche Waffen, deutsche Wertarbeit, entgegneten die Offiziere, versagten nicht. Ein SS-Mann nahm ihm das Gewehr aus der Hand, lud von neuem durch und sagte zynisch: „Sie werden mit Ihrer Knarre gerichtet, Mann, überzeugen Sie sich selbst vom Stand unserer Waffentechnik.“ Es nützte auch nichts, daß Kulka widersprach; ein Karabiner brauche nur ein einziges Mal Ladehemmung zu haben, sonst nie wieder. Ihm wurden die Augen verbunden. Er mußte zwischen die Leichen treten, neben das jammernde Kind vor der Grube. Kulka fühlte an der Stille ringsum, daß der SS-Mann auf ihn zielte. Er schloß mit seinem Leben ab. Aber es geschah nichts. Die Binde wurde ihm wieder abgenommen. Das Gewehr hatte diesmal tatsächlich fehlgezündet. Dennoch blieb der Verdacht gegen Kulka. Es genügte die Möglichkeit, er könnte nicht geschossen haben, um ihn heimlich zu überwachen. Jede Kleinigkeit wurde den Offizieren gemeldet, an jedem seiner Worte prüften sie nachträglich seine Gesinnung. Als Kulka einmal die Verpflegung bemängelte, führte das dazu, daß er wegen versuchter Aufwiegelung in ein Strafbataillon geschickt wurde, zur Frontbewährung, wie es hieß. Vor jedem Angriff mußte er dort die Felder von Minen räumen. Schon trug er sich mit dem Gedanken zu desertieren, als sein Nebenmann eines Tages von einer Mine zerrissen wurde. Die Explosion zerfetzte auch Kalle Kulka das Bein. Er wurde in ein Lazarett eingeliefert, amputiert und zurück nach Deutschland geschickt. Seitdem trug Kalle Kulka eine Prothese. Mit dem Holzbein hatte er wieder laufen gelernt, ohne sich auf Krücken stützen zu müssen. Wohl oder übel war er dazu gezwungen worden, denn man nahm keine Rücksicht auf seine Verwundung, zumal er sie sich im Strafbataillon

geholt hatte. In der Fabrik bediente er fortan Aggregate, die er im Sitzen steuern konnte. Er sei immer noch Soldat, sagte man ihm, Soldat der Heimatfront. Eigentlich nur, wenn er zu eilen begann, merkte man, daß er hinkte. —

Kalle Kulka eilte auch jetzt, er humpelte auch jetzt. Er war von den Bewerbern in die Bodenkommission gewählt worden, die vom Kreis hatten ihn bestätigt, und nun schritt er mit den anderen in die Flur hinein, um die Ländereien der Wenzel aufzuteilen. Mitte September war's und ein Sonntagmorgen, über dem sich diesigblau der Himmel wölbte. Frühe Fäden von Altweibersommer spannen sich ins Haar. Die Lerchen schraubten sich in die warme Luft, flatterten, trillerten, ließen sich plötzlich wie ein Stein irgendwo in eine Ackerfurche fallen. Fern kauerte das Dorf, die grauen, niedrigen Häuser an die hüglige Landschaft geschmiegt, überragt vom schlanken Mast des Kirchturms und dem drohenden Klotz des Schlosses. Noch nicht überall lagen die Äcker aufgescholt, auf manchen wucherte kniehohes Unkrautgestrüpp, Disteln und Kamille, wildgewachsener Hafer und Hederich. Eine lange Menschenschlange zog sich über die Feldwege, die Leute gingen meist zu zweit oder zu dritt nebeneinander. Der Bürgermeister und der Vorsitzende der Kommission führten die so völlig undemütige Prozession an, einige Kinder mit bunten Girlanden und roten Papierfähnchen beschlossen sie. Kalle Kulka befand sich an der Spitze, die Augenlider in seinem faltigen Gesicht waren von der Müdigkeit rot gerändert. Bis in die Morgenstunden noch hatten die Kommissionsmitglieder über den Karten gegessen, gerechnet und gemessen und die Parzellen in die Pläne gezeichnet.

Auf einem der Hügel, den die Bauern den Taubenberg nannten, nicht der Vögel, sondern seines unfruchtbaren, tauben Bodens wegen, verharnte der Zug. Von der Kuppe aus erhielt man einen weiten Blick über die Gemarkung, auf all die Feldstücke mit den vertrauten Namen, bis hinüber zur Weihnachtshöhe auf der gegenüberliegenden Seite, hinter dem Dorf, wo die Fichten wie eine dunkle blaue Wand standen. Der Vorsitzende der Kommission breitete die Karte vor sich aus, das in viele kleine Flächen, Rhomben und Quadrate, Trapeze und Dreiecke aufgeteilte Papier. Kalle Kulka und der Geschirrführer vom Gut hielten das Blatt an den beiden äußersten Zipfeln, der Schatten des Hünen legte sich über den Plan. „Geh mal aus der Sonne“, knurrte der Vorsitzende ihn an, „man kann ja nicht mehr blau von grün unterscheiden.“ Er meinte die Schraffierungen auf der Karte. Aber schon hatten sich die Bodenbewerber herbeigedrängt, vierzig oder fünfzig an der Zahl, und starrten erwartungsvoll auf die Lageskizze. Es gab keinen Fußbreit Erde mehr, wohin der Geschirrführer hätte ausweichen können. Auch Kalle Kulka stemmte sich gegen die Umstehenden,

die ihn in ihrer rücksichtslosen Neugier gegen den Kartenrand drückten. Alte, verwitterte Gesichter beugten sich über das Blatt, unstill wanderten die Augen auf und ab, verwirrt und oftmals verständnislos. Dahinter reckten sich die Leute auf den Zehenspitzen, murrten unwillig über diejenigen, die ihnen die Sicht versperrten. Ein Kind schrie, es war zwischen die Leiber der Erwachsenen eingeklemmt und suchte vergeblich, dem Gewog zu entkommen. Kalle Kulka roch den unangenehm süßlichen Dunst von Mottenpulver; die Bauern und Landarbeiter hatten ihre besten Anzüge aus den Schränken geholt.

„Ihr zertrampelt ja das Kind“, schimpfte eine Frau. Sie bahnte sich mit den Ellenbogen eine Gasse durch die Gaffenden. Keiner achtete darauf, mancher empfand gar nicht, daß er geschlagen wurde. Aus der hinteren Reihe rief jemand: „Wo ist denn mein Acker nun. Laßt mich doch mal gucken. He, ihr da vorn.“

Der Bürgermeister antwortete dröhnend: „Das weiß man doch jetzt noch nicht, wo dein Acker liegt. Hundertmal haben wir euch das vorgekauft. Die Flächen werden jetzt verlost. Extrawürste werden hier nicht gebraten.“

Jakob Haselmann, Schweizer auf dem Gute der Wenzel, sagte: „Erkenn ich nicht an, eure Landaufteilung. Die Felder an der Weihnachtshöhe will ich haben ...“

Jemand ulkte: „Willst wohl den Weihnachtsmann spielen, was? Vom tiefen Walde komm ich her ...“

Der Geschirrführer sagte: „Sei doch bloß vernünftig, Jakob. Gelost wird, das ist beschlossene Sache. Was willst du außerdem mit dem Weihnachtshang? Da wächst sowieso nichts drauf. Eine lange Anfahrt hast du auch dahin.“

Haselmann richtete sich über der Karte auf, tippte mit seinem dicken Fingernagel auf einen der buntschraffierten Flecke und blieb unbeirrt: „Das da will ich. Die Felder an der Weihnachtshöhe.“

Kalle Kulka sah dem Landarbeiter erstaunt in das breite, grobknochige Gesicht und wunderte sich, daß Haselmann derart hartnäckig den ausgedörrten, versteinerten Boden unterhalb des kleinen Fichtenwäldchens beanspruchte. Er entsann sich, daß die Kommissionsmitglieder aus dem Dorf den Weihnachtshang gar nicht in den Bodenfond hatten aufnehmen wollen. Die paar Morgen könnten verbrachen, hatten sie gesagt, eine Last würden sie sein für jeden Bauern. Eigentlich hatte nur Kalle Kulka darauf bestanden, das Land wieder zu bestellen und ebenfalls zu verteilen. Der Hunger frißt in der Stadt die Wangen hohl, hatte er geantwortet, da kann man auf nichts verzichten, was nur einen Zentner Kartoffeln abwirft. Und nun riß sich Haselmann sogar um den Acker, machte von ihm für sich die gesamte Bodenreform abhängig. Der Schweizer hatte sich über den

Lageplan geneigt und mit untrügerischem Instinkt das Fleckchen herausgeschnüffelt, das er begehrte. Als die anderen Bewerber ihn auslachten, drehte er sich schroff um und schob sich durch die Mensentraube. Kulka folgte ihm mit seinen Blicken und vergaß sogar den Gestank, den das Motenpulver in seine Nase fächelte. Haselmann stierte hinüber zu dem fernen blauen Hain. Er blinzelte gegen die Sonne und legte eine Hand schützend über die Augen. Sie wirkten schlitzförmig, die starken Jochbeine drückten sie zusammen. Unter der Nase klebte ihm ein schwarzer, zausiger Bart, der lange nicht geschnitten war und dessen Haare die Oberlippe verbargen. Wütend knabberte Haselmann jetzt an den Borsten, biß ihre Spitzen ab und spuckte sie aus. Wir sollten ihm das Stück Land geben, dachte Kulka, wemöglich nimmt es ein anderer nur mit Widerwillen. Aber sogleich verwarf er seinen Gedanken wieder. Wenn die Kommission Haselmanns Verlangen nachgäbe, würden die anderen ebenfalls auf irgendeinen Vorteil pochen. Der Boden wird verlost, so war es beschlossen worden. Vielleicht war das Glück dem Melker hold . . .

Haselmann jedoch hatte kein Glück mit dem Glück. Der Kommissionsvorsitzende, Kulka und der Geschirrführer hielten die Karte an ihren Ecken. In die Ausbuchtung des Papiers hatte man die zusammengefalteten Notizblockblättchen geschüttet. Die Bewerber kamen, einer nach dem anderen, und griffen in die Lose. Haselmann wartete noch immer abseits, er beobachtete, wie die Männer und die Frauen die Zettel glattstrichen und sich gegenseitig die Nummern zuriefen. Die Zahl fünfzehn mußte es sein, fünfzehn. Das waren die zwanzig Morgen am Hang der Weihnachtshöhe. Haselmann zögerte, ob er nicht doch ziehen sollte. Der Loshaufen schrumpfte immer mehr zusammen. Aber da hörte er auch schon die Nummer nennen. Enttäuscht sagte eine Umsiedlerin: „Fünfzehn und sechs. Dieser Steinhaufen, die Fünfzehn . . .“ Jakob Haselmann ging nicht, er rupfte mit den Zähnen an seinem Bart und spie. Ein Los blieb übrig. Der Bürgermeister hob es auf und rief: „Jakob, das ist für dich.“ Haselmann kaute und schwieg.

Der Bürgermeister öffnete das Blättchen und verglich die Nummern. „Naja, die Achtundzwanzig. Ein bißchen feucht dort. Aber immer noch besser als die Windecke am Wäldchen.“

Haselmann fauchte: „Beschweren geh ich mich beim Kreis. Den Arsch könnt ihr euch abwischen mit dem Los.“ Und er stapfte davon, den Weg zum Dorf hinunter.

Kalla Kulka dachte: Was macht's, dem Bauern Haselmann gehört dennoch das letzte Los. Gezogen oder nicht gezogen, das ist ganz gleich. Er hat seine Unterschrift auf die Bewerberliste gesetzt. Also wollte er Land haben vom Gut der Wenzel. Er hat es bekommen aus der großen Glückstrommel. Es ist nicht einmal das schlechteste Land, wie der Bürgermeister

meint. Der muß es wissen, der ist vom Dorf und kennt hier jeden Stein. Aber sprechen muß man wohl mit Haselmann. Er muß herausrücken mit dem, was ihn wurmt. Man kann ihn nicht allein lassen im Ärger. Sonst wird er sich wer weiß wem anvertrauen. Und bald munkelt man dann in dem Nest: Seht an, die Diebe haben sich selbst bestohlen. Den Haselmann haben sie übers Ohr gehauen. Kulka fragte den Geschirrführer: „Du kennst ihn doch schon jahrelang, was hat er nur?“ Der Hüne zog ein Fischmaul, zuckte die Schultern und brummte: „Was weiß ich, was in den Jakob gefahren ist. Einen Dickschädel hatte er schon immer. Einmal, im Kriege, hat er sich sogar mit dem Freiherrn verkracht. Monate haben sie da kein Wort mehr gewechselt. Sie waren zusammengeraten wegen der Kühe, glaub ich. Da hat Wenzel gedroht, ihn nicht noch einmal reklamieren zu lassen. Dafür sorgen werde er, daß Haselmann Frontluft schnuppere. Was denkst du, was der Jakob da geantwortet hat? Ihm sei das nur lieb, hat er gesagt. Denn statt seiner werde ja nur ein anderer geopfert. Wenzel ist lila geworden im Zorn wie ein Veilchen. Aber als die Einberufung dann kam, hat er sie doch rückgängig gemacht. Weil der Jakob ihm die Viecher so gut in Schuß hielt natürlich.“

Noch am Abend desselben Tages ging Kulka zu Haselmann. Er traf ihn im Kuhstall des Rittergutes. Haselmann hockte auf dem Schemel, die Stirn gegen das gebürstete Fell einer Schwarzbunten gelehnt. Er hielt die Zitzen zwischen beiden Fäusten und melkte. Die Milch schoß in dünnem Strahl in den Eimer. Die Kühe wandten ihre dicken Köpfe nach dem Fremden und glotzten ihn mit schläfrigen Augen an. Haselmann blinzelte mißtrauisch, als er Schritte im Gang hörte.

Kulka sagte: „Man sieht dich erst gar nicht, wenn man in den Stall kommt. Du bist ja ganz unter das Tier gekrochen . . .“

Haselmann rückte den Eimer vor und nahm das andere Paar Zitzen in die Hände. Die Kuh schlug mit dem Schwanz. Haselmann tätschelte sie und murmelte besänftigend.

„Bist mit den Tieren gut vertraut, was?“ schwatzte Kulka. „Sie parieren bei dir aufs Wort, was?“

Der Schweizer drückte sacht die schwartige, gelbe Haut des Euters und schwieg noch immer. Die Milch zischte in den Kübel und blähte sich schaumig auf darin.

„Schmerzen dich denn die Finger nicht?“ wunderte sich der Arbeiter. „Ich habe gehört, es gibt schon Melkmaschinen, habe ich gehört . . .“

„Die Finger tun mir nicht weh, und eine Melkmaschine hab ich noch nicht gesehen“, knurrte Haselmann. „Was willst du hier, Hinkepoot? Steckst deine Nase überall rein . . .“

Kulka bohrte: „Wissen will ich, warum du das Los nicht anerkannt hast.“

„Das kann dir doch gleich sein“, muffelte der Melker. „Bist von der Stadt und verstehst sowieso nichts davon.“

„In der Bodenkommision bin ich. Und soviel versteh ich, daß keiner was Extras kriegen kann, bei der Reform.“

„Das Land bei den Fichten will ich. Das hast du doch nun schon gehört.“ Haselmann richtete sich vom Schemel auf, nahm den Eimer und trug ihn an die Kanne.

„Der Boden ist steinig dort, wird gesagt. Nur gut für Quecken und Schachtelhalme ist er.“ Kulka gebrauchte die Argumente, die er von den Dorfbewohnern vernommen hatte.

Haselmann legte das Sehtuch auf. „Da sieht man's, daß ihr keinen blasen Schimmer habt, ihr Städter, ihr. Für euch wird hier nur das Gut aufgeteilt, die Großen werden geschlachtet. Das ist alles, nicht? Und die Kleinen sind für euch nur da, damit wer da ist, an den ihr aufteilen könnt. Was wißt ihr schon, wie's unsereins zumute ist ...“ Vorsichtig schüttete Haselmann die Milch durch das Tuch. Sie platschte dumpf in die Höhlung. „Quecken und Schachtelhalme ... Mein Großvater hat sich auch abgerakert mit dem Unkraut dort. Und mein Vater und vier Geschwister sind nicht verhungert daran. Als er und sie noch Kinder waren. Das Land an der Weihnachtshöhe ist alter Haselmannscher Besitz. Es ist mein Eigentum, was ich zurückverlange.“

Kulka bemerkte, daß die Rede den Melker erregte. Je länger er sprach, desto härter stieß er die Worte hervor. Seine starken, muskulösen Arme zitterten, sie hoben nicht mehr gleichmäßig den Kübel an. Die Milch troff über den Rand und rann in bläulich-weißen Streifen an der Kanne hinunter. Kulka sagte: „Schön und gut. Aber man kann die alten Ansprüche heute nicht mehr geltend machen. Ein Durcheinander gäbe das ...“

Haselmann setzte den leeren Eimer ab. Auf Kulkas Einwand entgegnete er heftig und steigerte sich immer mehr in Wut: „An der Weihnachtshöhe lag unser Hauptstück. Zwanzig Morgen sind es. Wenzel hat es geraubt, der alte Wenzel. Amtsvorsteher war er hier im Dorfe. Er richtete über alle. Da hat mein Großvater einmal eine Fichte abgesägt. Aus dem Gutswäldchen da oben. Weil die Frau im Fieber lag. Und es viel gekostet hat, um sie gesund zu machen. Und kein Geld da war, einen Baum zu kaufen. Aber die Kinder sollten ein Weihnachten haben, nicht? Mit ein bißchen Tannengrün und Kerzen. Einsperren lassen hat der Wenzel meinen Großvater. Schadenersatz hat er verlangt. Doch es konnte ja niemand bezahlen. Und den Acker konnte auch niemand mehr bestellen. Da hat der Gutsherr das Land an sich gerissen ...“ Er packte die Kanne am Henkel und schleppte sie durch den Stall. Er keuchte und fluchte: „Kein Durcheinander ist das, du Stadtmensch. Mein Recht will ich, sonst nichts.“

Kulka humpelte hinter ihm her. Die Kühe wedelten mit den Schwanzquasten. Sie wiederkäuten und brummen zufrieden. Kulka faßte den Melker am Hemdsärmel und sagte: „Überleg dir das. Unrecht ist viel geschehen. Jedem von uns ist was gestohlen worden. Hab und Gut, Gesundheit und Leben. Wenn jeder zurückverlangte, was er einst besaß ... Wo sollten wir da anfangen! Das wäre ja auch gar nicht möglich. Nimm, was die Kommission dir gibt.“

Sie waren an der Tür. Krachend stellte Haselmann die Kanne auf die Ziegelsteine. „Friß, Vogel, oder stirb, was? Verschwinde, Hinkelputz, verschwinde. Eure Brosamen will ich nicht. Gebt mir mein Land.“

Kulka verharrte dicht vor Haselmann und flüsterte beinahe in dessen struppigen Bart hinein: „Das war noch nicht das letzte Wort, Bauer.“ Dann hinkte er aus dem Stall, über den Hof.

Kalle Kulka hatte ohne die Kommission nichts versprechen und schon gar nichts entscheiden können. Obwohl er unnachgiebig gegenüber Haselmann geblieben war, versetzte ihn dessen Beharrlichkeit dennoch in Erstaunen. Freilich hatte er zunächst eine Antwort erhalten, warum Haselmann in das trockene Fleckchen Erde am Fichtenwäldchen vernarrt war. Aber er bezweifelte trotzdem, daß der Schweizer ihm die volle Wahrheit gesagt hatte. Er grübelte, welche Gründe es noch sein könnten, die Haselmann so hartnäckig fordern ließen, doch er stieß nur immer auf die eine Tatsache, daß der Boden vor einem halben Jahrhundert noch der Familie gehört hatte. Kulka verwunderte das, er fand sich in einem solchen Bauerndickschädel nicht zurecht. Nach seiner Überlegung hätte Haselmann froh sein müssen, fruchtbare Felder statt der Windecke am Weihnachtshang zugeteilt zu bekommen. Aber wie dem auch sei, vielleicht gab es dennoch einen Weg, den Melker zu beschwichtigen. Wenn man nun die Parzellen tauschte? Haselmanns Los gegen das der Umsiedlerin, die die paar Queckenmorgen am Fichtenhain gezogen hatte? Die Frau hatte nicht gerade gebuhelt, als sie ihren Zettel entfaltete. Kalle Kulka sprach mit den Mitgliedern der Kommission. Er sprach mit der Umsiedlerin. Sie alle billigten seinen Vorschlag. Die Frau war sofort bereit, es freute sie besonders, daß sie nun eine kürzere Anfahrt erhalten sollte. Als das Vieh des Gutes verteilt wurde, nahm Kulka den Melker beiseite. Er berichtete ihm von dem Beschluß der Kommission, von der Einwilligung der Flüchtlingsfrau. Es war ein Glückstag für Haselmann. Er hatte soeben auch ein schweres belgisches Zugpferd, eine trächtige Kuh, ein Schwein und zwei Schafe zugesprochen bekommen.

Nun rissen die Schare wieder die Felder rings um das Dorf auf. Die Bauern stemmten sich schwer auf die Sterzen. Die Traktoren zogen tiefgestellte Schlepperpflüge hinter sich her. Die braune, feuchte Erde wurde

aufgewühlt. Streifen um Streifen nähten die Pflüge an das dunkle, glänzende Feiertagskleid der Äcker. Der Wind fächelte den würzigen Duft nach Fruchtbarkeit in die Häuser. Man nahm den Mund voll und prüfte die Luft nach ihrem Geschmack. Früh schon klapperten die Walzen, Grubber und Eggen über das Straßenpflaster. In der Abenddämmerung erst wankten die letzten Ochsengespanne zurück auf die Höfe. Der Herbst war freundlich mild ins Land gerückt. Die Blätter bedeckten sich allmählich mit einem gelben Grün. Die Klaräpfel waren längst gepflückt. Von den Bäumen an den Chausseen fielen die ersten rotbraunen Luisenbirnen ins Grabengras. Die Altbauern hatten die Wintersaaten bereits in den Boden gebracht. Die Neubauern mußten sich sputen, um den Anschluß nicht zu versäumen.

Haselmann umbrach die karge, trockene Erde am Hang der Weihnachtshöhe. Auf und ab zog er die Furchen, pendelte mit seinem Gespann, Pferd und Pflug, von einem Feldweg zum anderen. Schon morgens, kaum daß die Sonne glutrot durch die finsternen Fichten leuchtete und lange Schatten über den Schlag warf, war er auf seinem Acker zu finden. Abends erst gönnte er sich Ruh, wenn schon die Sterne über den Nadelwipfeln funkelten. Einmal, als Kalle Kulka mit Vertretern der Provinzialverwaltung die Räume des Schlosses prüfte, ob sie abgerissen oder gemeinsamer Nutzung übergeben werden sollten, beobachtete er Haselmann aus einer Luke unter dem Dachfirst. Der Bauer pflügte unentwegt, streifte nur kurz die Joppe vom Körper, als sich die Leute auf den Nachbarmfeldern an die Raine setzten und beim Frühstück verschnauften. Haselmann hatte den Ehrgeiz, seine zwanzig Morgen steinigen Eigentums in einer Woche zu umbrechen. Hin und wieder bückte er sich, schmiß irgendwelche ausgegrabenen Wurzelunkräuter auf die braunen Schollen, damit sie dort verdorrten.

Am dritten oder vierten Tage, nachdem die Neubauern begonnen hatten, ihre Äcker für den Herbst zu bestellen, zerriß eine Detonation die stille Verlassenheit der Gehöfte. Erschrocken sahen die Daheimgebliebenen nach den Fenstern, die verdächtig geklirrt hatten. Im Büro des Bürgermeisters unterbrachen die Männer verdutzt ihre Beratung, gingen vor die Tür und lauschten. Wenige Stunden später erfuhr auch Kalle Kulka von dem Unglück auf der Weihnachtshöhe. Einige Frauen, die zur Vesper den dünnen Malzkaffee aus dem Ort holten, brachten die Kunde mit. Kurz nach dem Mittag war es geschehen. Haselmann hatte sich etwa im elften Morgen seines Feldstücks befunden. Wieder einmal hatte er sich keine Pause gegönnt, hatte Strich um Strich gewendet. Da plötzlich hatte die Luft gezittert, war der mächtige Donnerschlag erfolgt. Der schwere Belgier war auf einen Blindgänger oder auf eine Mine getreten. Er war sofort tot, sein zeretzter Kadaver bot ein Bild des Grauens. Aber Haselmann war mit heiler Haut davongekommen, der Leib des Tieres mußte ihn geschützt haben.

Nach der Vesper kehrte Haselmann selber von der Höhe zurück. Er schlich ins Dorf, als hätte er einen Menschen umgebracht und nicht die Mine das Pferd. Er drückte sich an den Häuserwänden entlang, stolperte fast über die gemauerten Abflußrinnen, die unter allen Toren hindurch von den Höfen in die Gosse führten, obwohl er den Starrblick kaum vom Weg hob. Schnurstracks lief er auf die Kneipe zu, zog sich am Geländer die wenigen Stufen hinauf und verschwand in der Tür. Dorthin folgte ihm Kalle Kulka. Er hatte Haselmann entdeckt, als der unter dem Fenster des Bürgermeisterbüros entlanggeschlurft war. Für Sekunden nur war die grüne Lodenmütze an den Scheiben vorbeigewippt, aber Kalle Kulka hatte sie sofort erkannt: Das ist doch . . . War das denn eben nicht . . . Natürlich, der Melker vom Gut. Entschuldigt, Genossen, ich sehe mal nach.

Haselmann lehnte an der Theke und kippte sich gierig einen Doppelten in den Schlund. Der dicke Gastwirt stand lauernd hinter dem Bierdruckapparat, eifrig bereit, das geleerte Glas sofort wieder zu füllen. Als Kulka in den Raum trat, wollte er schnell die Flasche unter dem Schanktisch verstecken. Aber der Arbeiter hatte sie schon erspäht und sagte grinsend: „Laß nur, ich trink einen mit. Ist wohl kein Selbstgebrauter, was?“

Der Kneiper goß ein zweites Glas voll und brummte, mißtrauisch über die Zapfhähne schielend: „Kostet eine Kleinigkeit. Gute Ware aus der Vorkriegszeit noch. Na denn, zum Wohle.“

Kulka entzifferte die Aufschrift auf dem Etikett, als der Schnaps aus dem Gießer gluckerte. „Donnerwetter, ein echter Kümmel! Der ist bestimmt nicht versteuert . . .“

Der Wirt stellte die Flasche unter das Büfett und entgegnete, sauer-süß lächelnd: „Ein Seelentröster für meine besten Kunden. Jeder muß zu sehen, wo er bleibt. In diesen lausigen Zeiten . . .“

Haselmann jammerte: „Was soll denn nun werden, Hinkepoot . . . Das Tier ist hin. Das ist so schlimm, als wären meine Hände abgehackt. Ich kann doch die Kuh nicht verspannen. Sie ist trächtig und geht mir zuschanden vor dem Pflug.“

„Na, na . . . Sei froh, daß es dich nicht erwischt hat“, ermutigte Kulka, schob den Bauern an einen Tisch, drückte ihn auf einen Stuhl. Das Gastzimmer war leer zu dieser Nachmittagszeit. „Wie ist es denn passiert?“

Haselmann zupfte mit den Fingern an seinen Barthaaren. Kulka sah, daß die Haut über den Gliedern und der Maus zu blutigen Blasen aufgequollen war. Die Griffe am Pflug hatten die Hände, die jahrelang nur die Kuhzitzen gefaustet und sich nun auf den Sterzen tagsüber kaum eine Pause gegönnt hatten, wund gescheuert.

„Der ganze Acker ist verseucht. Ich hab in dem Unkraut gestochert. Da liegen noch mehr Minen drin. Bis hinauf zu den Fichten vielleicht.“

„Wer hat sie denn dort hingelegt?“ forschte Kulka. „Es muß doch jemanden geben, der sie dort hingelegt hat?“

Haselmann antwortete, gleichgültig, weil er die Frage zwecklos fand: „Das waren die Soldaten wohl. Als die Amerikaner kamen, hatte sich ein Trupp Soldaten in dem Wäldchen verschanzt. Sie sind dann bald weitergezogen, die Soldaten.“

Kulka sann: „Was sind es denn für Minen? Tellerminen? Solche runden, flachen Dinger? Oder sind es Wurfminen? Wie Granaten so ähnlich?“

„Ganz platt, ja. Wie Teller, ja.“ Haselmann rief den Wirt. „Schenk mal von deinem Dünnbier ein. Schmecken tut es ja nach nichts. Aber besser als trocken sitzen.“ Und wieder zu Kulka gewandt, fuhr er fort: „Doch was red ich da. Ich hab dir noch gar nicht gedankt dafür, daß du mir den Schlag an der Weihnachtshöhe besorgt hast ...“ Er streckte seine zerschundene Hand über den Tisch. „Was soll nun werden mit dem Acker? Wo ich den Belgier eingebüßt hab?“

Kulka ergriff die Hand und drückte sie fest. Der Bauer krümmte sein Gesicht vor Schmerz. Er kniff seine Schlitzaugen noch enger zusammen und stöhnte leise, zog jedoch die Hand nicht wieder zurück.

„Das beste wird sein“, riet der Arbeiter, „wir lassen die zwanzig Morgen verbrachen. Zu den Steinen nun auch noch die Minen. Daran wird nicht gleich wer sterben. Wenn die Kaninchen sich dahin verkriechen. Einen Zaun drum und ein Schild dran: Betreten verboten, Lebensgefahr.“

Der dicke Kneiper stellte zwei Krüge auf die Holzplatte. Haselmann trank hastig, schluckte laut. „Verrückt bist du.“ Er riß die Hand zurück: „Das ist mein Eigentum ...“

In Kulka erwachte die alte Frage, die er sich vorgelegt hatte, nachdem er mit dem Bauern im Kuhstall gesprochen hatte. „Sag mal, warum bist du denn nun wirklich auf die verdammte Windecke versessen? Nur, weil sie deinem Großvater gehört hat?“

Haselmann wischte sich mit dem Handrücken die Biertropfen aus dem Bart und betrachtete sie. „Nicht einmal Schaum ist auf der Plempe ...“ Gegen Kulka gewandt, sagte er böse: „Nein, darum allein nicht. Aber ich bin kein Bettler. Das bin ich nicht. Du weißt ja nicht, was die Altbauern sagen. Wenn sie hier in der Schenke hocken und hecheln. Der Büttner Hannes, das ist der Schlimmste. Denkst wohl, ein Bauer bist du, sagt er. Weil du die Almosen gekriegt hast. Aus der Bodenreform, he? Und die anderen kichern und stecken die Köpfe zusammen. Ich bin nicht auf die Brosamen angewiesen, verstehst du? Ich will, was rechtmäßig mein Eigen ist ...“ Er stockte, sprach weiter: „Jetzt aber ist das Pferd hin. Wie soll ich denn pflügen?“ In seinen Augenschlitzen schimmerten schwere, große Tränen.

„Das könnten wir regeln, das“, tröstete Kulka, nippte am Bier und starrte durch die Flüssigkeit, bis auf den tönernen Grund des Krugs. „Zum Komitee gehen wir. Zum Komitee für die Bauernhilfe. Auch wenn es kein Gaul ist. Einen Ochsen treiben wir schon auf für dich. Aber die Minen . . . Wenn nur diese heimtückischen Dinger nicht wären . . .“

Haselmann schob angewidert das Bier beiseite und forderte zur Theke: „Rück noch einen Kümmel raus, Dicker. Zwei, für den Hinkepoot einen mit. Das Zeug hier ist nicht zu saufen. Diese elende Magermilch . . .“ Auf Kulka gezielt, sagte er: „Und wenn ich selbst drauf krepriere, auf dem Weihnachtshang. Ich geh nicht wieder runter von ihm.“

Kalle Kulka sagte plötzlich: „Ich versuch's.“

Am anderen Morgen saß Kalle Kulka auf einem luftbereiften Ackerswagen, den ein Traktor hinauf zur Weihnachtshöhe schleppte. Haselmann und andere Neubauern luden den Pferdekadaver auf den Wagen und holpten mit ihm ins Dorf hinunter. Mehrere Stellen des zerfetzten Tierleibes zeigten frische Schnittwunden; über Nacht hatten hungrige Leute aus der Umgebung bereits das Fleisch an den Keulen, den Lenden und der Brust gestohlen und vielleicht schon verzehrt. Kulka blieb und besichtigte die Unglücksstätte. Die Erde war aufgetrichert und von Blut durchfeuchtet. Kulka bog die Unkrautstauden daneben auseinander, die Quecken und Schachtelhalme. Er sah das metallische Gleißern der gebräunten Tretminen. Er wußte noch nicht, wie viele es sein würden.

Vorsichtig schnitt er mit seinem Taschenmesser die Halme der Pflanzen ab. Dann untersuchte er die platten, kreisrunden Sprengkörper. Er kannte das Fabrikat, im Strafbataillon war er an ihm ausgebildet worden. Er schraubte die Kapseln ab und barg die Zündsätze. Seine Finger durften nicht zittern, nicht einen Augenblick. Haselmann und die Bauern waren wieder zurückgekehrt. Sie standen am Feldweg und bangten um den Arbeiter. Sie konnten aus der Entfernung nur ahnen, was er tat. Sie verfolgten mit ihren Blicken jede seiner Bewegungen und schwiegen. Hin und wieder traf sie das Blinken der Klinge. Jedesmal, wenn Kulka sich wieder aufrichtete, atmeten sie erleichtert auf. Einmal kam der Arbeiter zu ihnen und bat um etwas Kaffee. In den Falten auf seinem Gesicht glitzerte der Schweiß. Sie wagten nicht, ihn nach seiner Arbeit zu fragen. Sie reichten ihm das Getränk und haschten nach seinen Augen. Sie hofften, aus ihnen irgendein Zeichen zu entnehmen, das sie klüger machte. Kulka schlürfte den heißen Kaffee in kleinen Schlucken. Er brannt sich eine Zigarette an, zertrat sie aber halbgeraucht im Gras. Dann drehte er sich wortlos um und humpelte wieder auf die ungepflügte Fläche. Meter um Meter tastete er sich den dunklen, drohenden Fichten entgegen. Die Bauern wichen nicht von der Stelle. Wenn sie sich etwas zu sagen hatten, flüsterten sie nur. End-

lich gewahrten sie, daß sich Kulka immer seltener bückte. Schließlich, als er den letzten Zipfel des Hanges durchstreift hatte, wankte er vom Feld. Über ein Dutzend Minen hatte er bis zum Nachmittag entschärft. Auf seinen verschwitzten Armen klebten die trockenen Spelzen von Flughäfer. In den Stoff seines Anzugs hatten sich Kletten gehakt. Erschöpft ließ er sich auf den Rasen am Wegrand sinken. Das eine Hosenbein rutschte Kulka fast bis zum Knie hinauf. Es entblößte eine geschiente hölzerne Prothese.

Quitt

Minuten steht Jakob Haselmann in der offenen Tür. Ja, das ist der Hinkepoot von damals. Wie im Kuhstall des Gutes vor fünfzehn Jahren. Ganz dicht hat Haselmann wieder das zerkratzte Gesicht vor sich gehabt. Die breite, plattgedrückte Nase und die Strichlippen. Das war noch nicht das letzte Wort, Bauer ...

Haselmann stürzt den Agitatoren nach. Er möchte dem Runzelgesicht etwas zurufen, dem Kulka. Er weiß aber nicht, was. Fast stolpert er vom Eintritt, als er dort anlangt. Er sieht noch, wie das Hoftor zugeschlagen wird. Die beiden Doggen kläffen, die Hündin Tine trabt an der Einfahrt auf und ab. Der Bauer läuft zurück, ins Schlafzimmer. Von hier aus kann er die Straße bis zum Dorf überblicken. Kulka und der Blasse kommen hinter der Hausecke hervor. Haselmann vernimmt hinter dem Fenster die Worte: „Dreh dich nicht um jetzt. Sicher schaut er uns nach. Er hat mich erkannt.“

Tastend suchen sich die beiden ihren Weg. Die Erde glitscht unter ihren Füßen. Hin und wieder läßt sich der Alte von dem Jungen stützen, damit er nicht ausrutscht auf dem schmierigen Boden. Die Prothese behindert ihn arg bei dieser Glätte. Aus der nahen Hagebuttenhecke flattern zwei Drosseln auf, die eine mit bräunlichem Gefieder, die andere schwarz und mit knallgelbem Schnabel. Sie segeln zwitschernd über den Acker, fliegen aufeinander zu, balgen und beißen sich.

Daß Haselmann den Hinkepoot nicht sofort erkannt hat! Er wundert sich nicht darüber. Er hatte sich damals nicht einmal nach seinem Namen erkundigt. Der Arbeiter humpelte damals bereits, stärker noch als heute, wie der Bauer glaubt. Das genügte, das hatte ihm einen Namen gegeben in dem Ort: Hinkepoot ... Und für Haselmann war er damals nur immer der Hinkepoot gewesen. Ob der Arbeiter ihn erkannt hat? Haselmann zweifelt nicht daran. Die Werber werden doch mit dem ganzen Lebenslauf ausgestattet, den ein Bauer hat, wenn sie zu ihm gehen. Dann und dann war dies und das, und bei der Bodenreform, da war die Sache mit dem

Los und dann die mit den Minen. Und Kulka wird sich sicherlich entsonnen und dann gesagt haben: Ach, der Melker vom Gut, der mit dem Zottelbart unter der Nase. Den hat er sich inzwischen scheren lassen, die Frau hat ihn nicht gemocht, die Fuchsige. Aber warum hatte sich denn Kulka nicht zu erkennen gegeben? Er hätte doch fragen können: Bauer, Erinnerst du dich nicht? Du schuldest mir noch was ... Ich habe dir die Weihnachtshöhe entmint ... Jetzt mach es uns nicht so schwer, das mit der Genossenschaft. Doch dazu wäre der Hinkepoot wohl nie fähig gewesen. Bescheiden ist er wie ein Schaf. Nicht einmal den Dank wollte er, damals, als er Haselmann zum Besitz der Väter verholfen hatte, als er das Feld von den Minen befreit hatte. Ja, wenn der Bauer ihn freundlich empfangen hätte, dann vielleicht ... Aber so ... Kalle Kulka? Nein ... Vorhin, als er sich vorstellte, ist Haselmann nichts eingefallen dabei. Man trifft so viele Menschen im Leben, man begegnet so vielen Namen. Doch er hat sich auch verändert, der Arbeiter. Älter ist er geworden, fünfzehn Jahre älter. Eingesackt ist er wie ein Diemen Stroh nach dem Winter. Wer hätte auch ahnen können, daß man ihn jemals wiedertrifft in dem Dorf hier, gar noch im eigenen Haus. Aber jetzt, da er ihn hinausgeschmissen hat ... Dieselben Worte, dieselbe Knitterhaut, dieselben Humpelschritte ... Jeder Irrtum ist ausgeschlossen: Er ist es.

Die beiden nähern sich dem Transformatorenhäuschen. Dort beginnt wieder das Kopfsteinpflaster. Kulka verweilt und bückt sich. Er rupft ein Büschel Gras und reibt sich damit den zähen Schmutz von den Schuhen.

Haselmann wünscht, er könne sich jetzt irgendwem anvertrauen. Er möchte seine Gefühle nicht für sich behalten, dies seltsame Gemisch von immer noch schwelendem Zorn gegen die Werber und von doch schon ehrlicher Freude über das Wiedersehen mit dem Hinkepoot. Sein Herz ist nicht derart verhärtet, daß ihn die zweite Begegnung mit dem Arbeiter gleichgültig ließe. Er ist sich fast gram, weil er ihm die Tür gewiesen hat. Mensch, Hinkepoot, Mensch, Kalle Kulka, hätte er sagen sollen, laß uns den Zufall begießen, der dich in meinen Hof führt. Haselmann schleicht sich wieder in die Wohnstube, die inzwischen ausgekühlt ist, und grübelt. Nun greift er doch in die Vitrine und holt die Kornflasche hervor. Immerfort muß er an Kulka denken, er versucht, sich auf jede Einzelheit von damals zu besinnen. Der Arbeiter hat ihm, als er das Los bei der Landaufteilung abgelehnt hatte, zu dem Weihnachtshang verholfen, und er hat sein Leben für die Windecke gewagt. Und auch einen Ochsen hat er ihm noch besorgt, nachdem der schwere Belgier krepirt war. Die vom Bauernkomitee hatten nur ratlos mit den Schultern gezuckt, hatten nicht gewußt, woher sie das Zugtier nehmen sollten. Eines Tages aber trieb die Polizei den

Ochsen über die Landstraße ... Haselmann sinnt, trinkt in großen Schlucken aus der Flasche und sinnt. Und obwohl er schon leicht berauscht ist, hat er noch nie so klar begriffen, daß er nicht nur seinem Fleiß, sondern auch dem Mut Kalle Kulkas sein Eigentum zu verdanken hat.

Mit wem aber soll sich Haselmann aussprechen? Er bereut schon längst, daß er Suschen, seine Frau, zu den Schwiegereltern geschickt hat. Vielleicht könnte sie ihm jetzt raten, wenn sie ihn in seiner Überraschung sähe. Er sehnt sich nach der Frau, nach ihrem warmen, weichen Leib, nach ihrer sanften, besänftigenden Hand. Der Schnaps verwirrt ihn, und er glaubt, je stärker er sich Suschens trostreiche Nähe ausmalt, den Duft ihres fuchsroten Haares zu riechen. Benommen stellt er den Korn in den Schrank zurück und flüchtet in die Ställe, um sich zu ernüchtern. Er melkt die Kühe und füttert das Vieh. Am Abend geht er ins Dorf, um nicht mit sich und seinen unruhvollen Gedanken allein zu sein.

Die Gaststätte ist hell erleuchtet, wie jeden Sonntag. Aus den Fenstern ergießen sich grelle Strahlenbündel auf den glänzenden Schlick über dem Pflaster. Aus dem Saal dringt schrille Tanzmusik auf die Straße. Vor fünfzehn Jahren bediente hier noch der dicke Wirt, der Haselmann, als er nach der Explosion von der Weihnachtshöhe gekommen war, mit Vorkriegskümmel zu trösten versucht hatte. Heute gehört die Kneipe dem Konsum, und zwar seitdem ihr ehemaliger Besitzer wegen Schwarzschlachtungen und anderen Wirtschaftsvergehen verhaftet und verurteilt wurde. Haselmann zögert, ob er das Haus, dessen Licht wärmend in die unangenehm feuchte Kühle der Dunkelheit hinauslockt, betreten soll. Schon lange nicht mehr ist er hier gewesen, auf einen kurzen Trunk nur manchmal, wenn er gekegelt hatte. Die Gaststätte ist in den letzten Jahren vor allem zu einem Treffpunkt der Genossenschaftsmitglieder und der Traktoristen und Reparaturschlosser von der Station geworden. Nicht nur Haselmann, auch die anderen Einzelbauern haben seitdem diese Räume mehr und mehr gemieden, weil es fast immer zu Spannungen gekommen war, zu stichligem Wortgeplänkel mindestens, und erst neulich sogar zu einer Schlägerei, als ein Mähdrescherfahrer zu oft mit der Tochter eines alteingesessenen Mittelbauern getanzt hatte. Der Bruder des Mädchens hatte zum Messer gegriffen und in seiner Trunkenheit die eigene Schwester verletzt, die sich schützend vor ihren Geliebten geworfen hatte. Haselmann hatte an jenem Abend an der Theke gestanden und an einem Glas Bier genippt; er war nur in die Schenke gegangen, um sich eine Packung Zigarren zu kaufen. Als er den Lärm aus dem Saal vernahm, hatte er eilig gezahlt und war gegangen.

Heute aber erträgt Jakob Haselmann seine Einsamkeit nicht, sie siegt über seine Bedenken, er will unter Menschen sein. In der Konsumkneipe kann er auch am ehesten die Neuigkeiten vom Tage erfahren, und

die Erwartung darauf läßt ihn seine anfängliche Scheu überwinden. Er tritt in die Schankstube und wird sofort von einigen Altbauern begrüßt, die es aus ähnlichen Beweggründen wie den seinen hierher gezogen haben mag und die nun schon ihre Erlebnisse vom Morgen austauschen. Einer erzählt gerade kichernd, wie es solch einem ergrauten Hinkebein aus der Stadt mit seinem feisten, milchgesichtigen Spießgesellen bei Hannes Büttner ergangen ist. Er weiß es, weil er den Auftritt – Hand drauf! – vom Anfang bis zum Ende beobachtet und sich anschließend, als die verdammten Werber außer Sichtweite waren, sogleich bei seinem Nachbarn erkundigt hat. Sie haben an dem Tor des Büttnerhofes gerüttelt, als wollten sie es einreißen – auf Ehre! – wie Kriminaler. Aber der Hannes ist in seiner fuchschlaunen, gemächlichen Art hinausgeschlurft, auf Pantoffeln und die Hosenträger noch in den Kniekehlen, und hat sie eingelassen. Dann hat er sie höflich bedienert und ins Wohnzimmer geführt. Er selbst hat sich in die Sofaecke gequetscht – wo er sich immer hinquetscht, wißt ihr – und dichte Tabakswolken aus seiner Pfeife gepafft. Kein Wort hat er gesagt, die beiden nur immer reden lassen. Nur ab und zu hat er mit seiner dicken Glatze genickt, wie wenn er mit allem einverstanden ist. Das Hinkebein war wohl nun schon überzeugt, daß der Hannes in die Genossenschaft will, und hat den Aufnahmeantrag aus der Tasche geholt. Büttner hat den Schein vor sich auf den Tisch gelegt, die Brille auf die Nase geklemmt und so getan, als studiere er jeden Buchstaben darauf. Dann aber ist er aufgestanden, hat den beiden die Hände geschüttelt und sich tausendmal bedankt für ihren Besuch. Ihm sind wohl sogar ein paar Tränen gekommen – Hand drauf! –, so gerührt hat er sich gegeben. Doch unterschrieben hat er den Wisch natürlich nicht. Entschuldigt hat er sich, es täte ihm leid, daß die nette Unterhaltung schon zu Ende sei, draußen aber warte das Vieh auf das Futter. Ob er denn nicht wenigstens quittieren wolle, hat der Spießgeselle von dem Hinkebein gefragt, der übrigens ein Zeitungsmensch ist, wie sich herausgestellt hat, und – weiß der Teufel, wie – mit dem Chlorbetrieb vom Kombinat zusammenhängt. Im übernächsten Winter vielleicht, ja, hat der Büttner geantwortet, zweimal mindestens möchte er noch ernten, hahaha. Ganz bedeppt sind sie wieder auf die Straße geschlichen, er habe es mit seinen eigenen Augen gesehen – auf Ehre!

Die Bauern lachen. Der Erzähler schlägt sich sogar auf die Schenkel vor Vergnügen. Ein anderer prustet in seinen Biertopf, daß der Schaum aufspritzt. Haselmann jedoch krümmt nicht einmal die Lippen. Er sieht das hämisch grinsende und beglatzte Gesicht Büttners vor sich und denkt an Kalle Kulka. Er zweifelt nicht daran, daß das Hinkebein, von dem der Bauer sprach, der Arbeiter ist, der sogenannte Spießgeselle sein Begleiter. Einer von der Zeitung soll das blaßes Gesicht sogar sein, kein Wunder, daß

er heute früh immerzu belehren wollte. Jakob Haselmann glaubt allerdings nur die Hälfte von dem Bericht, die andere Hälfte hält er für Aufschneiderei. Kalle Kulka, so ruhig und bescheiden er auch sein mag, ist nicht der Mann, der sich übertölpeln läßt. Auch der Jüngere mit den wachen Augen ist viel zu mißtrauisch, als daß man ihn übers Ohr hauen könnte. Haselmann fühlt beinahe Mitleid mit dem knitterhäutigen Alten, sobald er sich vorstellt, wie Hannes Büttner mit seiner Fuchsschläue ihn getäuscht hat. Er versteht plötzlich, wie sehr es die Agitatoren kränken muß, wenn dieser sie vom Hof jagt, jener sie zum Narren hält. Was Haselmann vor wenigen Stunden noch nicht im geringsten kümmerte, das beschäftigt ihn jetzt derart stark, daß er nicht einmal zu schmunzeln vermag: die Arbeit der Werber. Wie sehr müssen sie selber von ihren Argumenten überzeugt sein, daß die gröbste Beleidigung sie nicht schreckt, die anderen zu überzeugen.

„Na, Jakob? Wie war's denn bei dir?“ hört Haselmann sie fragen. „Die Städter haben sich ja fast den Schädel eingerammelt, ehe du das Tor geöffnet hast. Das ganze Dorf hat auf das Bellen deiner Doggen gehorcht. Sind sie ihnen an die Gurgel gesprungen, wie damals dem Hühnerdieb? Lange waren die Parteimenschen nicht auf deinem Hof, was?“

„Ach“, antwortet Haselmann und brütet über den Tisch. „Leicht haben sie es sicherlich auch nicht, die Werber.“

„Hoho! Bedauerst sie wohl gar noch? Ihre Schuld ist es, nicht unsre. Warum mischen sie sich ein hier ...“

„Ja“, sagt Haselmann und sinnt jedem seiner Worte nach. „Warum mischen sie sich eigentlich ein hier ...“

Die Bauern blinkern sich ihre Verwunderung zu, als sie Haselmanns Grübeleien bemerken. Einer nörgelt: „Das wird bald noch schlimmer, wart nur. In anderen Dörfern haben sie sich schon einquartiert, die Genossen, die ... Nicht mal den Kopf kannst du dann zum Fenster rausstecken, schon packen sie dich am Schlafittchen und reden, reden. Heute sind sie ja wieder weggefahren, Gott sei Dank. Aber bald nisten sie sich auch hier ein, hab ich gehört ...“

Haselmann gibt noch eine Runde aus und verläßt frühzeitig die Gaststätte. Hier ist nicht der Ort, um über seinen Zwiespalt zwischen Reue und Zorn zu sprechen. Mit schalem Geschmack auf der Zunge und mit ungetilgt gebliebener Bedrücktheit in den Gedanken legt sich der Bauer in dieser Nacht zu Bett.

Am Mittwoch, am Abend kehrt Suschen mit dem Kind aus dem Heidedorf zurück. Haselmann empfängt sie an der Omnibushaltestelle. Die Frau winkt schon hinter der Scheibe, als das Auto noch gar nicht hält und sie ihren Mann erkennt. Der Junge knabbert an einem schrumpfhäutigen Apfel,

während er an der Hand der Mutter die wenigen Stufen herabsteigt. Suschen hat selten in ihrer Ehe mit Haselmann den Hof verlassen. Meist verweist sie nur im Winter, und dann auch nur für einige Tage zu ihren Eltern. Der Bauer beforstet sie jedesmal neu, wenn sie wieder auf ihn zuschreitet, mit wiegenden Hüften, einer fuchsroten Strähne über der Stirn, mit einem Lächeln wie nach einer sehr langen Trennung, verheißend, aber verhalten, und wohl auch ein ganz klein wenig spöttisch. Suschen setzt die prallgefüllte Handtasche auf die Bordsteinkante, bindet das Kopftuch über ihren Kauz. Haselmann ist schon bei ihr, der Junge hängt an seinem Arm und plappert von tausend Dingen zugleich.

Haselmann und die Frau schweigen sich an auf dem Heimweg. Nach der kargen, freundlichen Begrüßung hat der Bauer sich wieder in seine Gedanken verweilt. „Gut, daß du wieder da bist, Suschen“, das war alles. Jetzt tapen sie die nur fahl beleuchtete, schlammige Dorfstraße entlang, hintereinander her, die Frau hinter dem Mann und dem Kind. Der Junge plaudert munter von seinen Erlebnissen, merkt aber bald auch, daß der Vater nicht lauscht. Er lacht nicht, er sagt nichts, er wuschelt ihm nicht einmal durch den Schopf. Der Junge stockt und fragt schmolend: „Aber du hörst mir ja gar nicht zu, Papa?“ – „Doch, doch“, antwortet Haselmann, „du hast mir soeben erzählt, wie Großmutterns kleines Kätzchen dich gekrallt und gebissen hat.“ – „Nein, das war schon da hinten, wo der Bäcker wohnt. Jetzt hab ich gesagt, der Reifen ist geplatzt am Omnibus.“ Die Worte des Sohnes klingen vorwurfsvoll, doch nun wähnt er, die Aufmerksamkeit des Vaters zurückgewonnen zu haben, und schwatzt weiter. Haselmann vernimmt die ersten Sätze: „Da war eine große Kule in der Straße, ein Schlagloch, Papa. Gerappelt hat es mächtig. Peng, war auf einmal die Panne da. Mama ... Omnibus still ... Fahrer ...“ Haselmann döst über die Wortfetzen seines Spröblings hinweg. Nachdem Kulka ihn mit seiner Verwirrung allein gelassen hatte, sehnte er sich Suschens beruhigende Nähe herbei. Er hätte ihr sein Gemüt ausgebeichtet, jede einzelne, noch so belanglose Regung. Vielleicht hätte sie Rat gewußt. Nun aber scheut er sich, ihr eine Erklärung zu geben. Er weiß nicht, wo er anfangen soll. Weggeschickt hatte er die Frau, damit er unerbittlich bliebe gegen die Werber. Doch alles ist anders gekommen, als vorbedacht war. Das Gepolter im Zimmer, sein Gang ans Tor, die Listreden der beiden, der Hinkelput ...

Sie erreichen das Haus. Der Bauer schließt die Pforte auf. Da sind die Ställe, die Scheune im Hintergrund. Der Dunghaufen in der Mitte des Hofes. Die freudig winselnden Doggen. Das funzlige Licht der Außenlampe. Das Kratzeisen am Steintritt. Der dunkle, kurze Flur mit der Treppe zum Boden. Die Garderobehaken mit der Arbeitskleidung. Die geheizte gute Stube. Das Radio in der Ecke. Ein Bild mit röhrenden Hirschen über

der Couch. Die Vitrine mit dem Feiertagsgeschirr. Der Tisch, darauf die filierte Decke. Eine Kristallschale mit Krimskrams darin.

„Das Vieh ist versorgt“, sagt der Bauer. „Ich hab es gefüttert, eh ich zum Bus gegangen bin.“

Die Frau legt den Mantel ab, zieht die Schuhe aus und prüft dabei schon das Zimmer mit ihren Blicken. Spöttisch sagt sie: „Staub gewischt hast du wohl nicht die Zeit über, was?“

Haselmann sieht, wie sie Rock und Bluse vom Körper streift und das rosa Unterkleid sich über ihre prallen Glieder strafft. „Wenn es bloß das wäre, der Staub“, nuschelt er. „Wenn ihr Weiber doch nur nicht immer ans Saubermachen denken würdet ...“

Nachdem Suschen den Jungen ins Bett gebracht hat, hockt sie sich auf einen Stuhl. Sie stützt ihre sommersprossigen, entblößten Unterarme auf den Tisch und legt die Hände ineinander. Der Bauer sitzt ihr gegenüber und stöbert nach einem neuen Anfang für das Gespräch. Eine Weile ist es bedrückend still in dem Raum, jeder horcht nach einem Wort. Die Frau streicht über die Decke, als wollte sie sie glätten. Doch das Gewebe liegt straff auf der Platte, bedarf gar nicht der hausfraulichen Fürsorge. Das Garn hakt sich in die aufgeraute Haut der Finger.

Suschen fragt: „Waren die Werber hier, übers Wochenende?“

Haselmann hat diese Frage gefürchtet. Jetzt ist sie da, und er weiß noch immer nicht, was er darauf antworten soll. Sicherlich hat die Frau längst bemerkt, auf dem Weg von der Haltestelle bis in die Siedlung bereits, daß ihn irgend etwas quält. Am Sonntag hätte sie sich danach erkundigen sollen! Heute, drei Tage später, da verübelt er ihr fast ihre Abwesenheit und diese Neugier. Er lenkt ab: „Ja, das auch. Jetzt muß der Roggen rein, Suschen, in die Erde.“

Es scheint, als sei das Gespräch damit abgeschnitten. Die Bäuerin richtet ihre blauen Augen bekümmert auf den Mann. Haselmann spürt, daß sie gleich auch die andere Frage stellen wird. Er möchte ihr zuvorkommen und öffnet schon die Lippen. Aber da hört er: „Sag mir doch, Jakob, was du herumschleppst mit dir. Ich fühl es die ganze Zeit schon. Irgendwas stimmt doch nicht.“

Haselmann jedoch weicht auch diesmal aus: „Wie geht es denn der Mutter und dem Vater, Suschen?“

Die Bäuerin reibt betroffen die Hände aneinander, die rissige Haut beschmirgelt sich und pfeift. Haselmann überlegt, ob es nicht doch besser wäre, Suschen von der Begegnung mit Kulka zu erzählen und von seinen Gewissensbissen. Er mustert verstohlen ihr Gesicht, es ist betrübt über seine jähe Verschlossenheit. Haselmann sucht zu ergründen, was die Frau jetzt denken mag. Die Pupillen haben sich weit gesperrt unter dem

Lampenlicht, glänzen schwarz und traurig. Vielleicht ist sie ihm böse gar, vielleicht denkt sie auch nur: Ich will mich nicht zanken mit ihm deswegen. Was er sich in den Kopf gesetzt hat, das will er, und was nicht, das nicht.

Ihre Blicke treffen sich, Suschen schlägt die Lider nieder und entgegnet: „Es ist man gut, daß ich sie wieder besucht habe, Jakob. Das ganze Jahr komm ich doch sonst nicht dazu. Obwohl es nur ein Katzensprung ist bis hinüber zur Heide. Und wer weiß, wie lange ich's noch kann. Vater ist auch nicht mehr der Jüngste. Und Mutter, das glaubst du nicht, wie sie zusammengefallen ist seit dem letzten Mal. Das geht manchmal schnell, daß man tot ist . . .“

Haselmann ist froh, die Frau schwatzen zu hören. Er philosophiert, und vor ihm taucht die Erinnerung an die Explosion auf der Weihnachtshöhe auf: „Manchmal geht es auch schnell, daß man leben bleibt . . .“

„Ja, das wohl auch“, flüstert die Bäuerin und plaudert dann weiter: „Gequält haben sie sich schon immer, Jakob. Der Sandboden macht es keinem leicht dort. Kartoffeln gedeihen nur halb so viel auf dem Morgen wie hier. Aber jetzt gehen Vater und Mutter doch ruhiger. Das ist auch gut so, auf ihre alten Tage. Die Genossenschaft nimmt Rücksicht auf ihre Gebrechen . . .“ Sie erschrickt und hebt die Hand vor den Mund, als wollte sie das Gesagte nachträglich zurückhalten.

Haselmann aber lächelt. Er ahnt, warum Suschen plötzlich abbricht. Vor ihrer Abreise noch hätte er sie gerügt, wenn sie die Genossenschaft gelobt hätte. Jetzt aber lächelt er und sagt: „Rede nur, Suschen. Was macht die Genossenschaft denn in dem Heidedorf?“

Die Frau berichtet, und der Mann will alles wissen.

Am Sonnabend, am Mittag steigt Haselmann auf sein Motorrad und fährt in die Flur hinaus. Eine verfrühte Märzsonne gleißt über die Felder, die Straßen, die rotschwarzen Ziegeldächer. Sie hat schon die Rinde an den Bäumen getrocknet, die oberste Krume der Äcker ist schon grau und rissig geworden. Der Weg von der Neubauernsiedlung ins Dorf ist nicht mehr glitschig glatt. Die Pfützen in den tiefen Räderspuren sind verschwunden. Das Gras ist hart und brüchig, es knistert bei jeder Berührung. Aber in die Zweige der Hagebuttenhecken ist der Saft noch nicht wieder zurückgekehrt. Sie peitschen Haselmann schmerzvoll ins Gesicht, als er sein Motorrad dicht an ihnen vorbeisteuert.

Der Bauer strebt bis hoch hinauf zu den dunklen Fichten. Dort drosselt er den Motor und schwingt sich aus dem Sattel. Er nimmt die Erde auf und befühlt sie mit seinen Händen. Noch einmal werden in ihm die bangen Stunden wach, als die Bauern hilflos und stumm am Wegrand standen und Kalle Kulka mit seinem Messer das Unkraut schnitt. Hier also hatte das Hauptstück seiner Familie gelegen, die zwanzig Morgen Quecken, ehe es

vom Rittergut verschlungen wurde. Nach diesem Schlag hatte sich der Bauer gesehnt, während er noch klein war wie sein Söhnchen jetzt und auf den Knien des Vaters vernahm, daß auch die Haselmanns einmal Eigentümer von Land gewesen waren. Er hätte es mit seinen Fäusten umgegraben, das ist wahr, wenn er nach dem Verlust des schweren Belgiers keinen Ochsen erhalten hätte. Sein freier Herr hatte er wieder sein wollen, Bauer auf eigener Scholle, und für diesen Preis wäre ihm keine Mühe zu groß, keine Arbeit zu hart geworden. Aufgeteilt liegt nun die Fläche, schmale Handtuchstreifen nebeneinander, auf dem einen die grüne Saat des Wintergetreides, auf dem anderen das vermoderte Kraut von Kartoffeln. Die Genossenschaft greift nach dem Acker jetzt, Kulka ist gekommen, der Arbeiter, und fordert von ihm zurück, was er ihm einst ausgezahlt hat. Haselmann denkt auch hier oben wieder an den Hinkepoot, um so mehr, als sich inzwischen das Gerücht bestätigt hat, daß die Agitatoren sich einnisten werden im Dorf. Gestern abend sind sie eingetroffen, auch Kulka und das Blaßgesicht von der Zeitung sollen unter ihnen sein. Sie werden nicht lange auf ihren Besuch warten lassen, und Haselmann muß sich entscheiden, wie er sie diesmal empfangen will. Das war noch nicht das letzte Wort, Bauer, hatte der Arbeiter zum Abschied gesagt. Nein, das letzte Wort ist es noch nicht gewesen, wie damals nicht, als sie sich im Kuhstall feindselig gemessen hatten. Vor fünfzehn Jahren jedoch hatte der Hinkepoot ihm geholfen, hatte das Los umgetauscht, hatte den Hang entmint. Und heute? Was begehrt der Hinkepoot heute von ihm, will er denn nicht ebenfalls helfen? Genossenschaftsfelder bis an den Horizont, von den Fichten hier bis hinüber zum Taubenberg, wo die Aufteilung des Rittergutes begonnen hatte. Maschinen drauf, sechzehnscharige Pflüge hinter Traktoren, Mähdrescher und Pick-up-Pressen, Rübenkombines und Kartoffelvollernter. Kein Bauer braucht sich dann noch zu bücken, auf allen Vieren über den Boden zu rutschen, aufrecht kann er gehen wie ein Mensch. Das will Kulka. Deshalb kommt er ins Dorf zurück. Achtet nicht der Schmähungen, die ihm widerfahren sind. Kann denn ein Mann wie Kulka, der sein Leben gewagt hat für einen starrköpfigen Melker vom Gut, lügen?

Haselmann schwingt sich in den Sattel und braust von der Höhe hinunter. Im Dorf begegnet ihm Büttner, ruft ihm etwas zu. Haselmann winkt ab und fährt vorüber. Vor dem Hof läuft ihm sein Junge entgegen: „Papa! wir haben Besuch.“

Der Bauer schiebt das Motorrad in den Schuppen. Er geht an die Pumpe und wäscht sich die Hände. Er vertrödelt noch zehn Minuten in den Ställen. Er ahnt, wer im Haus auf ihn wartet und will sich erst wappnen für die Begegnung mit Kalle Kulka.

Haselmann drückt derb die Klinke nieder und durchmißt mit seinen

Blicken das Zimmer. Die Frau sitzt mit der Knitterhaut und dem Blaßschnabel am Tisch. Der Alte bekniiffelt mit seinen Fingern die Falten in seinem Gesicht. Die Nägel an seiner Hand unterscheiden sich nicht viel von denen Haselmanns. Sie sind abgebrochen und schwarz gerändert; das Schmieröl mag daran haften geblieben sein. Bei Haselmann hat sich die lehmige Erde in die Nagelbetten geätzt. Komisch, denkt der Bauer, daß mir jetzt nichts anderes auffällt an ihm.

„Still wie die Wachteln seid ihr, wenn der Habicht kreist“, sagt er, und es soll freundlich klingen. Und an die Frau gewandt, murmelt er: „Bis auf die Weihnachtshöhe war ich, Suschen. Der Schlag dort ist gut abgetrocknet schon . . .“

Eine Faust wummert gegen das Fenster. „Haselmann!“ schreit jemand. „Hast du auch die Köter an der Kette, he? Haselmann, ich komm mal rein zu dir.“

Der Bauer blickt seine Frau an. Er hat keine Ahnung, wer gegen die Scheiben klopft. Suschen zuckt mit den Schultern. Auch sie weiß es nicht. Das Tor klappt. Die Hunde bellen. Haselmann verläßt das Zimmer, brummt: „Nachgucken will ich mal . . .“

In dem schmalen, schummrigen Korridor steht schon Büttner und prahlt: „Hab dich gesehen, Jakob, wie du durchs Dorf geflitzt bist. Hast ja nicht einmal gehalten auf deiner Nuckelpinne, wo ich dich gerufen hab. Da bin ich gleich hinter dir her, um mal zu reden mit dir. Man hört ja so allerhand tolle Sachen von dir, muß ich schon sagen . . .“

Haselmann denkt: Was will er von mir, daß er's so eilig hat? Umsonst ist Hannes Büttner nicht so eilig, umsonst tritt er auch nicht in mein Haus. Aber der Altbauer strebt bereits an ihm vorbei auf die angelehnte Wohnzimmertür zu. Ein wenig überrascht verharret er zwischen den Pfosten, als er die beiden Werber entdeckt. Doch dann lacht er dröhnend und wendet sich mit seinem dicken Glatzschädel nach Haselmann um: „Die Bude ist ja schon voll bei dir. Das habe ich nicht gewußt, Jakob. Entschuldige man, daß ich hier reinplatze. Sind das denn nicht die Stadtmenschen nicht, die Bauernfänger?“

Haselmann drückt Büttner über die Schwelle und schließt die Tür hinter sich. Suschen erhebt sich vom Stuhl und bietet ihn dem neuen Gast an. Der wartet immer noch auf Antwort, und als er sie nicht erhält, Haselmann abwehrend schweigt, giftet er: „Seid euch wohl handelseinig inzwischen, was?“

Haselmann kann sich an den fünf Fingern abzählen, was Büttner meint. Sein Benehmen kürzlich in der Konsumkneipe ist sicherlich auch schon bis zu ihm gedrungen. In diesen Tagen, da die Agitatoren im Dorf sind, mißtraut jeder jedem noch mehr als sonst. Und da Haselmann bereits

die Antwort im voraus weiß, fragt er ohne Nachdruck, als erkundige er sich nebenhin nach dem Wetter: „Was erzählt man sich denn für tolle Sachen von mir?“

„Laß man jetzt“, brabbelt Büttner und schielt auf Kulka und dessen Begleiter. Haselmann aber glaubt, daß die Gleichgültigkeit seiner Frage den Bauern noch mehr verwirrt als die Anwesenheit der Fremden. Ja, er hat in den letzten Jahren gelernt, wie man dem protzigen Büttner den Protz nimmt. „Ein andermal komm ich wieder, wenn du allein bist.“

Haselmann bohrt, und er bemerkt auch, daß Kulka ihn gespannt beobachtet: „Es ist wohl was Schlimmes, daß es keiner hören darf, was? Hast es doch mächtig eilig gehabt hierher, Hannes?“

Haselmann hat ihn gestellt. Büttner schnauft wütend: „Denk nicht, daß ich Angst hab vor denen da.“ Er sticht mit der verhornten Daumenkuppe nach Kulka und dem Zeitungsmenschen. „Bei mir waren die auch schon. Mich haben sie nicht geködert. Aber von dir sagt man, daß du umgefallen bist . . .“

„Und weiter?“

„Daß du in die Kolchose willst, sagt man.“

„Ach, das sagt man.“ Haselmann spürt, daß seine Stimme zittert. Es ärgert ihn, denn er möchte sich beherrschen. Wenn er heftig wird, hält er sich nicht mehr im Zaume. Er atmet tief und schiebt eine kleine Pause ein. Er geht auf den warmen Ofen zu. Und dennoch ist sein Zorn noch nicht verflüchtigt, als er fortfährt: „Und nun hat dich mein Seelenheil nicht in Ruhe gelassen, was? Da bist du mir gleich nachgerannt, damit mich der Satan nicht holt, wie?“

„Streitet euch nicht“, versucht die Frau zu besänftigen. Sie steht noch immer vor dem Stuhl, die Hände auf der Lehne. „Er hat noch gar nicht gesagt, was er will, Jakob.“

Ja, Suschen hat recht. Büttner, der Fuchs, besucht einen fremden Bauern nur, wenn's was zu holen gibt. Die Genossenschaft allein wird es nicht sein, weshalb er ins Haus gekommen ist. Wieder rätselt Haselmann, er möchte von der Schläue des anderen nicht überrumpelt werden.

Büttner lenkt ein und sagt: „Deine Frau hat recht, Jakob. Das ist deine Sache, das mit der Genossenschaft.“ Er schnappt geräuschvoll nach Luft und beginnt, wieder unsicherer: „Ich wollte dich eigentlich fragen . . . Versteh mich nicht falsch, Jakob . . . Fragen wollt ich dich . . .“ Büttner zaudert. Haselmann spürt, wie ihn der Altbauer bei jedem Wort bemustert. Die Stammelei ergötzt ihn beinahe, aber sie erfüllt ihn auch mit Ungewißheit. So dicht vor der Frage, und Haselmann hat sie noch immer nicht erraten. Sie wird ihn völlig ungeschützt treffen. „Ob du nicht die Kühe verkaufen möchtest, wollt ich dich fragen . . .“

Haselmann hat die Arme nach den Kacheln ausgestreckt. Er prallt herum, als er das Angebot vernimmt. Ein Fluch liegt ihm auf der Zunge, doch er verschluckt ihn. Halb wütend, halb lauernd fragt er heiser: „So . . . Die Kühe . . . Meine Kühe mit ihrer Milch, was? Und warum?“

„Warum wohl . . .“, murrte Büttner. „Jetzt kannst du noch eine schöne Stange Geld damit machen. Nachher wirst du sie ohnehin los in der Kolchose.“

Haselmann erwidert hart: „Das Vieh bleibt bei mir.“ Und er sieht, wie Kalle Kulka ihm zunickt. Und ihn selbst ergreift Genugtuung, weil Büttner, der ihn einst Habenichts gescholten, nach seinen Kühen giert.

Büttner lacht höhnisch: „Wie lange noch! Im nächsten Jahr ist Typ drei dran. Dann ist Pustekuchen mit deiner Herde.“

„Das bestimmst nicht du“, sagt Haselmann verächtlich. „Entweder ich gehe mit allem oder gar nicht. Die Kühe gehören zu mir.“

Büttner fühlt seine Niederlage. Er soll sie fühlen, der Gauner, denkt Haselmann. Er rückt einen Stuhl vom Tisch weg und setzt sich schroff. Die Fiau neben ihm nimmt einen Apfel in die Wickelschürze und putzt ihn blank. Kalle Kulka stößt seinen Begleiter freudig mit dem Ellenbogen an. Der Altbauer Büttner wischt sich mit dem Taschentuch über die Glatze und geht. „Hoffentlich bereust du das nicht, später . . .“, muffelt er noch. Die Türen klappen. Die Doggen bellen. Draußen vor dem Fenster schwankt der kahle Kopf vorbei.

Haselmann sagt: „Jetzt hol mal den Wein aus dem Keller, Suschen. Wir sind doch wohl quitt nun, Hinkepoot, was?“

PROBLEM „POSITIVER HELD“

Ein Diskussionsbeitrag

I

Im Sommer 1960 führte das Berliner Kabarett „Die Distel“ im Rahmen ihres Programms „Greif zur Frohkost, Kumpell!“ folgende Szene auf: Ein ausführliches Referat, vor Betriebsangehörigen gehalten, wird durch Unruhe gestört: den aufmerksam Lauschenden wird leise mitgeteilt, daß im Konsum Kalbsleber verkauft wird. Nach und nach schleichen sich alle Versammlungsteilnehmer fort, um einzukaufen. Selbst ein Kollege, der erbittert gegen solche Undiszipliniertheit protestiert hatte, macht sich davon, als er erfährt, daß nicht nur Kalbsleber, an der ihm nichts liegt, verkauft wird, sondern auch Räucheraal, den er gern ißt. Schließlich bleibt nur einer übrig, ein unauffälliger Mann, der erst dadurch bemerkbar wird, daß er brav und ergeben als einziger sitzen bleibt, nachdem die anderen längst verschwunden sind. Der schließlich resignierende Referent fragt den reglos Dahockenden: „Warum gehen Sie nicht auch in den Konsum?“ und bekommt die ruhig gegebene Antwort: „Ich bin in dieser Szene der positive Held.“

Das Publikum belohnte die witzige Darstellung (das Davonschleichen der einzelnen Personen war einfallsreich variiert) und besonders die trocken vorgebrachte Pointe mit Gelächter und Beifall. Tatsächlich entspricht der „positive Held“ dieser Szene noch einer weitverbreiteten Meinung, und obwohl die Diskussion über den prozentualen Anteil von negativen und positiven Eigenschaften im Helden längst als irreführend erkannt und damit abgeschlossen wurde, spukt noch immer die Vorstellung, daß der „positive Held“ eine langweilig-brave Gestalt sei, der die Spannungsmomente gestalterischer Dialektik fehlten.

Diesem Vorurteil, das übrigens in sich selbst zusammenfällt, wenn es mit literarischen Werken konfrontiert wird, in denen positive Helden an zentraler Stelle stehen – noch nie ist jemand auf den Gedanken geraten, Fadejews „Junge Garde“ oder Apitz’ „Nackt unter Wölfen“ als langweilig zu bezeichnen –, kommt es entgegen, daß die Kategorie des positiven Helden nicht genügend als ästhetische Kategorie untersucht wird. Die Fragestellun-

gen gehen oft von politisch-moralischen Kriterien aus, und so sehr es zu trifft, daß die ästhetischen Kategorien und ihre Kriterien ihrerseits gesellschaftlich-historische Kategorien und Kriterien widerspiegeln, so sehr trifft es auch zu, daß die relative Eigengesetzlichkeit der literarischen Widerspiegelung untersucht werden muß. Auf die Kategorie des positiven Helden und ihre Kriterien angewandt, bedeutet das, daß es nicht genügt, die politisch-moralischen Ideen der Gestalten zu beachten, sondern daß ihre gesamte Funktion im Gestaltungsgefüge untersucht werden muß. So, wie der positive Held der sozialistischen Wirklichkeit nicht nur einfach die Fortsetzung progressiver Menschen aus früheren Epochen, sondern eine neue Qualität darstellt (entsprechend der grundsätzlich neuen Qualität der sozialistischen Epoche gegenüber allen früheren gesellschaftlichen Formationen), so stellt der positive Held des sozialistischen Realismus nicht nur einfach die Weiterführung früherer positiver Gestalten in veränderter Umgebung dar, sondern eine grundsätzliche neue Qualität, die nicht nur jedes Detail der Gestaltung bestimmt, sondern ihre gesamte Struktur.

Die Forderung nach dem positiven Helden stammt aus der Wirklichkeit, wie alle literarischen Gestalten von jeher der Wirklichkeit entstammten; sie entsprechen einem real-gesellschaftlichen Bedürfnis, und die Frage etwa, ob denn literarische positive Gestalten überhaupt nötig seien, ist ebenso absurd, als ob man fragen wollte, ob die Wirklichkeit Menschen braucht, die – ganz allgemein gesprochen – dem Neuen zum Durchbruch verhelfen und damit zu Vorbildern werden.

Als Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie“ die Forderung stellte, einen Helden auf die Bühne zu bringen, mit dem sich der Zuschauer identifizieren könnte, führte er auf literarischem Gebiet einen sehr entschiedenen Kampf um die ideologische Emanzipation. Die aristotelische Poetik wurde für Lessing geradezu eine Waffe, mit deren Hilfe er auf der Bühne den bürgerlichen Helden durchsetzen konnte. Selbstverständlich spricht er das nicht direkt aus, sondern das, was er eigentlich will, kommt in der Negation desjenigen zum Ausdruck, was er ablehnt. Die Furcht, die der Zuschauer für die dargestellten Personen auf der Bühne empfinden soll, ist, wie Lessing sagt, „das auf uns selbst bezogene Mitleid“. (75. Stück.) Und weiterhin schreibt Lessing seine folgenreiche Kampfansage gegen solche Helden, mit denen sich die Bürger weder identifizieren, noch die ihnen Vorbilder sein können. Bekanntlich gilt die gesamte Polemik Lessings gegen das Theater des französischen Absolutismus dem Bestreben, ein deutsches bürgerliches Theater zu schaffen, und von dieser Sicht aus war Lessing historisch im Recht; mögen auch seine Urteile über die französische klassische Tragödie selbstverständlich nicht absolut zu nehmen sein.

Was hat Lessings Kampf um ein bürgerliches Theater mit der Proble-

matik des positiven Helden zu tun? Sehr viel, denn die Forderung nach dem positiven Helden des sozialistischen Realismus ist insofern nicht neuartig, als die Forderung, den *vorbildlichen* Helden zu gestalten, für jede junge und aufstrebende Klasse selbstverständlich ist. Die bürgerliche Dichtung brachte eine große Fülle positiver Gestalten hervor, in deren Tradition die positiven Helden des sozialistischen Realismus stehen.

Lessing begründete theoretisch die Notwendigkeit bürgerlich-vorbildlicher Gestalten; der junge Herder und die anderen Schriftsteller des Sturm und Drang, unter ihnen Goethe, führten diese Forderung Lessings sowohl theoretisch wie dichterisch weiter; ihre Helden sind die positiven Helden der damaligen Zeit (die wir deshalb als „positive Gestalten“ mit etwas anderem Namen als die heutigen Helden bezeichnen, um die Unterschiede nicht zu verwischen, die für die künstlerische Gestaltung von großer Bedeutung sind). Niemand von denjenigen, die gegen die positiven Helden des sozialistischen Realismus protestieren, würde auf den Gedanken kommen, alle jene Gestalten aus der früheren Literatur als verfehlt zu bezeichnen, die, auf die eine oder andere Art, jeweils der gesellschaftlichen Zeit ihrer Entstehung entsprechend, die fortschrittlichsten Bestrebungen repräsentieren. Noch nie hat eine aufsteigende Klasse darauf verzichtet, und konnte auch nicht darauf verzichten, sich literarische Gestalten zu schaffen, die ihr als Vorbilder gelten und mit denen sie sich zugleich identifiziert, weil die in solchen Gestalten zutage tretenden Potenzen in ihr selbst vorhanden sind. (Anders könnten sie gar nicht geschaffen werden.)

In dem Maße, wie die Klasse sich zur Nation konstituiert, erlangen auch ihre Helden nationale, über die Klasse hinausreichende Bedeutung – in der Wirklichkeit wie in der Literatur. Die Bedeutung der Helden in der Literatur zu bagatellisieren, heißt nichts anderes, als ihre Bedeutung im Leben zu verkennen, und das Problem kann nicht lauten: Positive Helden oder keine?, sondern: Wie sehen die positiven Helden aus, wie werden sie gestaltet?

So vieles nun der positive Held unserer Zeit mit den positiven Gestalten der früheren Literatur gemeinsam hat, so sehr unterscheidet er sich doch von ihnen durch ganz spezielle Kriterien, die wiederum durch jeweilige Gattungseigentümlichkeiten geprägt werden. Auf das entscheidende Merkmal, das dem positiven Helden der dramatischen wie der epischen Gattung eigen ist, hat der sowjetische Literaturhistoriker W. Jermilow in seinem Aufsatz „Einige Fragen der Theorie des sozialistischen Realismus“ in der „Literaturnaja Gaseta“ vom 9. und 12. 6. 1951 hingewiesen.

Jermilow bezeichnet dort die Aggressivität als das eigentliche Kriterium des positiven Helden, das ihn von den positiven Gestalten der früheren Literatur besonders unterscheidet. Er belegt durch viele Beispiele, daß im

kritischen Realismus (und das trifft auch für den Realismus der bürgerlichen deutschen Klassik zu) der fortschrittliche Held immer der Angegriffene ist, „den triumphierenden Kräften des Bösen, des Gemeinen und der Finsternis ausgesetzt“. Gerade diese letzteren waren dort die Angreifer, sie triumphierten, und sie „erdrückten alles Helle, Gerechte, Schöpferische, Vernünftige und Schöne ...“ Der positive Held wurde gezwungen, auf sie zu reagieren und die Handlungen der negativen Personen zu beantworten, er gerät in Abwehr und Verteidigung. Der positive Held des sozialistischen Realismus steht selbst im Angriff, eine Position, die dadurch ermöglicht wird, daß er von einem handelnden, immer aktiven Kollektiv getragen wird. (Jermilow geht auch auf solche Gestalten des sozialistischen Realismus ein, die noch vorwiegend von Merkmalen des kritischen Realismus geprägt werden; auf dieses Problem werden wir gerade im Hinblick auf die deutsche Literatur unser besonderes Augenmerk noch zu richten haben.) Von besonderer Bedeutung sind die Ausführungen über die Fabel, die im kritischen Realismus bereits so angelegt ist, daß die positive Gestalt „restlos mit der Beantwortung der Handlungen der negativen Personen beschäftigt ist“. Jermilow wies also in seinem Aufsatz energisch auf Gestaltungsfragen hin und blieb nicht nur dabei stehen, die Frage nach den charakterlichen Zügen der Helden oder nach ihrer Ideologie zu stellen, was nicht bedeutet, daß diese Fragestellungen von untergeordneter Bedeutung sind: im Gegenteil, die ideologisch-charakterliche Haltung bietet die Voraussetzung, überhaupt zu positiven Helden werden zu können; eine Voraussetzung, der aber nur durch die Gesamtgestaltung des literarischen Werkes die Möglichkeit gegeben werden kann, zum bestimmenden Faktor zu werden.

II

Wenn wir mit Jermilow von der Aggressivität als bestimmendem Kriterium des positiven Helden in der dramatischen wie in der epischen Gattung ausgehen, so muß diese Prämisse doch gesondert für die beiden Genres untersucht werden. Aggressivität ist nicht identisch mit Aktivität, obwohl sie in jedem Fall Aktivität ist, und gerade die Aktivität ist es, die den dramatischen Helden des sozialistischen Realismus mit dem dramatischen Helden des bürgerlich-klassischen deutschen Realismus verbindet. Wobei jenen Helden auch immer eine gewisse Aggressivität eigen ist, die sich freilich von der Aggressivität des sozialistischen Realismus unterscheidet, während bei den Dramenhelden des kritischen Realismus der deutschen Literatur die Aggressivität fast ganz zurücktritt.

Die Aktivität des Dramenhelden hat Goethe im siebenten Kapitel des

fünften Buches von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ auf präzise Formeln gebracht, indem er ihn vom Romanhelden unterscheidet: „Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden; im Drama Charaktere und Taten. Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen der Hauptfigur müssen, es sei auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama muß eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein; von dem dramatischen verlangt man Wirkung und Tat. – Im Drama modelt der Held nichts nach sich, alles widersteht ihm, und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege oder unterliegt ihnen.“ Auf die Besonderheiten des Romanhelden kommen wir später zurück, einstweilen prüfen wir die von Goethe genannten Kennzeichen des Dramenhelden auf ihre Allgemeingültigkeit hin, und zwar an positiven Gestalten, die in unserem Rahmen nur zur Debatte stehen. Wirkung und Tat sind ebenso den Helden der bürgerlich-klassischen wie der sozialistischen Dramatik eigen; wobei noch betont werden muß, daß „Held“ eine Doppelbedeutung hat: einmal bedeutet es Hauptgestalt und zum anderen den Helden im heroischen Sinn. Beides ist nicht immer identisch. So ist Wallenstein die Hauptgestalt in Schillers Trilogie, während Max ihr Held im Sinne des Heroischen ist; in Brechts „Gewehren der Frau Carrar“ ist Frau Carrar die Hauptgestalt, während ihr Bruder Pedro als der eigentliche Held des Stückes fungiert.

Bleiben wir jedoch einstweilen bei jenen Helden, die es im Sinne der Hauptgestalt wie des Heroischen sind, versuchen wir, die Art ihrer Aktivität zu erfassen, denn sie ist es, die historisch und literatur-historisch in den verschiedenen Perioden voneinander unterschieden ist. Ebenfalls in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ (Buch IV, Kap. 15), im Rahmen der „Hamlet“-Diskussion fällt das entscheidende Wort: „Der Held hat keinen Plan, aber das Stück hat einen.“ Dieses Wort trifft nicht nur auf Hamlet zu, es ist höchst aufschlußreich für sämtliche Helden der früheren Literatur, weil es jene Spontaneität kennzeichnet, die notwendig mit den Aktionen der Helden verbunden sein mußte, so daß Goethe diese Spontaneität geradezu als verbindlich für den Dramenhelden postuliert, wenn er Schiller in einem Brief vom 26. April 1797 schreibt: „Im Trauerspiel kann und soll das Schicksal, oder welches einerlei ist, die entschiedene Natur des Menschen, die ihn blind da- oder dorthin führt, walten und herrschen; sie muß ihn niemals zu seinem Zweck, sondern immer von seinem Zweck abführen, der Held darf seines Verstandes nicht mächtig sein, der Verstand darf gar nicht in die Tragödie entrieren als bei Nebenpersonen zur Desavantage des Haupthelden . . .“ Hier wird es ganz deutlich, wie der Held, ungeachtet aller

Aktivität, letzten Endes ein Getriebener bleibt, der sich in Kollisionen verstrickt, die er selbst nicht durchschaut. Es ist das Problem der Spontaneität, das hier zur Debatte steht, einer Spontaneität, die damit zusammenhängt, daß den Helden die Gesetzmäßigkeit der Klassenkämpfe, in denen sie selbst stehen, unbekannt bleibt. Diese Spontaneität verstärkt sich sogar in der deutschen dramatischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, in dem Maße, als die Helden aufhören, Parteinehmende in den welthistorischen Auseinandersetzungen zu sein (Hebbel) oder, wie bei Büchner, als Helden eines bereits problematisch gewordenen Klassenaufstiegs (Robespierre und Danton) nicht mehr die absolute moralische Überlegenheit für sich haben, die die Helden des achtzehnten Jahrhunderts noch im Untergang triumphieren läßt, oder wie Woyzeck, als passiver Held des noch vor dem Aufstieg begriffenen vierten Standes. Selbst die in kämpfender Aktion stehenden Weber Hauptmanns gewinnen nicht jenes Maß an entwickeltem Bewußtsein, das die Aggression des positiven Helden des sozialistischen Realismus von der Aktivität aller früheren Helden unterscheidet. Durch solche Feststellung ergibt sich die Frage, wie sich die entwickelte Bewußtheit der sozialistischen Dramenhelden gestalterisch auswirkt, denn sie unterscheidet sich als aktiv handelndes Wesen nicht in solchem Maße vom früheren dramatischen Helden wie der positive epische Held von früheren epischen Helden. Das gestalterische Hauptunterscheidungsmerkmal des positiven dramatischen Helden gegenüber den früheren positiven dramatischen Gestalten wird durch seine Position im Rahmen des Ensembles aller mitspielenden Personen geprägt. Im engen Zusammenhang nämlich mit der Spontaneität der früheren Helden steht ihr „Selbsthelfertum“, von dem sie mehr oder weniger alle bestimmt werden. Der Held (als progressive Erscheinung) vertrat immer die Interessen der Unterdrückten, generell ausgedrückt, die Interessen der Produzenten der materiellen Güter, jedoch als einzelner, von den Massen Isolierter. Die Sympathien, durch die solche Repräsentanten der Vorhut mit dem Volk in Verbindung standen, konnten nicht die Gemeinsamkeit eines Kampfes ersetzen, die erst den positiven Helden des sozialistischen Realismus aus jeder Isolierung befreit. Der Charakter des Volkstribunats ändert sich in dem Maße, wie sich der Charakter der Avantgarde verändert. Avantgarde bedeutet für die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts eine Vorhut, der eine organisierte Massenbasis fehlt, und der Tribun fungiert als Sprecher für alle diejenigen, die, um mit Lenz zu sprechen, noch stumme Personen sind. Der Tribun gibt das Beispiel der Aktion, wie das zeitgenössische Publikum es an Goethes Götz von Berlichingen rühmte, aber er gibt denjenigen ein Beispiel, die es nur bewundern, jedoch nicht aktiv aufnehmen können. Die Unentwickeltheit der gesellschaftlichen Situation, die den Helden zum Selbsthelfer werden läßt,

bestimmt auch seine utopisch bleibende Perspektive. Sehr bezeichnend dafür sind die Worte des Marquis Posa in dem großen Dialog mit König Philipp II., jene zugleich resignierenden und optimistischen Worte: „Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif, ich lebe ein Bürger derer, welche kommen werden. Kann ein Gemälde Ihre Ruhe trüben? – Ihr Atem löscht es aus.“

Das Gemälde, das zwar für einen Moment die Ruhe der Herrschenden trüben kann, dann aber unerbittlich ausgelöscht wird, bleibt notwendig unbestimmt und kann nur feste Umrisse annehmen, wenn es, wie bei „Egmont“, vom Dichter aus historisch rückblickend gesehen wird. Daß die Perspektive selbst dann noch in Gestalt einer Traumvision erscheint, ergibt sich aus den deutschen Bedingungen der Entstehungszeit des Werkes, die eine Selbstbefreiung der Volksmassen, obwohl sie in den Niederlanden Wirklichkeit wurde, nur als utopische Möglichkeit in die Dichtung eingehen lassen. Das alles verändert sich im sozialistischen Realismus: Der Held (oder die Helden) kämpfen nicht mehr spontan, sondern sie kennen das Ziel, dem sie zustreben, und die Mittel, mit deren Hilfe sie es erreichen können. Selbstverständlich treten hier Variationen auf, die vom Stoff und vom Sujet her bestimmt werden: Der Held aus früheren historischen Perioden kann nicht das entwickelte Bewußtsein haben, das dem gegenwärtigen Helden zukommt. Aber selbst die zu früh gekommenen Helden weisen als positive Helden neue Merkmale auf. Solche Helden sind Friedrich Wolfs Thomas Münzer und Kubas Klaus Störtebeker. Sie sind keine Selbsthelfer im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts; bei Thomas Münzer ergibt sich das bereits aus der Stoff- und Heldenwahl, da Münzer Anführer einer revolutionären Bewegung war. Aber gerade die Wahl dieses real-revolutionären Helden ist bezeichnend für den sozialistischen Schriftsteller, dessen Parteilichkeit sich bereits in der Wahl der einzigen großen revolutionären Bewegung der deutschen Vergangenheit und ihres hervorragendsten Vertreters ausdrückt. Wenn wir davon sprechen, daß die positiven Helden des sozialistischen Realismus frei von jener Spontaneität sind, die für die Helden des bürgerlich-klassischen und kritischen Realismus ein wesentliches Kennzeichen darstellt, so ist damit nicht gemeint, daß diese positiven Helden frei von Irrtümern seien. Auch Thomas Münzer in Wolfs Drama begeht Irrtümer, so wenn er zuerst wähnt, den Herzog Johann von Sachsen mit in das „Verbündnis“ einbeziehen zu können, oder wenn er, in dem Bestreben, auch die Bürger zu gewinnen, einem Ratsherrn wie Otherra traut. Selbst diese Irrtümer sind durch das historisch richtige Bewußtsein bestimmt, daß mit der Sache der Bauern zugleich die Sache der gesamten Nation vertreten wird, so daß es möglich sein muß, auch die Angehörigen anderer als plebejischer und bäuerlicher Schichten zu gewinnen. Die breite Volksbewe-

gung schützt Thomas Münzer davor, Selbsthelfer zu sein, und diese Rolle des revolutionären, nicht nur rebellischen, Volkstribunen gelangt bei Wolf zu adäquater Gestaltung. Dabei wird er gerade zum Volkstribunen dadurch, daß er, der Theoretiker der Bewegung, zugleich zu ihrem praktischen Anführer wird, während bei den früheren Helden notwendig Theorie und Praxis auseinanderfallen mußten – es gab keine Bewegung, die die Richtigkeit der Theorie praktisch unter Beweis stellen konnte. Auf Thomas Münzer könnte das Kriterium der prinzipiellen Planlosigkeit nicht angewandt werden; hier hat auch der Held einen Plan und nicht nur das Stück. Karl Moor geht aus Erbitterung gegen seinen Vater in die Wälder – freilich steckt in dieser Erbitterung zugleich die Gesellschaftsrevolte, aber von der Fabel her wird der Familienzweist benötigt, um die Gesellschaftsrevolte zu ermöglichen –, Ferdinand kämpft um seine Liebe zu Luise – diese Liebe zwischen Angehörigen der verschiedenen Stände reißt freilich alle Antagonismen auf, aber von der Fabel her kommt es auf die Widerstände an, die sich der Liebe entgegenstellen –, Egmont bemüht sich um einen Kompromiß zwischen den Niederlanden und Spanien – freilich wird er eines Besseren belehrt, aber die Belehrung erfährt er erst unmittelbar vor seiner Hinrichtung, so daß sie nur noch als Zukunftsvision wirksam werden und nur als solche in die Fabel eingehen kann. Solche Beispiele ließen sich beliebig vermehren, und sie besagen alle, daß die Helden selber zwar wissen, gegen welche Gegner sie sich wenden, aber nicht wissen, daß die Hindernisse, gegen die sie anrennen, sich in diesen persönlichen Gegnern nur manifestieren, ohne an sie gebunden zu sein. Der großartige Optimismus dieser positiven Gestalten, begründet durch ihre moralische Überlegenheit, eröffnet eine Perspektive, die sich grundsätzlich von der realen Perspektive des Münzer-Dramas unterscheidet; die Verse Stübners, mit denen das Drama beginnt und endet, klingen sehr ähnlich wie Marquis Posas Ausblick auf die kommenden Jahrhunderte, sind jedoch – durch die Gesamtanlage des Dramas – sehr von ihnen unterschieden: „Ich bin zu früh geboren, / Ja, wo ich heut hinkumm, / Mein Glück kommt mir erst morgen, / Hätt ich das Kaisertum, / Dazu den Zoll am Rhein, / Ich könnt's nit greifen heuer, / Das Eisen muß durchs Feuer, / Soll es geschmiedet sein.“

Die Perspektive ist nicht deshalb eine andere, weil die Bauern inzwischen frei wurden, was der Dichter des Stückes ja wußte – auch das Bürgertum gewann im neunzehnten Jahrhundert seine Emanzipation, die in den Dramen ideologisch vorbereitet wurde –, sondern weil die Kämpfe, an deren Spitze Münzer steht, letzten Endes ihr Ziel erreichen, während die menscheitsbefreienden bürgerlichen Bestrebungen sich als illusionär erwiesen, was selbstverständlich nicht bedeutet, daß sie historisch unwirksam seien, weder in der Realität noch in der Literatur. Die neuartige, sozia-

listische Perspektive wird, mit Bezug auf den Helden, von dem wir hier ausschließlich sprechen, durch seine Zielstrebigkeit gegeben, die sich gegen die herrschenden Gewalten richtet: gegen die Fürsten und gegen Luther, der zu ihrem ideologischen Verteidiger wurde. Die Perspektive ergibt sich also bereits aus der künstlerischen Wahl der Kontrahenten und aus der Sicherheit in der Wahl der Kampfmittel. Wenn sich Zweifel regen, dann nicht in diesen Grundfragen, sondern in der bang geäußerten Frage, ob der Kampf nicht zu früh begonnen wurde, ob die Bauern diesen Kampf durchstehen können:

„Was kann der Mensch über sich selbst? Und darf ich sie in die Höhe schleudern, wenn sie keine Flügel haben? Darf ich sie zum Sprung durchs Feuer reißen, wenn ihr Atem nit reicht? Ist nit alles zu früh, zu weit, zu schnell?“

Diese Frage ist es, die den tragischen Status dieses zu früh gekommenen Revolutionärs umreißt, von dem Engels in seiner Arbeit über den „Deutschen Bauernkrieg“ sagt, daß er – im Unterschied zu Luther, der „die Vorstellungen und Wünsche der Majorität seiner Klasse“ aussprach – „weit über die unmittelbaren Vorstellungen und Ansprüche der Plebejer und Bauern hinausging und sich aus der Elite der vorgefundenen revolutionären Elemente erst eine Partei bildet, die übrigens, soweit sie auf der Höhe seiner Idee stand und seine Energie teilte, immer nur eine kleine Minorität der insurgierten Masse blieb.“ Diese besondere Art des Tribunats kommt in Wolfs Gestaltung durchaus zu ihrem Recht und weist selbstverständlich auch auf Unterschiede zu positiven Helden aus solchen Stoffen hin, die der Periode seit dem Aufstieg des modernen Industrieproletariats entnommen sind.

Etwas anders liegt die Problematik bei Klaus Störtebeker, der, als edler Räuber, geradezu prädestinierter Selbsthelfer sein könnte; durch die Verbindung Störtebekers mit der Likedeelerbewegung aber gelingt es Kuba, dieses Selbsthelfertum auf ein Minimum zu reduzieren. Es erscheint erst, als Störtebeker sich von seinen Kameraden trennt, und diese Trennung stellt eher einen Bruch in der Fabel dieser dramatischen Ballade dar, als daß sie von der Geschichte und vom Sujet her notwendig wäre. Sie verwischt sogar den historisch-notwendigen Untergang Störtebekers und seiner Gesellen, an dessen Stelle sie ein privates Versagen setzt. Aber die Gestalt Störtebekers in ihrer Gesamtheit trägt keineswegs jene Selbsthelferzüge, die für die Dramenhelden des achtzehnten Jahrhunderts charakteristisch sind. Störtebeker wie seine Mitkämpfer werden von einer Massenbewegung getragen, deren Rebellentum durch die Theorie Wigbolds, der seinerseits auch als positiver Held angelegt ist, eine Perspektive erhält, in der die Spontaneität weitgehend überwunden wird. Es ist ein Merkmal des sozialistischen Rea-

lismus, daß auch die dramatischen Helden aus früheren geschichtlichen Perioden nicht nur bestimmte ideologische Auffassungen haben, die zu ihrer Charakteristik gehören – das ist selbstverständlich und gehört ohnedies zur intellektuellen Physiognomie des Helden überhaupt –, sondern daß sie direkt mit ideologischen Problemen als ausgearbeiteter Theorie in Berührung gebracht werden, sei es wie bei Thomas Münzer, der selbst ideologischer Führer seiner Bewegung ist, oder wie bei Klaus Störtebeker, der durch Magister Wigbold mit der Theorie in Verbindung gerät. Diese Beziehung zwischen revolutionärer, beziehungsweise rebellischer Praxis erstreckt sich dann nicht nur auf die Haupthelden, sondern auf die gesamte Bewegung, an deren Spitze sie stehen.

Während die frühere Tragödie nur den zu spät oder den zu früh gekommenen Helden kannte (die Schulbeispiele dafür sind Götz von Berlichingen und Thomas Münzer), gibt es seit dem Aufkommen der Arbeiterbewegung die dritte Möglichkeit: den zur richtigen Zeit kommenden Helden, und zwar nicht nur im Schauspiel, sondern auch in der Tragödie. Das vorzeitige Kommen des Helden bezieht sich ja keineswegs darauf, daß er den Gegnern unterliegt und deshalb sterben muß; es bezieht sich auf die Unreife der Bewegung, die er repräsentiert, auf die historische Unmöglichkeit des gegenwärtigen Sieges. Sobald die Arbeiterklasse die historische Bühne betritt, sind ihre Repräsentanten nicht mehr zu früh gekommene Helden, selbst wenn die Klasse als Ganzes noch mächtigen Gegnern gegenübersteht, die zeitweilige Siege erringen können. (Aus Mangel an einem entsprechenden Drama sei hier auf Gorkis Roman „Die Mutter“ hingewiesen, dessen Helden bereits zur richtigen Zeit kommen.) Das treffendste Tragödienbeispiel für einen zur richtigen Zeit kommenden positiven Helden bietet die Kommissarin aus Wischniewskis „Optimistischer Tragödie“. Die Revolution ist historisch bereits gesichert, wenn sie auch noch von allen Seiten angegriffen wird; so steht die Kommissarin niemals allein, da alle ihre Entschlüsse und Handlungen vom Kollektiv des Volkes und der Partei getragen werden. Das drückt sich in einer völlig neuartigen Form des Konflikts aus, der nicht „in der eigenen Brust des Helden“ ausgetragen wird, sondern als Widerspruch zwischen dem historisch notwendigen Handeln, wie es von der Partei gefordert wird, und dem historisch falschen Handeln der Anarchisten in Erscheinung tritt. In diesem Sinne hat die Kommissarin Schwierigkeiten zu überwinden, auch solche, die sie vor die Frage des richtigen (wirkungsvollen) Handelns stellen, jedoch nicht solche Schwierigkeiten, die sich aus einer Diskrepanz zwischen dem Gewollten und dem Möglichen ergäben. Im deutschen Revolutionsdrama muß das selbstverständlich anders aussehen, entsprechend dem verschiedenen Charakter von Oktoberrevolution und Novemberrevolution.

Die Helden von Wolfs „Matrosen von Cattaro“ und besonders der Hauptheld Franz Rasch tragen Merkmale der Spontaneität, die auf das Fehlen der Partei, wie sie in der „Optimistischen Tragödie“ vorhanden ist, zurückzuführen ist. Aber diese Spontaneität unterscheidet sich dadurch von der Spontaneität früherer Helden, daß der Dichter sie nicht teilt, sondern kritisiert, und gerade aus dieser Kritik erwächst die Perspektive seiner Helden, deren Positivität in ihrer unbedingten Aggressivität gegenüber dem Klassengegner besteht. Wenn diese Aggressivität dadurch an Wirksamkeit einbüßt, daß die Avantgarde durch reformistische Auffassungen von proletarischer Demokratie teilweise gelähmt wird, schränkt das tatsächlich die Positivität der Helden ein, die ja ihrerseits keinen absoluten Faktor darstellt, sondern von dem Grad der historischen Reife der Helden bestimmt wird. Im deutschen Drama fehlt noch der positive Held revolutionärer Kämpfe der neuesten Zeit, den wir in epischer und filmischer Gestaltung besitzen, denn auch bei Brecht treten solche Helden nicht als Hauptgestalten auf (mit Ausnahme der „Mutter“, die aber in der Nachfolge Gorkis entstand und nicht deutschem Stoff entnommen wurde).

Die neuen Probleme, die für den dramatischen positiven Helden in der Periode des sozialistischen Aufbaus kennzeichnend sind, wurden bislang vorwiegend durch das Lehrstück oder seine Abarten zur Debatte gestellt. Es tritt jetzt ein Faktor hinzu, der für den Helden der vor-sozialistischen Ära keine Bedeutung hat: der Faktor der Arbeit als eigentliches und durchaus neuartiges Instrument zur Lösung revolutionärer Aufgaben. Dabei werden die aus der Sphäre der Produktion sich ergebenden Konflikte und Widersprüche einen anderen Charakter aufweisen als solche in epischer Gestaltung. Auch im Lehrstück kommt es darauf an, den Entwicklungsprozeß an solchen Knotenpunkten zu erfassen, daß die Helden im Rahmen bestimmter Kollisionen zum Handeln gebracht werden. Gerade an diesen Stücken erweist es sich aber, daß die nur-moralische Fragestellung in bezug auf den positiven Helden nicht ausreicht; nimmt man den Balke des „Lohndrückers“ von Heiner und Inge Müller mitsamt seiner Vorgeschichte, die im Stück ja insofern noch eine beträchtliche Rolle spielt, als sie die zwiespältige Haltung des Parteisekretärs Balke gegenüber bestimmt, so kann gewiß nicht von einem positiven Helden gesprochen werden. In der auf die Bühne gebrachten Kollision jedoch trägt Balke die Merkmale eines solchen Helden, da er die Forderung versteht und aggressiv durchsetzt, die für die Durchsetzung der revolutionären Umwandlung in dieser Etappe am entscheidendsten ist.

Unter „aggressiv“ darf hier nicht seine persönliche Aggressivität verstanden werden, die es ihm erschwert, das Verständnis seiner Kollegen zu erlangen, sondern die Aktivität, die ihn alte Vorstellungen durchbrechen,

sich in die erste Reihe der Neuerer stellen läßt und die schließlich doch dazu führt, auch die Kollegen zu gewinnen. Hier wird besonders aufschlußreich, wie die Kategorie der Avantgarde an Statik dadurch verliert, daß sie sich – alles im Rahmen einer Kollisionshandlung – verbreitert. Dabei wird diese Avantgarde nicht ihrerseits zu einer undifferenzierten Einheit; der Parteisekretär bleibt der Überlegene, und die Widersprüche können sich nur deshalb lösen, weil er sie durchschaut und die Mittel zu ihrer Überwindung kennt. Eine ähnliche Funktion übt der Parteisekretär in Müllers „Die Korrektur“ aus, und es bleibt nur zu bedauern – aber dieses Bedauern sieht einer „Forderung“ an die Literatur sehr ähnlich –, daß wir kein Stück besitzen, in dem ein leitender Funktionär anders als in einer Nebenrolle erscheint. Die ästhetische Funktion im Handlungsgefüge nämlich deckt sich so nicht mit der ideologischen Funktion; die ideelle Positivität gerade dieser Gestalt gewinnt nicht zugleich die potentiell größtmöglichste Positivität als Handlungsträger.

Auf eine sehr wichtige Besonderheit der neuen positiven Helden, wie sie gerade in den beiden genannten Stücken in die Gestaltung eingeht, hat Wilfried Adling im Nachwort zu der Anthologie „Der Weg zum Wir“ nachdrücklich aufmerksam gemacht. Adling betont, daß beide Helden, sowohl der Balke des „Lohndrückers“ wie der Bremer der „Korrektur“ – der eine, indem er sich mit seiner Vergangenheit auseinandersetzt, der andere, indem er sein Sektierertum überwindet – den Weg zum Wir beschreiten. Das Problem der Beziehung von Individualität und Kollektiv ist für den positiven Helden von außerordentlicher Bedeutung, denn gerade in der Bewältigung dieser Beziehung erweist sich die neue Qualität des sozialistischen Helden, dessen Neuerertum sich nur in dem Maße verwirklichen kann, wie es vom Kollektiv nicht nur akzeptiert, sondern auch weiterentwickelt werden kann.

Wenn wir sagten, daß die Arbeit zum eigentlichen Instrument zur Bewältigung revolutionärer Aufgaben wird, so ist damit nicht gemeint, daß es für die Dramatiker genügen könnte, ihre Stücke in der Produktionssphäre anzusiedeln. Die welthistorischen Kollisionen lassen sich nicht auf diese Sphäre reduzieren, und schon von dieser Sicht her ist die kritische Mahnung berechtigt, die im Hinblick auf eine zu entschiedene Vorliebe für das Lehrstück ausgesprochen wurde, das nicht die adäquate Widerspiegelung der großen zeitgenössischen Konflikte zu leisten imstande ist. Sie bleiben bislang noch Hintergrund in unserer Dramatik mit Gegenwartsstoff, und damit fehlen uns auch noch jene großen Helden von nationaler und damit auch internationaler Gültigkeit.

III

Wenn wir feststellen, daß sich in der dramatischen Gestaltung der positive Held des sozialistischen Realismus in wesentlichen Zügen von der positiven Gestalt der früheren dramatischen Literatur unterscheidet, so bleibt doch beiden gemeinsam die nach außen gerichtete Aktivität, wenn diese Aktivität auch eine neue Qualität annimmt. Ganz anders sieht das Verhältnis aus zwischen der epischen positiven Gestalt und dem epischen positiven Helden. Wir zitierten bereits Goethes Worte über die grundsätzliche Passivität des Helden, eine Aufnahmebereitschaft, die ihn befähigt, die Welt auf sich wirken zu lassen, ihn aber hindert, seinerseits eingreifend auf sie zu wirken. Schiller, zum Schluß von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ gekommen, äußerte gewisse Bedenken über die Aussichten Wilhelms, sich in dem Kreis zu behaupten, in den er endgültig aufgenommen wurde, da es zweifelhaft erscheine, ob er sich je von dem Gefühl bürgerlicher Inferiorität ganz lösen könne. (Brief an Goethe vom 5. Juli 1797.) Schillers Bedenken sind verständlich, wenn man erwägt, daß zwar alles in diesem Roman auf einen bürgerlich-adligen Kompromiß auf bürgerlicher Grundlage angelegt ist, daß aber Wilhelm selbst nicht aktiv diesen Kompromiß betreibt, sondern dazu erzogen wird, im Rahmen eines solchen Kompromisses seine Position zu beziehen. Tatsächlich aber wird auch der epische positive Held von jener Aggressivität geprägt, die Jermilow als entscheidendes Kriterium der dramatischen wie der epischen positiven Helden erkannt hat. Der epische positive Held ist nicht der „arme Hund“, von dem Goethe und Thomas Mann sprechen, wobei weder Wilhelm Meister noch Hans Castorp etwa ihrer speziellen Individualität nach „arme Hunde“ sind; sie sind es als epische Helden, zu deren Wesen die Passivität gehört. In diesem Sinne bleibt sogar noch Arnold Zweigs Bertin ein „armer Hund“, auf den mehr eingewirkt wird, als daß er selber einwirkt; er wird mehr verändert, als daß er verändernd eingreift.

Nun wirkt sich selbstverständlich die Aktivität des epischen positiven Helden anders aus als die des dramatischen; das liegt schon in der Unterschiedlichkeit der epischen und dramatischen Konflikte begründet. Auch der epische positive Held ist rezeptiver als der dramatische, läßt mehr Erfahrungen auf sich wirken, weil auch der sozialistische Roman von der Breite eines Gesamtprozesses lebt und nicht von den Knotenpunkten eines Prozesses. Aber die Rezeptivität des positiven Helden trägt anderen Charakter als die der positiven epischen Gestalt; sie schlägt nämlich in Aktivität um, und zwar in eine Aktivität, die ebenfalls – und darin nähert sie sich dem dramatischen Helden – auf Veränderung der Außenwelt gerichtet ist. Der epische positive Held hört auf, „mittlerer Held“ zu sein.

In Anlehnung an Goethes und Schillers theoretische Arbeiten, an Scotts Romangestalten und an die Theorien Otto Ludwigs, hat Georg Lukács den Versuch unternommen, allgemeingültige, sozusagen zeitlose Kriterien für den Romanhelden zu postulieren. Zu diesen Kriterien gehört, daß der Held keinen extremen Charakter besitzen, daß er selbst als Person nicht hervorragend interessant sein, daß er sich nicht leidenschaftlich dem einen oder anderen kämpfenden Lager seiner Zeit anschließen dürfe. Lukács betont ausdrücklich (in seinem Buch „Der historische Roman“), daß der Roman der „Gestaltung bedeutender Menschen in bedeutenden Situationen . . . unter Umständen ganz entraten“ kann. „Er kann die bedeutenden Personen auch in einer Form geben, daß ihre Züge rein innerlich-moralisch zum Ausdruck gelangen, daß gerade der gestaltende Gegensatz zwischen kleinlicher Alltäglichkeit des Lebens und dieser rein intensiven Bedeutung des Menschen, daß diese Inadäquatheit zwischen Mensch und Handlung, zwischen Innerem und Äußerem zum eigenartigen Reiz des Romans wird“. Lukács geht hier von der Hegelschen „Prosa des Lebens“ aus, gegen die sich der Held moralisch-intellektuell zur Wehr setzt (solcher Art Aktivität ist zum Beispiel diejenige Werthers), aber indem Lukács solche Haltung zur Welt verabsolutiert, verabsolutiert er zugleich den Zustand einer „prosaischen“ Wirklichkeit. Lukács hat ständig den Protest der deutschen Klassik gegen diese Prosa hervorgehoben, er hat darauf hingewiesen, wie die Perspektive der Klassik auf die Überwindung dieser Prosa gerichtet war, aber er steht hilflos vor einer Wirklichkeit, in der diese Perspektive „aufgehoben“ wurde und verlangt nun literarische Gestalten, die der Sehnsucht einer vergangenen, aber nicht der Erfüllung einer neuen Wirklichkeit entsprechen.

Lukács überträgt auch die Fragen der Avantgarde anachronistisch auf die Helden der sozialistischen Literatur. Die Tatsache, daß ein Held nicht historisch als allgemein bekannte Persönlichkeit dokumentiert ist, besagt keineswegs, daß er nicht von historischer Bedeutung sein kann, und daß er nicht diese historische Bedeutung gerade durch die Aktivität seiner Entscheidung erlangt.

Selbstverständlich haben sich auch die Romanhelden der deutschen bürgerlichen Klassik entschieden, aber diese Art der Entscheidung, übertragen auf heutige Verhältnisse, würde einer Nicht-Entscheidung gleichkommen, weil die nur gedankliche Entscheidung zu einem Anachronismus wurde. Lenz sprach von Goethes Werther als von einem „gefesselten Prometheus“, woraus Lukács quasi die Schlußfolgerung zieht, daß der Romanheld immer ein gefesselter Prometheus sein muß, das heißt nicht zum nach außen gerichteten Handeln gelangen darf.

Der Romanheld soll nach Lukács die kompositorische Funktion haben, ein „Vermittlungsglied“ zwischen den kämpfenden Lagern abzugeben, das

sei „das angemessene Schicksal eines solchen mittelmäßigen Helden, der in der großen Krise seiner Zeit sich nicht leidenschaftlich einem der kämpfenden Lager anschließt“.

Nun ist es sehr wohl möglich, die kämpfenden Lager in Zusammenhang zu bringen, ohne den Hauptgestalten nur Vermittlungsfunktion zu belassen. Das großartigste Beispiel dafür bietet Scholochows „Neuland unterm Pflug“, in dem die Kommunisten keineswegs vermittelnde Gestalten sind, sondern in aggressiv-energischer Weise auf die Ereignisse wie auf die Menschen einwirken, wobei ihre eigene Entwicklung in dauernder Wechselbeziehung zur Entwicklung des Dorfes steht. Es soll nicht außer acht gelassen werden, daß wir es bei „Neuland unterm Pflug“ mit einem großen Gesellschaftsroman zu tun haben, wie ihn der Art die deutsche Literatur bis heute nicht kennt; daß entsprechend der russischen Tradition des Gesellschaftsromans die sowjetischen positiven Helden Nachfolger positiver Gestalten sind, die nicht in dem Sinne wie die Helden des deutschen Bildungs-, Erziehungs- und auch Familienromans „arme Hunde“ sein mußten, aus mancherlei Gründen, für deren Erörterung hier der Raum fehlt. Aber selbst von dem Rachmetow Tschernyschewskijs unterscheidet sich Scholochows Dawydow durch eine qualitativ neue Positivität, die sich aus den Bedingungen der sowjetischen Gesellschaft ergibt. Unter ganz anderen Bedingungen entfalten sich die positiven Helden der sozialistischen deutschen Literatur, deren profilierteste Gestalten als antifaschistische Widerstandskämpfer auftreten. Im Unterschied zu den sowjetischen Helden, die wie Dawydow in der Periode der Kollektivierung des Dorfes ihren Kampf ebenso gegen die Konterrevolution wie gegen die Rückständigkeit aufnehmen, dabei aber bereits auf dem Boden der sozialistischen Gesellschaft stehen, oder wie die Helden der „Jungen Garde“ Fadejews, die im Kampf gegen die Faschisten das gesamte sowjetische Volk hinter sich haben, stellen die deutschen Helden eine zahlenmäßige Minderheit dar. Das ändert nichts an der Tatsache, daß sie weder zu spät noch zu früh, sondern zur richtigen Zeit kommende Helden sind, nämlich zu der Zeit, als das kapitalistische Gesellschaftssystem (mitsamt dem Faschismus) bereits historisch überholt ist. Die antifaschistischen positiven Helden sind nun als Einzelpersonen durchaus nicht dokumentarisch belegt, sie sind aber nichts weniger als „mittlere“ Helden, da ihr eigentliches Wesen gerade darin besteht, daß sie Partei ergreifen, und zwar mit stärkster und intensivster, auf Veränderung der Gesellschaft gerichteter Aktivität. Diese Aktivität kennt nicht nur ihr Ziel, sondern auch die Mittel, es zu erreichen, und diese Kenntnis wird aus einer ganz bestimmten Quelle gespeist: aus der marxistisch-leninistischen Theorie und Praxis.

Thomas Mann zitiert in seinem „Versuch über Tschechow“ (1954) dessen

bange Frage: „Führe ich nicht den Leser hinters Licht, da ich doch die wichtigsten Fragen nicht zu beantworten weiß?“ Thomas Mann fügt hinzu, daß ihn dieses Wort „wie kein anderes getroffen“ habe; „es war geradezu das Motiv, das mich bestimmte, mich mit Tschschows Biographie eingehender zu beschäftigen“. Am Schluß des Essays nimmt Thomas Mann diese quälende Frage wieder auf: „... die Arbeit, die treue, unermüdliche Arbeit bis ans Ende, in dem Bewußtsein, daß man auf die letzten Fragen ja doch keine Antwort wisse, mit dem Gewissensbiß, daß man den Leser hinters Licht führe, bleibt ein seltsames Trotzdem. Es ist nicht anders: Man ergötzt mit Geschichten eine verlorene Welt, ohne ihr je die Spur einer rettenden Wahrheit in die Hand zu geben. Man hat auf die Frage der armen Katja: ‚Was soll ich tun?‘ nur die Antwort: ‚Auf Ehre und Gewissen, ich weiß es nicht.‘ Und man arbeitet dennoch, erzählt Geschichten, formt die Wahrheit und ergötzt damit eine bedürftige Welt in der dunklen Hoffnung, fast in der Zuversicht, daß Wahrheit und heitere Form wohl seelisch befreiend wirken und die Welt auf ein besseres, schöneres, dem Geiste gerechteres Leben vorbereiten können“.

Mit einer ähnlichen Fragestellung endet Feuchtwangers Roman „Die Geschwister Oppermann“ (1933). Doktor Gustav Oppermann, ehemaliger Seniorchef einer angesehenen Firma, Kenner und Liebhaber der Künste, als Jude aus Deutschland vertrieben, ist illegal zurückgekehrt, um Material über die faschistischen Greuelthaten zu sammeln, das er der internationalen Öffentlichkeit unterbreiten will. Seine vielen Gespräche mit unzufriedenen Deutschen dienen diesem Zweck; er läßt sich berichten, ohne zugleich eine Bereitschaft zum Widerstand zu erwecken. Nach einem solchen Gespräch wird er ins Konzentrationslager verschleppt, und nur als schwerkranker Mann kann er schließlich dann ins Ausland entkommen. Vor seinem Tode gelingt es ihm noch, sein Manuskript abzuschließen. Obwohl er diese gewiß nicht unwichtige Arbeit leisten konnte, bittet er Doktor Frischlin, einen aktiven Widerstandskämpfer, ihm eine Frage, die ihn beunruhigt, zu beantworten. Oppermann will wissen, ob er und sein Leben unnütz waren. Frischlin antwortet ihm, er habe unter sehr gefährlichen Umständen seine Bereitschaft gezeigt, für das Richtige und Nützliche einzutreten. Er habe indes nur gesehen, was ist, und keinen nützlichen Rat gewußt, was zu tun sei. Er habe einen Marathonlauf gemacht, um eine Meldekapsel zu überbringen: Leider nur sei keine Botschaft in der Kapsel gewesen. Das sind nicht die letzten Worte des Buches. Frischlin gibt dem Sterbenden die Zusicherung, daß die Arbeit in Deutschland weitergehen werde, „und wir wüßten, was zu tun sei. Unter ‚wir‘ verstand ich“, so schreibt Frischlin, „und wohl auch er, einen sehr großen Teil der deutschen Bevölkerung“. – Es ist das Problem der unter großen Mühsalen getragenen „Meldekapsel“, die keine

Meldung enthält, das die bedeutendsten kritischen Realisten beschäftigt – es ist das Problem der Perspektive, das von Thomas Mann wie von Feuchtwanger in fast qualvoller Unruhe berührt wird.

Im Unterschied zu den Helden des kritischen Realismus kennen die positiven Helden des sozialistischen Realismus den gesetzmäßigen Verlauf des gesellschaftlichen Prozesses, und damit gewinnen sie auch die Sicherheit der Perspektive, die sich als bewußt gewolltes Resultat aus ihren eigenen Handlungen ergibt. Die Verknüpfung dieser Perspektive mit den einzelnen Momenten der epischen Gestaltung ist eine wesentliche Voraussetzung für die Entstehung positiver Helden. In Willi Bredels Roman „Dein unbekannter Bruder“ (1936) denkt ein Kommunist: „Nee, Kollege Hellmann, nicht erst abwarten, was sein wird ... Vorarbeiten, damit sein wird, was sein soll.“ Dieses Planen, das jeden gegenwärtigen Schritt an dem zukünftigen Resultat mißt, bestimmt nun tatsächlich alle Handlungen der Helden, ob es sich um Flugblattaktionen handelt oder um kollegiale Gespräche, die ja auch epische Handlungen darstellen; ob es darum geht, die Einheitsfront mit den sozialdemokratischen Arbeitern herzustellen oder mit bürgerlichen Intellektuellen zusammenzuarbeiten; einen Naziagenten unschädlich zu machen oder schwankend gewordene Nazis zu beeinflussen. Selbstverständlich bedeutet im Roman so wenig wie im Drama – und im Roman vielleicht noch weniger, weil er eine breitere Vielfalt als das Drama gestaltet –, daß bewußtes Planen spontane Fehler verhindert. Solche Spontaneität bricht durch, wenn nicht nur politisch ungeschulte Werftarbeiter von den Versprechungen des Treuhänders düpiert werden und sich dazu hinreißen lassen, einige offene Worte zu sprechen, sondern wenn auch einem erfahrenen Funktionär dasselbe geschieht. Auch hier muß zwischen prinzipieller und zufälliger Spontaneität unterschieden werden, wobei aber auch die zufällige Spontaneität insofern nicht zufällig bleibt, als sie – überwindbare – Schwächen anzeigt. Auch innerhalb der Avantgarde gibt es Unterschiede, die durch die Individualitäten bedingt sind, jedoch ist ihnen allen die grundsätzliche Aggressivität eigen, die sich nicht das Gesetz des Handelns vom Gegner aufzwingen läßt, sondern den Gegner zum Reagieren zwingt. Das großartigste Beispiel für die Kraft der Aggression wird in diesem Roman Bredels unter Umständen demonstriert, die jede nach außen gerichtete Handlung fast unmöglich machen, aber nur fast, da es dieses „Unmöglich“ nicht gibt. Diese Aggression manifestiert sich in Arnold Clases unablässig unter Qualen herausgestoßener Mitteilung: „Walter Keppler ist ein Spitzel“, eine Mitteilung, die für die Sicherung der illegalen Arbeit wichtig ist und schließlich aus der Einzelhaft heraus die Genossen erreicht. Noch ein Moment ist für den epischen poetischen Helden von großer Bedeutung, und auch dafür mögen die Helden aus Bredels Buch als Beispiel

genannt sein: das Moment seines Tribunats, und damit im Zusammenhang zugleich das Moment seiner nationalen und internationalen Gültigkeit. Arnold Clasen dünken es seltsame Worte zu sein, wenn seine Freundin Renate, die Tochter eines Arztes, bekennt, gerade durch ihre Heimat- und Vaterlandsliebe zur Kommunistin und Internationalistin geworden zu sein. Tatsächlich ist sein eigenes Wirken unablässig auf ein Deutschland gerichtet, „frei und glücklich . . . mit lachenden Menschen, die schönere Lieder sangen als solche vom Krieg“. Die Schwierigkeiten dieser Vorhut lagen ja gerade darin, daß sie die Massenbasis, aus der sie hervorgegangen war, zeitweilig verloren geben mußte, in den Arbeitern, die dem Redner der „Deutschen Arbeitsfront“ Beifall klatschten, den Arbeiter von morgen zu sehen: „... Mit wütenden, beinahe haßerfüllten Blicken betrachtet Arnold seine Berufskollegen. Eine stupide Bagage, anspruchslos und dämlich . . . Für die gehen wir in die Folterhöllen? Für die lassen wir uns wie Hunde prügeln? Für die lassen wir uns wie ärgste Verbrecher in die dunkelsten Verliese werfen? Für die lassen unsere Tapfersten sich umbringen? . . . Nein, für die nicht. Für wen denn? Für die Arbeiter, für alle Werktätigen, also auch für die . . . Auch für die . . .“

Durch eine sehr geschlossene, novellistisch zugespitzte Fabel ist es Bruno Apitz in „Nackt unter Wölfen“ gelungen, die Aggressivität seiner positiven Helden mit äußerster Intensität zu entfalten. Man könnte beinahe versucht sein, von dem Konzentrationslager Buchenwald in diesem Roman als von einer Art „Pädagogischer Provinz“ zu sprechen, in der alle menschlichen Potenzen zu ihren äußersten Grenzen getrieben werden. Es ist ganz unmöglich, im Rahmen dieser skizzenhaften Darlegungen auf die Vielfalt der Probleme auch nur hinzuweisen, die sich aus der Positivität dieser so durchindividualisierten Helden ergeben. (Die von Erich Kühne erarbeiteten Analysen – „Junge Kunst“ Heft 1, 3, 4/1960 – sind auch für unsere Themenstellung sehr aufschlußreich.) Nur auf ein Moment sei hier hingewiesen, das für das Kriterium der Aggressivität bezeichnend ist: Es ist nicht einmal das Moment, daß die Gefangenen sich schließlich selbst befreien können – das entspricht der Situation am Kriegsende –, sondern das Moment der unablässigen, langwährenden Einwirkung des Internationalen Lagerkomitees, die nicht auf moralische Einwirkung begrenzt bleibt, sondern eine ganze Widerstandsorganisation aufrechterhalten kann.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, alle bedeutenden Werke zu nennen, die für die Problematik des positiven Helden von Bedeutung sind, sonst müßten die Romane von Gotsche mit an erster Stelle genannt werden. Es werden hier nur einige Beispiele angeführt, um bestimmte wenige Beispiele und Fragestellungen erörtern zu können, während auf ebenso wichtige verzichtet werden muß.

Entscheidend ist jedoch ein Moment, das die Gestalten Bredels, Gotsches und Apitz' bestimmt: das Moment der Parteilichkeit, das sich von der Parteinahme früherer positiver Gestalten ebenso unterscheidet wie voll entfaltetes Bewußtsein von Spontaneität. (Es sei betont, daß im Rahmen unseres Themas von Parteinahme oder Parteilichkeit der gedichteten Personen die Rede ist, nicht von der Parteinahme oder Parteilichkeit der Schriftsteller, weil beides nicht identisch zu sein braucht. Der Autor kann mit großer Parteilichkeit negative oder schwankende Gestalten schaffen, wofür Scholochows Grigori Pantelewitsch das weltliterarische Beispiel bietet. Identisch werden Parteilichkeit des Autors und seiner Gestalten, wenn positive Helden geschaffen werden, die ohne Parteilichkeit ihres Schöpfers nicht entstehen können.)

Entscheidend für die Parteilichkeit positiver Helden, im Unterschied zur Positivität früherer Gestalten, ist ihre aktive Mitwirkung an der organisierten, von der Partei der Arbeiterklasse geleiteten Bewegung.

Für viele sozialistische Werke kann diese Feststellung aber sehr differenzierte Probleme aufwerfen, da weder die Mitgliedschaft in der Partei noch selbst ein bewußtes Handeln den positiven Helden allein ausmacht. Wir müssen hier notwendig zu einer neuen Unterscheidung zwischen positiver Gestalt und positivem Helden gelangen, denn die positiven Gestalten der sozialistischen Literatur weisen keineswegs jene Züge der Spontaneität und des Selbsthelfertums auf, die früheren Gestalten eigen waren, während ihnen doch die Aggressivität fehlt, die sie in die erste Reihe stellt. Dabei ist unter „erste Reihe“ keine Rangordnung zu verstehen, die durch eine Funktion an hervorragend leitender Stelle gegeben wäre, sondern jene Fähigkeit umwandelnden Eingreifens, durch die sich die Helden Bredels, Gotsches und Apitz' in allen Situationen auszeichnen.

Positiven Helden begegnen wir bei Anna Seghers besonders in den Erzählungen, während sie in den Romanen zwar nicht ideologisch, aber kompositorisch Randfiguren bleiben, mit Ausnahme des Romans „Die Gefährten“, der vorwiegend nicht-deutsche Helden hat. So ist der eigentlich positive Held im „Siebten Kreuz“ Wallau, das Vorbild Georg Heislars, und in dem Roman „Die Toten bleiben jung“ ist es Martin. Dagegen sind in der Erzählung „Die Saboteure“ die positiven Helden die zentralen Handlungsträger, und von noch entschiedenerer Positivität sind die Helden der Erzählungen mit chinesischer Stoffgrundlage: „Überbringung des neuen Programms an das Südkomitee“ (1949) und „Die verlorenen Söhne“ (1951).

Besonders der letzte Roman von Anna Seghers, „Die Entscheidung“, wirft eine Frage auf, die im Rahmen unseres Themas von großem Interesse ist. Eine der Hauptgestalten, wenn nicht die Hauptgestalt, ist zweifellos Robert Lohse, an dem Hans Jürgen Geerds das Problem des positiven Helden er-

örtert. („Die Arbeiterklasse in unserer neuesten epischen Literatur“, NDL Heft 5/1960.) Er schreibt über Lohse, daß er dem Typ des sozialistischen Arbeiters entspricht, der „in täglicher Kleinarbeit die Dinge vorantreibt“. Geerdts betont, daß „die Frage nach dem positiven Helden nicht nur dort entschieden“ wird, „wo besonders augenfällige, besonders beispielhafte Leistungen diesen oder jenen Menschen herausheben“, und er polemisiert gegen das Vorurteil, „nur solche Menschen seien zum positiven literarischen Helden qualifiziert, die mehr oder weniger aus ihrer Gemeinschaft herausragen, in besonders interessanten heroischen Situationen geschichtliche Wendungen herbeiführen und stets vom strahlenden Glanz ihrer Persönlichkeit zeugen“. So kommt Geerdts zu dem Resultat, daß er von Lohse als „bisweilen recht problematischem positiven Helden“ spricht. Er sieht in den „Zweifeln und Hemmungen“ das Individuelle der Gestalt Lohses, aber es ist die Frage, ob nicht gerade diese individuellen Eigentümlichkeiten es sind, die Lohse hindern, zum positiven Helden zu werden. Nur von der psychologischen Seite her betrachtet besagen nämlich Zweifel und Hemmungen in bezug auf die Arbeit und auf das Verhältnis zu anderen Menschen so wenig etwas über Positivität oder ihren Mangel, als etwaige Irrtümer es täten. Es handelt sich auch nicht um besonders auffällige Leistungen heroischer Art; die Art der Leistung verändert sich selbstverständlich mit den historischen Umständen, und die Periode des sozialistischen Aufbaus verlangt nicht den todesverachtenden Heroismus, der in der Periode des Kampfes gegen den Faschismus notwendig ist. Aber der positive Held ist – wir betonten es gleich eingangs – für die Literatur eine ästhetische Kategorie, und damit wird er zu einem Formelement ganz bestimmter Art. Die Frage, ob Lohse ein positiver Held sei, welchen Grades auch immer, kann nicht nur von seiner ideologischen Haltung und seinem Charakter her beantwortet werden. Sie muß auch von der kompositionellen Funktion her beantwortet werden, die ihm im Gesamtgefüge des Romans zukommt. Lohse läßt die Ereignisse weit mehr auf sich wirken, als er auf sie wirkt; er wird mehr bestimmt, als daß er selbst bestimmt, und nicht durch ihn geraten die Geschehnisse in Bewegung; kurz gesagt, ihm fehlt das Kriterium der Aggressivität. Dabei ist Geerdts durchaus zuzustimmen, wenn er schreibt, daß Lohse keineswegs als „mittlerer“, unentschiedener oder noch nicht entschiedener Held im früheren Sinn zu bezeichnen sei. Lohse hat sich eindeutig für den Sozialismus entschieden, in seinen Handlungen wie in seinen Gedanken, bereits in der Vorgeschichte des Romans. Es gibt für diese Art epischer Gestalten noch keine eigentliche Bezeichnung (was vor allem daran liegt, daß die Diskussion über ihre Kriterien noch im Anfang steht). Eine solche Diskussion wäre um so notwendiger, als es eine ganze Reihe von Gestalten in der sozialistischen Literatur gibt, die positive Züge haben,

ohne eigentliche positive Helden zu sein. Weit mehr an den früheren mittleren Helden als Lohse erinnern zum Beispiel Strittmatters Stanislaus Büdner oder Jobsts Adam Probst. Aber auch Ähnlichkeiten mit dem mittleren Helden dürfen nicht dazu verführen, eine Gleichheit anzunehmen, die prinzipiell nicht gegeben ist. Diese Gestalten werden nämlich mit Erfahrungen konfrontiert, die unter sozialistischem Aspekt gestaltet sind, und sie werden zu Entscheidungen geführt, die sozialistisch bestimmt sind. Freilich werden – und gar nicht selten – ästhetische Mittel des kritischen Realismus bei der Gestaltung der Helden in der sozialistischen Literatur angewandt; aber das ist ein Thema, das gesondert erörtert werden muß.

Es ist bisher nicht gelungen, in der großen Form einen epischen positiven Helden der Periode des sozialistischen Aufbaus zu gestalten, der einem Helden des antifaschistischen Widerstandskampfes adäquat wäre. Es gibt Ansätze dafür in den operativen Grenzen, in denen die „großen-kleinen“ Helden der Arbeit auftreten, von denen Gorki im Brief vom 21. Dezember 1928 an I. S. Alexandrow spricht. Denn gerade die Beziehung zwischen der Avantgarde und der Masse der Werktätigen erfährt durch diese „großen-kleinen“ Helden bestimmte Modifikationen, wie Helmut Hauptmann es in einer seiner Porträtskizzen aus dem Buch „Sieben stellen die Uhr“ ausdrückt: „Durchschnitt und Vorbild zugleich“. Die Verbreiterung der Avantgarde ist ein überaus wichtiges Moment für den Fragenkomplex des positiven Helden, dem gerade aus den operativen Genres neue Impulse zugeführt werden. In den Hennecke-Geschichten, die Regina Hastedt ihrem Buch: „Die Tage mit Sepp Zach“ einfügt – und sie bilden den eigentlichen Kern des Buches –, liegen die Möglichkeiten zu großer epischer Charaktergestaltung, so wie sie in vielen Skizzen, Brigadetagebüchern und Kurzgeschichten, mögen sie ihren Schauplatz in der Stadt oder auf dem Lande haben, verborgen sind. Wenn die Begegnung der großen Formen mit den operativen Formen sich vollzieht, können wir die positiven Helden erwarten, die dem historischen Gehalt unserer Gegenwart entsprechen.

Die Problematik des positiven Helden ist so umfassend und vielseitig, daß sie im Rahmen eines auf wenige Seiten begrenzten Aufsatzes kaum gestreift werden kann. Um sie adäquat zu behandeln, würde es nicht einmal genügen, den Helden der drei Gattungen zu untersuchen; es müßten alle Genres behandelt werden, neben der Tragödie müßten Schauspiel und Komödie beachtet werden, wobei wiederum zwischen den Gestalten des aristotelischen und des epischen Theaters zu unterscheiden wäre. Weiterhin wäre es notwendig, alle Genres der epischen Gattung zu berücksichtigen, weil die Helden in Roman, Erzählung und Novelle wiederum große strukturelle Verschiedenheit aufweisen; wobei die Besonderheiten der Helden in Filmen, Hör- und Fernsehspielen noch besondere Untersuchungen erfor-

derlich machen. Die operativen Genres können ebensowenig als Einheit erfaßt, sondern müssen ihrer ganzen Vielfalt nach beachtet werden, wie auch die Fülle lyrischer Helden dringlich noch eingehender Untersuchungen bedarf. So kann der vorliegende Aufsatz nichts anderes als einen Versuch darstellen, zu einer Diskussion beizutragen, die schon öfter aufgenommen, aber immer wieder fallen gelassen oder nur am Rande mitbehandelt wurde, obwohl sie für die Literatur vordringlich ist.

Auf dem III. Kongreß der sowjetischen Schriftsteller 1959 sprach Chruschtschow von jenen Schriftstellern, „die ihrer Arbeit die positiven Erscheinungen zugrunde legen und an diesem Positiven das Arbeitsethos zeigen, die Herzen der Menschen entflammen, sie anspornen und ihnen die Wege in eine neue Welt weisen. Sie verallgemeinern gewissermaßen in den Gestalten der positiven Helden die besten Züge und Eigenschaften der Menschen, stellen sie den negativen Gestalten gegenüber und zeigen den Kampf des Neuen gegen das Alte und den unvermeidlichen Sieg des Neuen...“

Die besondere Art solchen Kampfes unter nicht-antagonistischen Bedingungen bringt in den operativen Genres Helden hervor, die einmal das Problem der Avantgarde in ihrer Beziehung zur Gesamtheit der Klasse und des Volkes neu zur Debatte stellen, zum anderen aber auch in bezug auf die Kategorie „Gelegenheit“ neuartige Möglichkeiten gewinnen. Sehr aufschlußreich behandelt Oberleutnant Wilfried Göldner diese Frage in der Skizze „Helden“ („Sonntag“ Nr. 10/1961): Zwei junge Soldaten der Nationalen Volksarmee unterhalten sich während einer Ruhepause beim Ernteeinsatz darüber, daß sie einmal große Taten vollbringen möchten. Sie gehen dabei von dem Brigadier der Traktoristen aus, der als „Held der Arbeit“ ausgezeichnet wurde, aber aussieht „wie alle Menschen“. Er sieht dem Vater des einen Jungen ähnlich, der im Krieg das Eiserne Kreuz erhielt und an weiterem „Heldentum“ nur dadurch gehindert wurde, daß er eine Fußverletzung bekam. Der Vater des anderen Jungen fiel, und es ist beiden Söhnen klar, daß ihre Väter einem falschen Heldentum nachjagten. Sie überlegen nun, daß es schwer sei, ein Held zu werden, da man nicht Katastrophen wünschen könne, nur um sich auszuzeichnen, wie es einem Fahrer gelang, der einen brennenden Wagen rettete. „Man muß es üben“, stellt der eine Junge fest, „man muß es üben, ein Held zu sein. Man muß Gelegenheit finden, es zu üben. Wir haben es heute leichter als die Menschen früher. Wenn die ihre Kräfte einsetzten, dann wußten sie nicht, ob sie nicht den Kopf für eine schlechte Sache hinhielten. Heute, bei uns, kann man kaum fehlgehen. Aber die Gelegenheiten sind zu selten...“ Sie gelangen zu dem Resultat, daß ein Held, „der ein Unglück verhütet“, selten ist, daß es dagegen „immer mehr Helden geben“ wird, „die etwas Neues,

Nützliches schaffen ... so wie der Brigadier. Es wird viele Helden geben. Die Gelegenheiten, etwas zu schaffen, sind häufiger ... als man sie erkennt. Manchmal sind es nur geringe Gelegenheiten, aber sie üben ...“ Ihr Gespräch endet mit den Worten: „... es ist gar nicht so aussichtslos. Im Gegenteil. Wir haben alle Chancen.“ Einstweilen nützen sie die Chance, sich zu „üben“, indem sie freiwillig die zweite Nacht hindurch dreschen, obwohl sie abgelöst werden könnten.

Solche Überlegungen mögen naiv anmuten, aber tatsächlich wird in diesem Gespräch das Problem der „Gelegenheit“ neu aufgeworfen, jenes Problem, das Goethe immer wieder beschäftigte und das er im Zusammenhang mit dem poetischen Ergreifen „wirklicher Gegenstände“ behandelte, wobei er das Fehlen „würdiger Gegenstände“ für die neueren Künstler, sich selber inbegriffen, beklagte. Solcher Mangel verleitete Goethe dann dazu, jungen Autoren vielfach den Rat zu geben, sich an die Dinge ihrer täglichen Umgebung zu halten, weil es ihm immer noch richtiger dünkte, sich an die wenn auch kleinliche Wirklichkeit zu halten, als sich in Phantasterei zu verlieren. („Gespräche mit Eckermann“ vom 18. September und 29. Oktober 1823.) Andererseits aber pries er jene Dichter, die große nationale „Gelegenheiten“ zu ergreifen verstehen, wie Shakespeare und Manzoni, dessen Drama „Graf Carmagnola“ er bewunderte. (Weimarer Ausgabe I. Abt. Bd. 41¹) – Auf Goethes Begriff „Gelegenheit“ als bedeutendem Ereignis und des „im Parteisinn Wirksamen“ hat Gerhard Scholz in seiner Studie „Zur Genesis des Gedichts ‚Epilog‘“ in: „Louis Fürnberg – Ein Buch des Gedenkens zum 50. Geburtstag“, Berlin 1959 hingewiesen.

Nun ist die „Gelegenheit“, von der Göldner in seiner Skizze spricht, weder die einer alltäglich-unbedeutenden Wirklichkeit, noch die einer welt-historisch oder national besonders hervorragenden; die Alternative: Alltäg-lichkeit oder große Geschichte stimmt nicht mehr, was selbstverständlich nicht bedeutet, daß die Gelegenheit des großen historischen Ereignisses nicht nach wie vor und sogar in verstärktem Maße eine zentrale Rolle für die Dichtung spielen kann und soll. Aber die Alltäglichkeit hat sich unter sozialistischen Bedingungen verändert und stellt gegenüber dem großen historischen Ereignis nicht mehr den Gegenpol dar, weil der Alltag selbst die Gelegenheiten zu hervorragenden Leistungen bietet und damit zur Ent-faltung von Helden qualitativ neuer Art, nämlich von solchen, auf die das bereits zitierte Wort Helmut Hauptmanns zutrifft: „Durchschnitt und Vor-bild zugleich“. Hauptmann behandelt in seinen Porträtskizzen vorwiegend solche Helden, die als Jugendliche den Faschismus erlebten und darum erst nach 1945 die Möglichkeit gewannen, alle vorher latent gebliebenen posi-tiven Eigenschaften in sich zu entwickeln. Sein „General Heinz K.“ bildet eine Ausnahme, der, klassenbewußt erzogen, als Soldat zur sowjetischen

Armee überließ und den Gründungsauftrag des Nationalkomitees Freies Deutschland mitunterzeichnete. Die meisten der von ihm Porträtierten hatten sich früher treiben lassen, waren also, literarisch gesprochen, durchaus mittlere Helden, die durch die neuen Situationen nach 1945, durch die neuen „Gelegenheiten“, zu positiven Helden wurden, indem sie an führender Stelle aktiv einzugreifen und zu verändern begannen. Wobei unter „führender Stelle“ durchaus gemeint ist, daß sie im Rahmen ihres Kreises, ihrer Gemeinde, ihres Betriebes zur Avantgarde gehören. Es ist dabei höchst aufschlußreich, wie der Sozialismus, dem bekanntlich eine Tendenz zur „Vermassung“ von seinen Gegnern nachgesagt wird, in der Wirklichkeit wie in der Literatur gerade erst die Möglichkeit bietet, „Helden“ in unbegrenzter Anzahl, also hervorragende Persönlichkeiten, entfaltete Individuen, hervorzubringen, und das zur gleichen Zeit, da in der westlich-imperialistischen Literaturtheorie das „Verschwinden des Helden“ für den Roman zum Axiom gemacht wird, im Zusammenhang mit dem Axiom, daß der Roman keine Fabel haben dürfe. Ohne hier auf die Frage der Fabel eingehen zu können, sei nur soviel erwähnt, daß ihr Verschwinden selbstverständlich auch das Verschwinden von Situationen zur Folge hat, von „Gelegenheiten“ im Sinne wirklicher, realer Gelegenheiten, die durch subjektivistische Empfindungsweisen ersetzt werden sollen. Zur Theorie wurde das entwickelt, als „kausale Folgerichtigkeit“ für den Roman abgelehnt wurde und an ihre Stelle die „geistige Atmosphäre“ trat, geschaffen durch „Eindrücke“. (Hans S. Reiss: „Der Held des Romans und die Erzählform“ in: „Akzente - Zeitschrift für Dichtung“, Heft 3/1958, München; dort auch: Alain Robbe-Grillet, „Bemerkungen über einige Wesenszüge des herkömmlichen Romans/Der Held des Romans und die Erzählform“; „Dem Roman der Zukunft eine Bahn/Der Held des Romans und die Erzählform“; Nathalie Sarraute, „Das Zeitalter des Mißtrauens/Der Held des Romans und die Erzählform“.)

Solche Auffassungen vom Verschwinden der Individualität, von der Auflösung der Persönlichkeit, stellt der sozialistische Realismus in den großen wie in den operativen Formen die vielfachen „Gelegenheiten“ entgegen, die Persönlichkeiten hervorbringen, wie umgekehrt diese Persönlichkeiten nicht nur die ihnen gebotenen Gelegenheiten zu benutzen verstehen, sondern wiederum solche schaffen, da nicht nur die Wirklichkeit ihre Helden hervorbringt, sondern die Helden ihrerseits verändernd auf die Wirklichkeit einwirken, so daß immer neue Situationen wiederum neue Möglichkeiten zur Entfaltung der Positivität bieten. Dabei gehört zu der neuen Qualität der Entfaltung des Helden, daß er seine Individualität nur in dem Maße entfalten kann, wie es auch den Menschen seiner Umgebung gelingt, ihre früheren Grenzen zu überspringen. Ein großartiges Beispiel

dafür bietet das „Tagebuch eines Brigadiers“ von Günter Glante und Wolfgang Neuhaus (Verlag Tribüne Berlin, 1960), in dem es sehr deutlich wird, daß der Brigadier in dem Maße wächst, wie auch seine Kollegen sich entwickeln.

Wenn Glante schreibt: „... Wir lernten von Buna, und von uns lernt eine Brigade der Farbenfabrik. Wie recht haben doch die Kumpel der Brigade ‚Weineck‘ aus Leuna mit ihrer Losung: ‚Keiner siegt ohne den anderen‘“, so möchte man, mit Bezug auf unser Thema, dieses Wort abwandeln und wagen zu schreiben: Kein positiver Held ohne positive Helden.

GEDICHTE 1930-1932

Lob des Dolchstoßes

I

*Der Krieg beginnt, die Herrschenden
Haben ihn gemacht. Ihr
Kämpft. Im Schützengraben
Kämpft ihr. Tag und Nacht in den
Munitionsfabriken, an Pflug, Schaltbrett und Zeichentisch
An dem Küchenherde und an der Nähmaschine
Kämpft ihr. Ihr glaubt
Der Krieg ist euer Krieg
Eure Existenz wird verteidigt
Und ihr bereitet euch eure bessere Zukunft.
Vor euch erblickt ihr den Feind
Ihr glaubt, der Krieg ist euer Krieg.*

2

*Jetzt ist der Krieg am blutigsten.
In unlöslicher Umklammerung
Steht ihr, Arbeiter gegen Arbeiter.
Die Kämpfe des Krieges
Machen vergessen die Kämpfe des Friedens.
Eure Organisationen, mühsam aufgebaut
Mit den Pfennigen der Entbehrung, sind
Zerschlagen. Seite an Seite
Kämpft ihr mit dem Klassenfeind. Eure Erfahrungen
Scheinen vergessen, und vergessen scheint
Der Kampf um die Suppe.*

3

*Wenn der Krieg am blutigsten ist
Geht die Suppe aus.*

Noch kämpft ihr den heroischen Kampf. Noch hört ihr
 Hinter euch die Befehle der Herrschenden, aber
 Die Suppe geht schon aus.
 Der Sieg winkt. Den Überlebenden
 Ist das glückliche Ende nahe, aber
 Die Suppe geht aus.

Wenn die Suppe ausgeht
 Hört eure Hoffnung auf. Der Zweifel beginnt. Bald
 Wißt ihr: der Krieg
 Ist nicht euer Krieg. Hinter euch erblickt ihr
 Den eigentlichen Feind.
 Die Gewehre werden umgedreht
 Es beginnt: der Kampf um die Suppe.

Das Lied der Obdachlosen

I

Wir wollten ein Obdach haben
 Sie sagten: Geht mal rasch dorthin!
 Wir schrien wie die Raben:
 Wir werden ein Obdach haben.
 Da waren überall schon Leute drin.
 Denkt mal nach, aber strengt euch an
 Weil das nicht immer so gehen kann.

2

Wir wollten eine Arbeit finden
 Sie sagten: Stellt euch mal dort an!
 Da war der Betrieb schon pleite
 Und vor ihm standen Leute
 Und fragten uns, wo man was finden kann.
 Denkt mal nach, aber strengt euch an
 Weil das nicht immer so gehen kann.

*Wir sagten: Da gehn wir schwimmen.
 Das Wasser war von uns ganz voll
 Wenn wir geschwommen haben
 Woll'n wir zurückkehren und sie fragen:
 Wie es jetzt weiter gehen soll.
 Denkt inzwischen nach, aber strengt euch an
 Weil das nicht immer so gehen kann.*

Ballade vom Tropfen auf den heißen Stein.

I

*Der Sommer kommt, und der Himmel des Sommers
 Leuchtet auch euch.
 Das Wasser ist warm, und im warmen Wasser
 Liegt auch ihr.
 Auf den grünen Wiesen habt ihr
 Eure Zelte aufgeschlagen. Die Straßen
 Hörten euren Gesang. Der Wald
 Nimmt euch auf. Also
 Ist das Elend aus? Trat die Besserung ein?
 Ist für euch gesorgt? Könnt ihr ruhig sein?
 Wird also eure Welt schon besser? Nein:
 Das ist der Tropfen auf den heißen Stein.*

2

*Der Wald hat Ausgestoßene aufgenommen. Der schöne Himmel
 Bescheint Aussichtslose. Die in sommerlichen Zelten
 Wohnen, haben sonst kein Obdach. Die im warmen Wasser liegen
 Haben nicht gegessen. Die
 Auf den Straßen marschieren, setzten nur
 Ihren unaufhörlichen Marsch nach der Arbeit fort.
 Das Elend ist nicht aus. Die Besserung trat nicht ein.
 Für euch ist nicht gesorgt. Ihr könnt nicht ruhig sein.
 Wird also eure Welt so besser? Nein:
 's ist nur der Tropfen auf den heißen Stein.*

Werdet ihr euch begnügen mit dem leuchtenden Himmel?
 Wird das warme Wasser euch nicht mehr hergeben?
 Wird der Wald euch behalten?
 Werdet ihr abgespeist? Werdet ihr getröstet?
 Die Welt wartet auf eure Forderungen
 Sie braucht eure Unzufriedenheit, eure Vorschläge.
 Die Welt schaut auf euch mit ihrer letzten Hoffnung.
 Ihr dürft nicht lange mehr zufrieden sein
 Mit solchem Tropfen auf den heißen Stein.

Keinen Gedanken verschwendet an das Unänderbare!

I

Keinen Gedanken verschwendet an
 Das Unänderbare!
 Keinen Handgriff gönnt
 Dem nicht zu Verbessernden!
 Dem, was nicht zu retten ist
 Zeigt keine Tränel Aber
 Das Vorhandene teilt aus an die Hungernden
 Das Mögliche erzwingt, und zerstampft
 Zerstampft den eigennützigsten Lumpen, der euch in den Arm fällt
 Wenn ihr euren Bruder aus dem Schacht holt mit den reichlich
 vorhandenen Stricken.

Keinen Gedanken verschwendet an das Unabänderliche! Aber
 Holt die gesamte leidende Menschheit hoch aus dem Schacht
 mit den
 Reichlich vorhandenen Stricken!

2

Welchen Triumph bedeutet das Nützlichel
 Selbst der ungebundene Bergsteiger, der niemand etwas versprochen
 hat als sich selber
 Wenn er die Spitze erstiegen hat und triumphiert, so freut er sich
 Weil seine Kraft ihm nützlich war hier und also auch anderswo

Nützlich wäre. Und nach ihm kommen sie
Allsogleich und schleppen
Ihre Instrumente und Maße herauf auf den nun besteigbaren Gipfel, die
Dem Bauern das Wetter messen und dem Flugzeug die Luftart.

3

Jenes Gefühl der Zustimmung und des Triumphes
Das uns bewegt vor den Bildern des Aufruhrs auf dem
Panzerkreuzer Potemkin
Im Augenblick, wo die Matrosen ihre Peiniger ins Wasser stürzen
Ist das gleiche Gefühl der Zustimmung und des Triumphes wie
Vor den Bildern, welche das Überfliegen des Südpols berichten.

Ich habe erlebt, wie neben mir
Selbst die Ausbeuter ergriffen wurden von jener Bewegung der
Zustimmung
Angesichts der Tat der revolutionären Matrosen: auf solche Weise
Beteiligte sich sogar der Abschaum an der unwiderstehlichen
Verführung des Möglichen und den strengen Freuden der Logik.

So wie die guten Techniker den mit soviel Mühe gebauten und
immer verbesserten Wagen
Auszufahren wünschen am Ende auf seine höchste Geschwindigkeit
Damit herausgeholt werde, was in ihm steckt, und der Bauer den
Acker
Mit dem verbesserten Pflug zu befahren wünscht, so wie die
Brückenbauer
Die gigantischen Bagger loslassen wollen auf das Gerölle des
Flußbetts
Wünschen auch wir auszufahren und zu Ende zu bringen das Werk
der Verbesserung
Dieses Planeten für die gesamte lebende Menschheit.

MÄRCHEN

Als die Fische die Sterne schluckten

Vor Zeiten trieb ein Bauer seinen Büffel übers überschwemmte Reisfeld, und es war nicht ganz auszumachen, wer es mühseliger hatte, der Bauer oder der Büffel. Bedächtig wie Bauern sind, schaute er öfter zum Himmel hinauf, da dieser voll schwarzer Wolken hing und es nicht schwer zu erraten war, daß Regen kommen mußte in einer Menge wie selten.

Ein Tiger aus dem Dschungel, so groß und mächtig, daß er einen Elefanten umzureißen vermochte, stand plötzlich am Rand des Reisfeldes und stimmte ein schreckliches Lachen an, als er den Büffel sich so mühen sah. Unter der Fuchtel des kleinen, ärmlichen, knochigen Menschen eine solche Arbeit zu tun, dünkte ihn schändlich und dumm und wert, sich lustig über ihn zu machen. Dem Bauern aber schlotterten bei dem schrecklichen Lachen des Tigers die Knie.

Der Tiger rief zu dem Büffel hinüber: „He, Büffel, Glotzauge, du bist doch das dümmste Tier auf dieser Erde!“

Der Büffel aber hatte soviel Schlamm und Dreck in den Ohren, daß er den Tiger nicht verstand. Er schüttelte nur unwillig den mächtigen Schädel, als umbrummte ihn ein Schwarm Fliegen und stampfte weiter.

Der Bauer aber sah, daß keine Möglichkeit der Flucht bestand. Nur ein paar Schritte wäre er fortgekommen, und dann hätte ihn der Tiger unter seinen Tatzen gehabt.

Der Tiger brüllte lauter: „Büffel Glotzauge, dreh dich um und nimm den Bauern aufs rechte Horn!“

Diesmal hatte ihn der Büffel verstanden, aber dem Rat des Tigers zu folgen, schien ihm unfasßbar. Er den Bauern aufs Horn nehmen? Ihn zerstampfen? Was sollte er ohne den Bauern tun, ohne seine Obhut, seine Pflege, ohne den Fraß, den der Bauer ihm gab? Er schüttelte also unwillig den Kopf und trottete weiter.

Der Tiger war verblüfft. Er schrie noch lauter, und die Bäume im nahen Dschungel und auch die Hütten im Dorf erbeben.

„Büffel Dummkopf, soll ich dir helfen? Nimm du ihn aufs Horn, und ich nehme ihn zwischen die Pranken und Zähne.“

Der Tiger machte einen drohenden Satz auf den Bauern zu, so daß dieser sich am liebsten wie eine Krabbe im Schlamm verkrochen hätte. Er raffte

sich aber zusammen und schrie den Büffel an: „Los nun, hör nicht auf das Dschungelgeschwätz.“ Er stieß ihn mit einem Bambusstecken in die Seite und fuhr fort: „Tummel dich, wir müssen fertig werden, denn in wenigen Stunden werden die Fische die Sterne verschlucken.“

Der Büffel legte sich in die Sielen. Der Tiger, schon dabei, mit einem gewaltigen Satz über den Bauern herzufallen, peitschte überrascht mit seinem mächtigen Schwanz den Boden. Bauer und Büffel trotteten weiter. Der Tiger musterte mißtrauisch den Bauern, dann den Himmel und die nahen Wasser eines Teiches und fragte etwas dämlich: „Was hast du gesagt, Bauer?“

Der Bauer knurrte: „Gesagt habe ich, daß, wenn wir uns nicht tummeln, die Fische die Sterne verschlucken werden, ehe wir noch fertig sind, und uns mit.“

„Sterne verschlucken? Was soll das bedeuten?“ fragte der Tiger.

Besorgt schaute der Bauer den Himmel an. Er sagte: „Siehst du die Wolken dort über den Bergen, schwarz und schwer? Und die dort über der Ebene, die wie Bäuche von Schwarzscheinen über den Dörfern hängen? Es wird Regen kommen, mehr Regen als jemals auf dieser Erde war, und die Hütten und die Felder wird man nicht mehr sehen, und nur noch die Spitzen der höchsten Bäume werden aus den Wassern herausragen.“

„Und dann?“ fragte der Tiger und es schauerte ihn vor soviel Wasser.

Der Bauer lachte, und dem Tiger, als er das Lachen hörte, klapperten die Zähne.

„Alles wird also untergehen?“ fragte der Tiger in seiner Angst. „Die Dörfer und das Getier des Dschungels, alles?“

Der Bauer lachte noch lauter. „Alles, nur ich und der Büffel nicht.“ Er trieb dabei den Büffel an: „He, los, die ersten Tropfen fallen schon!“

„Und wie?“ fragte der Tiger und schlich hinter dem Bauern her wie eine kleine naßgewordene Katze.

„Wie? Nun, sehr einfach. Ich werde für den Büffel ein kleines Holzhaus bauen und für mich auch eins, und die werden mit dem Wasser steigen, so lange, bis wir auf dem höchsten Gipfel der Bäume sind. Und dort werde ich warten, bis das Wasser wieder fällt.“

„Und ich?“ jammerte der Tiger. „Ich? Was soll ich tun? Bauer, hör“, stieß er hervor, „bau mir auch solch eine Hütte.“

Der Bauer, scheinbar voll Mitleid, erklärte sich bereit. Aus dem nahen Dschungel schnitt er Bambusstäbe jede Menge und fügte sie mit Lianen und sonstigem Gestrüpp zu einem festen Käfig zusammen. Da die ersten Tropfen fielen und der Regen stärker wurde, legte sich das Mißtrauen des Tigers. Und als der Käfig fertig war, folgte er willig der Aufforderung des Bauern, sich nun in die Hütte zu begeben und zu warten, bis die Flut steige.

Der Bauer verrammelte die Käfigtür, so daß der Tiger nicht mehr ent-

weichen konnte. Er schnitt sich einen mächtigen Bambusspeer, und mit dem stach er nach dem Tiger, einmal in die Seite, daß dem Tiger das Blut nur so herunterfloß, und dann in den vor Schmerzen und Wut geifernden Rachen, daß der Tiger auf die Zähne biß und knirschte, als sei seine letzte Stunde gekommen. Unter dem Stechen begann er zu heulen, daß es selbst den Büffel erbarmte. Hin und her sprang er im Käfig, daß sich die Bambusstäbe bogen, Tränen liefen ihm übers Gesicht, und das Blut aus all seinen Wunden rann aus dem Käfig und benetzte die Füße des Bauern, so daß dieser zuletzt Mitleid bekam mit dem Tiger und ihn mit einem letzten schweren Schlag aus dem Käfig freiließ.

Solch einen Sprung, wie ihn nun der Tiger tat, als er im Dschungel verschwand, hatte man bis dahin noch nicht gesehen. Und seit dieser Zeit fürchtete der Tiger den Bauern.

Die Legende von Truong-chi, dem Fischer

Ein Mandarin, erster Minister des Reiches, lebte vor langer Zeit. Er war reicher als selbst der König und sein Palast größer und schöner geschmückt, seine Ländereien sorgfältiger gepflegt, und alles, was er erntete, Tee und Reis, Orangen und Bananen, schmeckte besser als die Früchte aus den königlichen Gärten. Wie immerwährende goldene Sonne schien Glück auf seinem Haus zu liegen, und er war bewundert und beneidet weit und breit.

Doch in Wirklichkeit war er von Unglück geschlagen. Ohne Sohn geblieben bis jetzt, wird einst niemand sein, der für ihn auf dem Altar der Ahnen Weihrauchopfer darbringt.

Nach Jahren jedoch der inneren Trauer, und nachdem er schon grau geworden war, wurde ihm eine Tochter geboren. Als sie zum erstenmal ihre Augen öffnete, schimmerten sie schön wie Vollmondglanz in der Nacht der silbernen Reife, und ihr Gesichtlein glich einer wilden Blüte aus dem Dschungel. Er gab ihr den Namen My-Nuong, was bedeutet „Schönes Fräulein“.

Kurze Zeit später aber wurde er von neuem Unglück getroffen. Die Mutter von „Schönes Fräulein“ starb und ließ ihm die Sorge für das Mädchen. Er, der mächtige, reiche Mann, der jede schöne Frau des Königreiches hätte haben können, schwor sich, nie mehr zu heiraten und nur noch für „Schönes Fräulein“ zu leben.

Sein Herz war schwer von Zärtlichkeit, und da er „Schönes Fräulein“ wachsen sah und schöner werden als jedes andere Mädchen im Reich, war er von Stolz und Liebe erfüllt. Und das Mädchen dankte es ihm. Es war nicht nur das schönste Mädchen, sondern auch das klügste und das arbeit-

samste und hatte Sinn und Geschick für jede Art Kunst. Es stickte auf Seide herrliche Wolken, auf denen Drachen segelten, und stickte Schildkröten, die zu leben schienen wie das Land, dessen Sinnbild sie waren. In der Küche erdachte sie Speisen, die besser waren als die des Koches, und Gewürze verwandte sie, die sie von weither, ja selbst aus dem Dschungel kommen ließ. Flöte spielte sie und sang Gedichte, wobei sie sich selbst auf der Gitarre begleitete.

Eine solche Tochter zu haben, linderte das Leid des Mandarins, und er beschloß, für sie einen Palast bauen zu lassen, der an Pracht selbst seinen eigenen übertraf. Am Ufer des Flusses, an einem Berghang ließ er ihn erbauen, und Gärten wurden rund herum angelegt, in denen die seltensten Blumen das Jahr über erblühten und Fruchtbäume wuchsen, die er aus dem Land im Norden hinter den Bergen hatte holen lassen. Er nannte das Haus „Palast des nächtlichen Mondblicks“. So konnte My-Nuong hier in aller Geborgenheit heranwachsen und auf den Tag warten, da er ihr einen Mann geben konnte, einen jungen, schönen, reichen Mann, oder gar einen Prinzen. So hoffte er.

Am Fuß des Berges, am Flußufer war eine kleine, stille Bucht, an der die Fischer anlegten. Unter ihnen gab es einen jungen Mann namens Truong-chi, der häßlich wie ein böser Geist war und ärmer als jeder andere im Dorf. Sein einziger Besitz bestand in seinem kleinen Sampan und Angelgerät. Waisenkind von den ersten Tagen seines Lebens an, kannte er keinerlei Verwandte. Um leben zu können, war er gezwungen, bei Wind und Wetter fischen zu fahren, gleichgültig, ob der Regen prasselte oder die Sonne brannte. Nichts aber konnte sein frohes Gemüt niederdrücken. Selbst wenn ihn der Hunger tagelang plagte, fand er immer noch ein frohes Lied. Und welch eine Stimme hatte Truong-chi! Ertönte sie, vergaß man im Dorf alles Leid und jeden Kummer. Voll Schmelz und Süße tönte sie über die Hüttendächer, und die Fischer nannten sie „Stimme der Süßigkeit“.

Eines Tages fischte er am Ufer vor dem Palast von My-Nuong, und Fische waren plötzlich so viele, daß er rein toll war vor Freude. Er fischte und fischte, und sein Boot füllte sich, wie es nie gefüllt gewesen war. Erschöpft nach einer Zeit, fing er an zu singen, und seine Stimme klang schöner denn je. Er sang das Lied vom Silberreier.

Am Teichufer badet Silberreier.
Im Wind wehen seine Schwanzfedern,
wie die Gürtelenden junger Mädchen!
Kleine Schwester, kehr zurück, kehr zurück!*

* Silberreier ist das Symbol der jungen Mädchen oder der Frau

*Frage Mutter und Vater,
ob du dein Bambusnetz
ins Wasser werfen und warten darfst,
bis der Grund wieder klar wird.
Ist es jedoch nicht besser, nichts zu wissen?
Siebt man allem bis auf den Grund,
leidet man sehr.
Denn der eine lebt im Süden,
und der andere lebt im Norden.*

In diesem Augenblick hörte ihn die Prinzessin, die auf der Veranda saß und stickte. Und bezaubert von der Stimme, starrte sie zum Fluß hinunter, gefangen von einem süßen Traum. Der Sampan des armen Fischers war schon längst verschwunden, und immer noch saß sie regungslos, den süßen Klang im Ohr.

*Drum wohl haben vor Zeiten die Alten gesagt:
Kupfer geht nicht über Bambus.
Bambus nicht über Seide.
Aber was ist Seide gegen den Menschen?*

oder aber:

*Die Trompete ist nichts gegen die Flöte.
Die Flöte ist nichts gegen die Gitarre.
Was aber ist die Gitarre gegen die menschliche Stimme?
Ihr Zauber, ihre Weichheit, ihr Glanz und ihr Schimmer
geht über alles!*

Einige Tage später, gegen Abend, fischte Truong-chi wieder an der gleichen Stelle, am Fuß des Hanges, auf dem der Palast von „Schönes Fräulein“ stand. Und wiederum konnte er den Reichtum kaum fassen, den ihm der Fluß schenkte. Und dazu waren der Fluß und die Gärten des Palastes und alle Berghänge von Vollmondschein überflutet, und ein sanfter Wind wehte. Er sang wieder das Lied vom Silberreiherr, und er sang andere Lieder, die jeder im Dorf, nur die Prinzessin nicht, kannte. Ihr Herz bebte unter dem Wohlklang der Stimme, ihre Seele wurde traurig unter der Trauer eines Liedes, und sang der arme Fischer von Freude und von Lust, erfüllte sie Lachen und Leichtigkeit.

Und etwas in ihrem Herzen hatte sich verändert. Es schien gesprungen zu sein im Widerstreit ihrer Gefühle. Von nun an wartete sie den Tag über auf die Lieder vom Fluß, und des Abends, hatte Truong-chi gesungen und

sein Boot war im Glanz des Mondes hinter der Flußbiegung verschwunden, legte sich tiefe Traurigkeit auf ihr Herz. Und die Nacht verging in Trauer, und der nächste Tag verging bis zum Abend in Trauer, und sie lebte nur noch für den Glanz und den Schmelz dieser Stimme und die seltsame Süße der Lieder, die der Abend sang. Die Sonne fand sie traurig, und nur der Mond sah ihr Gesicht strahlen vor Freude.

Eines Tages aber, nach Wochen, blieb der Abend stumm. Der Wind war wohl in den Bäumen, der Fluß murmelte am Hang, aber die Stimme kam nicht mehr. Sie wachte die Nacht über in Trauer, und der Morgen fand sie durchwacht und wie leblos, mit schwarzen Ringen unter Augen ohne Glanz, und die Wangen eingefallen. Immer nun vergingen die Tage so. Vor Trauer aß sie nicht, und sie wurde mager wie ein Kranich; griff sie nach der Gitarre, klang sie ihr nach Scherbengetön, und sie legte sie wieder weg; versuchte sie zu sticken, riß ihr der Faden, und sie legte alles in die Ecke.

Im Palast bemerkte man ihren Zustand. Man flüsterte einander zu: „Sie ist krank vor Liebe!“ Oder: „Ihr Herz hat das Gift der Fischerstimme geschluckt.“ Und ihre Dienerin sagte: „Sterben wird sie!“

Wochen aber vergingen, bis der Mandarin die Krankheit seiner Tochter sah. Bestürzt fragte er sie: „Geht dir etwas ans Herz?“

Sie aber lächelte traurig und antwortete: „Nichts fehlt mir, mein Vater, dank deiner Güte.“

Der Mandarin aber ließ sich nicht beruhigen. Er fragte die Dienerschaft, aber die blieb stumm, bis auf die persönliche Dienerin von „Schönes Fräulein“. Sie sagte: „Ihr Herz hat das Gift der Fischerstimme geschluckt, die Wochen und Wochen hier zu hören war, nun aber stumm geworden ist. Sterben wird ‚Schönes Fräulein‘.“

Der Mandarin aber gab sich nicht zufrieden. Was noch anderes als das Mädchen hatte ihm das Leben gelassen? Und das auch noch verlieren? Er befahl der Dienerin, den Fischer mit der seltsam schönen Stimme herbeizuschaffen. Die Dienerin fand Truong-chi und übermittelte ihm den Wunsch des Mandarins, in den Palast zu kommen. Truong-chi erschrak und wehrte sich. Was es wohl bedeuten möchte, er in den Palast? Sei schon je etwas Gutes dabei herausgekommen, wenn ein Fischer oder sonst ein Armer den Palast betreten habe? Das Wenigste, was einem passieren könne, sei, daß man mit einer Tracht Prügel davonkomme!

Aber die Dienerin beredete ihn, und er machte sich mit ihr auf den Weg. Vor dem Tor angekommen, schrak Truong-chi zurück. Er sagte zu der Dienerin: „Warum nur verlangt der hohe Mandarin mich, den armen, häßlichen Fischer zu sprechen?“

Die Dienerin beruhigte ihn: „Komm nur, Freund. Es wird wirklich keine schlechte Sache sein. Vielleicht ist es gar von Nutzen für dich. Kommen wir

jetzt zum hohen Mandarin und er bittet dich, zu singen, so singe nur. Singe schöner als je, und vielleicht wartet eine große Belohnung auf dich.“

Vor dem ersten Minister des Reiches angekommen, fiel der Fischer auf die Knie, und der Minister, als er den armen, mit Lumpen angetanen, wie ein Nachtmahr so häßlichen Fischer sah, fiel aus allen Wolken. Nie noch hatte er einen so abscheulich häßlichen Mann gesehen. Und in den hatte sich seine Tochter verliebt, seine Tochter, die einem Silberreiherr glich und einer wilden Dschungelblume? Gewöhnt aber, seiner Tochter jeden Willen zu lassen, sagte er trotz aller Verzweiflung zu Truong-chi: „Du sollst eine Stimme haben, die schöner klingt als eine Flöte und eine Gitarre, und du sollst singen können, wie sonst keiner im Land. Du wirst jetzt hier im Palast bleiben, und ich werde dich ausbilden lassen und anziehen und dir zu essen geben, und du wirst ein Mann werden, den man ansehen kann.“

Truong-chi verneigte sich, war sprachlos vor Überraschung und bedankte sich, dachte aber: Und was wird wirklich dahinter stecken?

Der Minister befahl: „Geh also hier in das Nebenzimmer und singe, singe das schönste Lied, das du kennst.“

Truong-chi ging ins Nebenzimmer und dachte: Nun, wenn's also wirklich nichts anderes ist! Ein reicher Herr vielleicht oder ein Kunstkennner! Sei dem, wie es sei.

Und er überlegte kurz und sang dann das Lied vom Silberreiherr. Seine Stimme drang durch alle Mauern bis in die entferntesten Gemächer.

My-Nuong aber lag in ihrem Zimmer, krank vor Trauer und Herzleid. Als sie die Stimme hörte und als die Stimme schöner war als jede Flöte und jede Gitarre und jedes Horn, strömte ihr das Blut zu Herzen, und alle Trauer verging und jedes Herzleid, und sie erhob sich, um dem Liede nachzugehen.

In diesem Augenblick trat ihr Vater ins Zimmer, und als er sie so sah, schöner als je in ihrer Freude und Hoffnung, verstand er sie, aber seine Trauer wich nicht. Sie aber, da sie sah, daß ihr Vater ihr Geheimnis gesehen hatte, errötete und barg ihr Gesicht in seinen Armen.

Er sagte zu ihr: „Ich verstehe dich, „Schönes Fräulein!“ Um dich glücklich zu machen, stimme ich allem zu, was du entscheiden wirst. Ehe du aber zu dem Erkorenen deines Herzens gehst, mache dich schöner als du je warst. Den Tag der Hochzeit sollst du selbst bestimmen.“

Und sie ging, sich anzuziehen, sich zu schminken und zu salben, und als die Dienerin sie abholte, war My-Nuong wie eine aus den himmlischen Gefilden niedergestiegene Fee.

Truong-chi saß an der Wand, so daß man ihn, betrat man durch die Tür das Zimmer, direkt sehen konnte. Als die Schritte von „Schönes Fräulein“ zu hören waren, befahl man ihm zu singen. Die Prinzessin öffnete die Tür,

sah sich einem häßlichen Fischer gegenüber, aus dessen breitem, ungeschlachtetem Mund die herrlichen Töne kamen. Sie lehnte sich, einer Ohnmacht nahe, an die Tür. Konnte es etwas Häßlicheres geben als diesen Kerl mit dem breiten Mund und den triefenden Augen? Und dazu diese Stimme! Einen Studenten hatte sie sich vorgestellt, schön und keck und bewandert in allen Künsten wie sie, mit dem sie ihre Tage und ihre Nächte zu verbringen gedacht hatte. Und sie ließ sich in einem Sessel nieder, um nicht umfallen zu müssen vor Enttäuschung.

Truong-chi aber glaubte sich, als er die Mandarinentochter sah, in die Grotte „Die Quelle der Pfirsichbäume“ versetzt, und meinte, eine leibhaftige Fee sei niedergestiegen in die irdische Armut. Und seine Stimme erhob sich im Jubel und in Glück, und sein Herz gab ihr den Klang der Liebe.

My-Nuon aber hielt die Augen geschlossen und dachte bitter, während sie dem Fischer zuhörte: Mandarinentochter bin ich. Nicht nur eine schöne Stimme kann ich verlangen. Schön bin ich und darf zu der schönen Stimme auch einen schönen Mann beanspruchen.

Und ihr Herz wurde kalt, und als Truong-chi sein Lied beendet hatte, erhob sie sich und bat ihren Vater mit ruhiger Stimme, sich entfernen zu dürfen. Der Mandarin nickte und folgte ihr. Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, fragte er: „Für wann soll ich den Tag der Hochzeit ansetzen?“

My-Nuon seufzte, senkte den Kopf und antwortete: „Sprechen wir nicht vom Heiraten, mein Vater!“

Der Mandarin war sehr zufrieden. Als sich My-Nuon entfernt hatte, ließ er die Dienerin kommen, gab ihr zwei Stangen Silber und befahl: „Gib sie dem Fischer. Er kann zu seinem Sampan zurückkehren.“

Truong-chi nahm das Silber verständnislos, wie im Traum gefangen von der Schönheit des Mädchens, und als er mit der Dienerin dem Tor zuing, fragte er: „Mehr noch hätte sein können, nicht wahr?“

Die Dienerin war voller Mitleid mit dem armen Fischer und schwieg, aber Truong-chi verstand auch, ohne daß noch ein Wort gesagt worden wäre. Er verstand: Arm war er, häßlich, daß ihn niemand anschauen mochte, und daß der Prinzessin, die krank geworden war vor Liebe zu seiner Stimme, das Herz erstarrt war vor Schreck, als sie ihn erblickt hatte.

Fast von Sinnen gelangte er zum Fluß, bestieg seinen Sampan und ruderte los. Man verachtet mich, weil ich lumpig bin wie ein Bettler. Speisen esse ich nicht mit Stäbchen, sondern stopfe sie mit den Fingern in den Mund. Sie glauben, mich mit zwei Stangen Silber abgefunden zu haben, und daß ich vergesse, was ich sah. Wie nur kann ich die mir angetane Schmach aus der Welt schaffen?!

Und er dachte an „Schönes Fräulein“, das schöner war als eine Fee, und

sein Herz zog sich zusammen wie vertrocknender Bambusspan. Er wußte, die Liebe zu „Schönes Fräulein“ hatte sein Herz vergiftet. Und kann man mit einem vergifteten Herzen und einer hoffnungslosen Liebe und einer Beleidigung, wie man sie ihm angetan hatte, weiterleben?

Er ruderte zurück zur Bucht, über der sich der „Palast des nächtlichen Mondblicks“ befand. Mit einer „Stimme der Süßigkeit“ sang er:

*Nie werden unsere Herzen vereinigt sein.
Unser Leben wird enden, ehe noch unsere Liebe begann.
Ruhe werden unsere Seelen nur finden,
vereinigt uns eine andere Welt.*

Und dann ruderte er in die Flußmitte und warf sich ins Wasser.

Der Fluß nahm seinen Körper auf, seine Seele aber stieg in einen weißen Sandelholzbaum, der im Garten vom „Palast des nächtlichen Mondblicks“ stand. Einige Zeit später wuchs aus dem uralten Baum ein Höcker, groß wie eine Kokosnuß, klar und durchsichtig wie Bergkristall. Der Mandarin ließ den Höcker abschneiden und von einem geschickten Handwerker eine Teetasse schnitzen.

An einem Herbsttag, da Nebel über dem Fluß lag und die Berge von Wolken verhangen waren, saß „Schönes Fräulein“, das Herz voll Bitterkeit in Gedanken an die „Stimme der Süßigkeit“ des Fischers, und es verlangte sie plötzlich, Tee aus der Sandelholztasse zu trinken.

Die Dienerin bereitete den Tee, brachte ihn und schenkte die Sandelholztasse voll. Wehmütig und bitter sah die Prinzessin in die Tasse, als sie zutiefst erschrak. Das Bild eines rudernnden Mannes erschien, und deutlich sah sie, daß es Truong-chi, der tote Fischer, war, der sang. Und sie hörte seine Stimme, süß wie nie zuvor:

*Nie werden unsere Herzen vereinigt sein!
Unser Leben wird enden, ehe noch unsere Liebe begann.
Ruhe werden unsere Seelen nur finden,
vereinigt uns eine andere Welt.*

Wie das schmerzte! Ihr Innerstes krampfte sich zusammen, selbst die Tränen, die sie vergoß, linderten ihr Leid nicht. Und sie murmelte: „In unserem nächsten Leben, werden wir uns da finden?“

Und sie beugte sich über die Tasse und zwei Tränen fielen in den Tee, und als sei die Seele Truong-chi's von ihrer Liebe erlöst, schmolz die Tasse in den Händen von My-Nuong, der Mandarinentochter.

Wie die Mücke auf die Welt kam

Als es noch keine Mücken auf der Erde gab, heiratete eines Tages Ngoc Tam, ein armer Bauer, ein Mädchen, das Nhan Diep hieß. Beide waren jung und gesund, und die Götter schienen ihnen ein einfaches, arbeitsreiches, aber glückliches Leben mit vielen Kindern bestimmt zu haben. Einige kleine Reisfelder nannten sie ihr eigen und am Rain einige Maulbeerbäume. Nhan Diep, die Frau, sorgte sich nur um die Seidenraupen, da Ngoc Tam, der Mann, nicht zuließ, daß sie schwere Arbeit tat. Er pflügte mit dem Büffel im Schlamm der Reisfelder, er säte und schnitt den Reis, und selbst die Maulbeerblätter sammelte er für seine Frau. Kein Tag war ihm zu lang, keine Arbeit zu schwer, und kam er wirklich einmal am Abend müde und zerschlagen nach Hause, machte ihn das Lächeln Nhan Dieps wieder munter und froh.

Das nämlich, kokett zu lächeln, war ihre einzige Arbeit, und es strengte sie nicht sehr an. Von Natur und von den Göttern nur mit der Gabe der Faulheit und kokett zu lächeln beschenkt, träumte sie immerzu von Reichtum, von Freuden, die man im Dorf nicht kannte, und von Genüssen, deren Kenntnis ihr ein fremder Wind zugetragen haben mußte. Sie verbarg aber ihre Gefühle und all ihre Sehnsüchte vor ihrem Mann, und er, der nicht sehr anspruchsvoll war in seiner Liebe und auch nicht gar scharfsichtig, gab sich zufrieden. Er schuftete, er stampfte wie der Büffel übers überschwemmte Reisfeld, gab sich keine Ruhe weder bei Tag noch bei Nacht. Sein einziger Gedanke war, reich zu werden, nicht für sich, sondern für Nhan Diep, die in seiner Hütte blühte wie eine wilde Orchidee aus dem Dschungel.

So lebten sie dahin, Nhan Diep, die Frau, unzufrieden und voll von Wünschen, die in der Hütte nicht zu erfüllen waren, und Ngoc Tam, der Bauer, voll Liebe zu seiner Frau und glücklich trotz aller Armut, da er glaubte, auch sie sei mit ihm glücklich, als sie eines Tages unerwartet und überraschend starb. Der Schmerz um sie war wie ein vergifteter Pfeil in seinem Herzen. Von ihrem Leichnam wollte er sich nicht trennen und weigerte sich, trotz aller Zusprüche der anderen Dorfbewohner, sie, wie es Brauch war, zu beerdigen. Er verkaufte alles, was er besaß, ließ sich ein kleines Boot bauen und fuhr, den Sarg mit der toten Frau im Boot, aus der Heimat weg.

Er ruderte und ruderte. Ufer erblickte er, wo der Dschungel nah bis ans Wasser kam, und oft sah er abends, wenn er angelegt hatte, aus den Hütten an den Berghängen Rauch aufsteigen. Aber er hatte keine Sehnsucht nach den Menschen. Ihm genügte es, mit seiner toten Frau im Boot zu leben, immer weiter den Fluß hinauf zu segeln, ohne zu wissen, wo einmal sein Weg ein Ende finden werde.

Eines Tages nun, an einem milden, lilafarbenen Abend traf er am Ufer, als er anlegte, einen herrlich grünen, wohlduftenden Hügel voll wilder Kräuter und Blumen und Bäume, die sich bogen unter der Last ihrer Früchte. Hier nun, so glaubte er, sei das Ende seiner Fahrt gekommen. Er buckelte sich den Sarg auf, und trotz der Last schritt er bergan, die Höhe zu gewinnen. Nicht die Last spürte er, nicht die Anstrengungen des steilen Pfades. Die Luft schien voll eines seltsamen Zaubertrankes, der ihn stark und glücklich machte.

An einer Pfadbiegung, nahe bei einem von Orchideen überrankten Gebüsch stand plötzlich ein Greis, der sich auf einen Bambusstab stützte. Sein Gesicht war voller Falten und kaum gebräunt, strotzte jedoch vor Gesundheit, und seine Augen strahlten wie die eines Jünglings. Sein Haar aber war weiß wie Baumwolle. Ngoc Tam erkannte den Gott der Heilkraft, der auf seinem Berg Thien Tai mit all den Heil- und Wunderpflanzen quer durch die Welt wandert, um seine Heilkunst den Menschen zu bringen und ihre Leiden zu lindern. Er warf sich ihm zu Füßen.

„Ich kenne deine Tugend, Ngoc Tam“, sagte gütig der Alte, der so jung aussah, „deinetwegen hielt ich meinen Berg auf unserer Wanderung an. Wenn du willst, kannst du einer meiner Schüler werden.“

Ngoc Tam, immer noch auf den Knien und sich immer noch verbeugend, dachte an seine Frau. Sich von ihr trennen? Nie! Ihren Leichnam irgendwo begraben? Unmöglich.

„Erhabener Geist“, stammelte er, „erhabener Geist. Ich habe meine Frau geliebt mehr als mein Leben. Hingeben hätte ich es für sie können und würde es auch heute noch tun.“ Er schöpfte tief Atem und fuhr fort: „Wie soll ich ohne sie leben? Dein Schüler werden? Ja, wenn...“ Und er überlegte, und der Alte wartete und wartete, und dann fuhr Ngoc Tam fort: „Wenn es möglich wäre, sie zum Leben zu erwecken..., wenn das möglich wäre, ewig würde ich es danken.“

Gütig und sehr mitleidig lächelte der Alte. Er sagte: „Warum klammerst du dich so an diese Erde? Welche Freuden hat sie dir gegeben? Für arme Menschen hat sie nur Leid und Kummer. Albern ist es, sich an ein Wesen zu klammern, das so schwach und so unbeständig ist wie diese Frau. Aber beharrst du auf deinem Wunsch, will ich ihn dir erfüllen. Auch wünsche ich dir, daß du ihn nie bereust.“

Ngoc Tam nickte nur, und auf Befehl des Alten öffnete er den Sarg, schnitt sich in den Finger und ließ drei Blutstropfen auf den Körper seiner Frau fallen. Langsam, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend, öffnete sie die Augen. Kaum verwundert war sie, sich hier auf diesem Berg zu befinden, den Alten und ihren Mann zu sehen, und hüpfte auch, kaum daß sie zu Kräften gekommen war, wie eh und je umher.

Der Alte rief sie herbei und sagte mahnend: „Vergiß nie deine Pflichten, Frau. Sei deinem Mann gut und hilf ihm bei seinem schweren Leben. Denk immer an das Opfer, das er dir gebracht hat. Du lebst von seinem Blut. Seid glücklich miteinander.“

Der Alte zerging wie Nebel, und sie fanden sich am Flußufer neben ihrem Boot. Sie setzten das Segel, fuhren zurück, Tag und Nacht, und besonders Ngoc Tam war ungeduldig, sein Haus wiederzusehen und die Reisfelder in Ordnung zu bringen.

An einem Abend legten sie im Hafen einer Stadt an. Ngoc Tam machte sich auf, etwas Nahrung zu kaufen und ließ seine Frau allein. Kaum war er um eine Straßenecke verschwunden, legte eine große Dschunke neben dem Boot an. Ein reichgekleideter Kaufmann stand an der Reling, blickte zur Stadt hinüber, dann zum Boot, sah dort Nhan Diep stehen und wurde von ihrer Schönheit gefangen.

Er fing mit ihr ein Gespräch an, woher sie käme, wohin sie reise, und sprach von seinen Reichtümern und den Edelsteinen, die er mit sich führe. Wenn sie alles sehen wolle, solle sie nur schnell aufs Boot kommen, zu einem Tee reiche es sicher, bis sich ihr Mann wieder einfinde. Als Nhan Diep auf der Dschunke war, ließ er die Segel hissen und machte sich davon.

Ngoc Tam, als er zurückkam, war tief unglücklich; er nahm an, man habe seine Frau entführt und begann sie zu suchen. In jedem kleinen Hafen hielt er an, in jeder großen Stadt ging er durch alle Straßen, aber erst nach Wochen, nachdem er schon den größten Teil der Städte am Fluß abgesucht hatte, fand er sie.

Auf dem Weg heimwärts vom Markt war sie, inmitten einer großen Schar Diener. Er rief sie an: „Nhan Diep ... Nhan Diep ... höre.“

Sie wandte sich um, verhielt wie plötzlich zu Stein geworden. Gekleidet war sie mit Brokat und Seide und geschmückt mit allem, was sie sich einst in ihrer ärmlichen Hütte gewünscht hatte.

Er fuhr fort: „Wie habe ich dich gesucht! In allen Städten und Dörfern am Fluß, tagelang und auch die Nächte über. Und jetzt komm, laß uns heimwärts gehen.“

Sie aber hatte sich wieder gefangen, und aus ihren Augen strahlte all ihr frivoles Denken, und in ihrem Lachen war all ihre Verachtung zu hören, die sie für ihn hatte.

Und da sie die Diener um sich wußte, war sie sicher und fürchtete ihren früheren Mann nicht. Sie sagte hohnlachend: „Mit dir ins Dorf zurück? In die Hütte, die wie ein Schweinestall ist, wo ich hier in einem Palast wohne und Diener habe und keinen Hunger kenne und mich schmücken kann und mich nicht bücken muß, wenn mir etwas zu Boden gefallen ist? Armer Teufel du! Geh mir aus dem Weg.“

In Ngoc Tams Herzen ging bei ihren Worten eine große Veränderung vor sich. Was einst Leidenschaft war, kühlte wie unter dem Eishauch der Berge, was Liebe, wurde nicht einmal Haß. Er sagte still: „Gut, es mag sein. Sei Reichtum dein Teil, du bist frei. Aber nur unter einer Bedingung. Du mußt mir die drei Blutstropfen zurückgeben, durch die du einst zum Leben erweckt wurdest. Ich möchte nicht, daß in dir ein Teil von mir sei.“

Nhan Diep, zufrieden, so billig und ohne Skandal und Aufsehen wegzukommen, befahl einem ihrer Diener, ihr ein Messer zu geben und ritzte sich den linken Zeigefinger an. Und sie lachte frech dabei.

Als aber der erste Blutstropfen zu Boden fiel, wurde sie bleich, als der zweite tropfte, sank sie in sich zusammen, und beim dritten war sie tot. Die Diener eilten ihr zu Hilfe, ihr war jedoch nicht mehr zu helfen.

Aber die leichte und frivole, ehrlose Frau, so erzählt man, konnte sich nicht entschließen, endgültig diese Welt zu verlassen. Auf der Suche nach den drei Tropfen Blut von Ngoc Tam wurde sie zu einem kleinen Insekt, das ihn ununterbrochen verfolgt und versucht, ihm die drei Blutstropfen zu stehlen. Sie quält ihn, summt um ihn herum, immer und immer wieder, bittet um Verzeihung, summt ihre Reue und auch, hört er nicht, ihren Protest.

Später gab man dem Insekt den Namen „Mücke“, und leider vermehrte sich die Rasse so, daß sie die ganze Erde bevölkerte.

Tigertod im Dschungel

Vor Zeiten lebte in einer kleinen Kreisstadt, die mehr einem Dorf glich als einer Stadt, ein junger Mensch aus einem Dorf im Dschungel, der in der Stadtwache diente. Er tat seine Pflicht, fiel weder auf durch besonderen Eifer noch durch bemerkenswerte Faulheit.

In einer Nacht nun, in einem unruhigen Traum, lief ihm eine Maus mit einem welken Blatt übers Gesicht. Er erwachte, und obwohl es nicht gar heiß und feucht war, rann ihm doch der Schweiß übers Gesicht und über den ganzen Körper. Eine Maus mit einem welken Blatt übers Gesicht, so erzählten im Dorf die Alten, bedeute Unglück.

Mehr Gedanken, als sich ein junger, unbeschwerter Mann macht, kamen ihm am nächsten Morgen jedoch nicht. Die Sonne schien wie seit Tagen nicht mehr, von den Bergen kam ein kühler Wind, und da die Zeiten ruhig waren, gab es für einen Wachsoldaten nicht viel zu tun. Am Abend beim Kartenspiel mit den Kameraden hatte er schon den Traum der vergangenen Nacht vergessen.

Kaum jedoch war Mitternacht, erwachte er, nun zutiefst aufgeschreckt. Die gleiche Maus, ein welkes Blatt zwischen den Zähnen, war im gleichen

Traum wieder über sein Gesicht gelaufen. Am folgenden Tag war er unruhig und bedrückt. Er versah seinen Dienst nachlässig und mußte sich manchen Tadel gefallen lassen. Er fürchtete sich vor der nächsten Nacht und versuchte das Unglück zu erraten, das über ihm oder über seinen Nächsten schwebte. Lange lag er wach auf der Matte und hütete sich, die Augen zu schließen, um dem Traum zu entgehen und damit dem Unglück, das über ihm oder den Seinen lauerte. Gegen Mitternacht jedoch fielen ihm, übermüdet wie er war, die Augen zu. Und wiederum, bis gegen Morgen, lief ihm die Maus übers Gesicht. Er hörte das welke Blatt noch am Morgen rascheln, als er erwachte.

Er ging zu seinem Offizier, erzählte seinen Traum, nahm sich Urlaub und machte sich zu seinem Dorf auf, das fern in den Bergen lag, einige Tage Marsch weit. Auf der Wanderung des ersten Tages begegnete ihm nichts Besonderes, und er war schon geneigt, sich zu beruhigen. Durst hatte er und Hunger, aber in der Nacht, da er auf einem Baum am Rand des Dschungels kampierte, begegnete ihm die Maus nicht mehr. Er lebte auf, sang auch schon wieder, um der Langeweile des ewigen Marschierens zu entgehen. Am nächsten Abend, nicht mehr fern seinem Dorf, sah er am Wegrand, unter einem mächtigen Baum einen uralten Mann, der schlief. Über dem Alten, der einen langen Schnurrbart und große Reißzähne hatte, hing in einem Ast ein abgehauener großer Tigerfuß. Er schauerte zusammen, aber jung und auch mutig, wie er für gewöhnlich war, kletterte er hinauf und stahl den Tigerfuß. Er versteckte ihn in einem Gebüsch und legte sich nahebei auf die Lauer und wartete auf das, was nun kommen würde. Er wartete und wartete, und kurz vor der Dämmerung erwachte der Alte. Er reckte sich, er streckte sich, strich den unbändigen Schnurrbart glatt, gähnte einmal so laut, daß es durch alle Büsche rauschte, und sah dann in den Baum hinauf. Als er den Tigerfuß nicht mehr erblickte, brüllte er auf wie ein Tiger, der von einer Lanze getroffen ist. Aber seinen Tigerfuß fand er nicht mehr. Geruhsam sah der junge Mann zu, da er nun sicher war, Macht über den Alten, über den Tod zu haben, denn ohne Tigerklaue war der Tod ohnmächtiger als ein Kind.

Der Alte jammerte vor sich hin, wie es Greise tun, bis er den jungen Mann sah. Flehentlich jammernd sagte er: „Hör, junger Mann, hübsch bist du, jung bist du...“ Dann schwieg er, überlegte und fuhr fort: „Einen Tiger habe ich getötet in den letzten Tagen. Die Klaue hing ich, ehe ich schlief, in den Baum. Zufälligerweise hast du sie nicht gesehen?“

Der junge Mann verneinte. Er war nun ganz ruhig. Stärker war er als der Alte, und stärker war er als der Tod.

Der Alte ließ sich neben ihm nieder und sagte: „Die Klaue ist von einem ganz besonderen Tiger... nun, ich meine...“ Er begann zu stottern, da er

glaubte, ohne irgend ein Opfer bringen zu müssen, die Klaue von dem jungen Menschen erhalten zu können. „Ich würde schon etwas zahlen“, sagte er zuletzt, „oder dir einen besonderen Wunsch erfüllen.“

Der junge Mensch überlegte gründlich, und seine Gabe, zu überlegen, ehe er unüberlegt handelte, sollte ihn später noch weit bringen. „Man müßte suchen“, meinte er, „und den Tigerfuß zu finden, wenn ein guter Wunsch erfüllt werden kann, sollte nicht gar schwer fallen.“

„Reichtümer... alle Reichtümer, alles, was du willst, kann ich dir geben.“

„Auch ein Unglück abwenden?“

„Ein Unglück abwenden?“

Und der junge Mann erzählte, was ihm geschehen war, und daß er sich auf dem Weg in die Heimat befände, in das nächste Dorf sozusagen, wo sein alter Vater lebe und die ganze Familie, und er befürchte, daß irgend etwas geschehen sei oder ein Unheil auf sie harre.

„Und der Name deines Vaters?“ fragte der Tigertod.

Der junge Mann nannte ihn, und der Alte griff in seine Tasche und holte das Totenbuch heraus und blätterte und blätterte und sagte zuletzt, mit seinen Krallen auf einen Namen zeigend: „Ja, hier steht der Name deines Vaters, hier, vorgemerkt für die nächste Nacht.“

Der junge Mann erbleichte.

Der Alte fuhr fort: „Ich bin beauftragt, ihn in der nächsten Nacht zu holen. Kein Schloß wird helfen, keine Waffe, kein Gebet.“

Der junge Mann sagte: „Und wenn ich den Tigerfuß finde?“

Der Alte sagte: „Hole ihn, es soll dein Schade nicht sein.“

Der Junge eilte, brachte den Tigerfuß, hielt ihn aber fest in der Hand und fragte: „Und?“

Der Alte sagte: „Bringen muß ich Blut, rotes Blut. Sorge, daß sich dein Vater hinlegt nach dem Gebet zu den Ahnen. Ehe er noch die Augen geschlossen hat, soll er sich wieder erheben, und ihr sollt ein Schwein statt seiner auf die Pritsche legen, zurechtgemacht mit den Kleidern deines Vaters.“

„Und dann?“

„Versteckt den Vater, tief in der Erde, daß er dem Tigertod nicht in den Weg kommt.“

„Und?“

„Alles andere soll meine Sache sein“, sagte der Alte und griff nach dem Tigerfuß, und der junge Mann ließ ihn ihm. Ohne noch viel zu fragen, ging er weiter und kam auch noch vor Dunkelheit ins Dorf. Verwundert wie alle waren, begannen sie ihn zu fragen, aber er schickte alle Frauen und Kinder aus der Hütte und eröffnete sich seinem Vater. Alles wurde von ihnen nun

so hergerichtet, wie es ihm der Tigertod aufgetragen hatte, ein Schwein wurde beschafft und angekleidet mit irgendwelchen Lumpen, tief unter der Hütte eine Grube gegraben für den Alten. Nachdem er zu den Ahnen gebetet hatte, legte er sich auf die Pritsche, stand dann aber wieder auf und fesselte nun das Schwein an die Pritsche.

Der junge Mann aber legte sich auf die Lauer im Garten, zuhächst in den Ästen eines mächtigen Baumes. Die Stunden vor Mitternacht verrannen langsam, im Dorf wurde es still und dunkel, und kurz vor Mitternacht hörte der junge Mann vom Dschungel her ein heiseres Tigergebrüll, das sich näherte, und dann sah er den Schatten eines mächtigen, dreibeinigen Tigers heranzuschlen. Ehe er sich noch versehen konnte, war der Tiger an die Tür gekommen, hatte sie mit einem mächtigen Schlag geöffnet und war mit dem Schwein in den Krallen in den Dschungel davongehetzt.

Nach Stunden stieg der junge Mann vom Baum, holte den Vater aus dem Versteck, und es wurde nicht nur einen Tag gefeiert. Und der Vater lebte noch Jahre und Jahre, wurde älter und älter, so daß zuletzt das Dorf von ihm sagte, der Tigertod habe ihn vergessen.

Die Mimose

Im alten Vietnam gab es viele, viele schöne Mädchen. Auch heute noch sind die Mädchen des Deltas und der Berge berühmt wegen ihrer Zierlichkeit und Sanftheit.

Zu jener früheren Zeit war Thi-Trinh aber die Schönste von allen. In einem kleinen zarten Gesicht hatte sie große dunkle Augen, die in ihrem Schmelz den seltenen schwarzen Perlen glichen, und sie verbarg sie oft hinter langen, schwarzen Wimpern, um nicht alles sehen zu müssen, was sich an Schlechtigkeit und Schmutz um sie herum befand. Nur das Schönste in der Welt wollte sie sehen, das Sauberste um sich haben, und Gemeinheit und Niedertracht waren ihr unbekannt.

Thi-Trinh war die Tochter eines armen Fischers im Delta. Jeden Tag sah man sie durchs Dorf gehen, die Traglast auf der Schulter, und ging sie nicht, die Fische, die ihr Vater gefangen, auf dem Markt zu verkaufen, so schaffte sie Wasser herbei.

Während aber all ihre Freundinnen, die kleinen Mädchen, schritten sie durchs Dorf, kokett mit Blicken um sich warfen, da nach einem hübschen Burschen, dort nach einem kräftigen Büffelhirten oder einem Fischer, der wie der Fluß roch, trippelte Thi-Trinh mit gesenkten Augen über die Pfade, nur ja bedacht, nicht ihre kleinen Füßchen zu beschmutzen und keinem Anlaß zu geben, sich ihr zu nähern. Sauber blieb sie so, an ihren zierlichen

hübschen Füßchen, an ihren Kleidern und auch in ihrem Herzen. Obwohl sie also kaum etwas von der Welt sah, bemerkte und betrachtete man sie um so mehr. Manch einer der jungen Männer fand sie nach seinem Geschmack, und mehr als einer hätte ihr gern die Betelnuß und die Arekaf Frucht angeboten. Man warb um sie bei ihrem Vater. Der aber liebte sie und war nicht bereit, sie herzugeben. So blieb Thi-Trinh lange Zeit Jungfrau.

Unter all den Bewerbern, unter den armen Bauernsöhnen und den Fischern und auch unter den reichen Söhnen von Gutsbesitzern und Mandarinen war der stürmischste, der ausdauerndste, aber auch der dreisteste Binh, der Sohn eines Mandarinen, Chef einer Provinz. Allgemein nannte man ihn nicht Binh, sondern Xinh, was der „Elegante“ besagen wollte. Als er Thi-Trinh zum erstenmal bei einem Streifzug durchs Land, der ihn auch zufällig ins Dorf geführt hatte, erblickte, war er überrascht von der Schönheit des Mädchens, von der Zierlichkeit ihres Schrittes, dem Wiegen ihrer Hüften unter der Laststange, von der Sauberkeit und dem Schmelz ihrer Haut. Und dies alles bei einem Bauernmädchen? Unmöglich! Die Götter mußten ihre Hand im Spiel haben. Öfter nun strich er im Dorf umher, stellte sich da oder dort hin, wo er annahm, Thi-Trinh müsse vorübergehen, erkundigte sich nach ihr, machte ihr schöne Augen, da er annahm, nicht anders sei sie als die anderen Dorfmadchen. Kam ein Mandarinensohn daher, kostete es kaum Mühe, ein armes Mädchen zu gewinnen, und gab sie sich nicht freiwillig, nun, wozu war man der Sohn des Chefs der Provinz. Mit Geld und Gewalt war sie sicher zu bekommen. Aber hier, bei dieser Fischerstochter, die schöner war als alles, was er bisher gesehen, verfangen nicht schöne Augen, nicht Händewinken, keine Duftsalbe und auch kein Anzug aus Brokat. Sie ging an ihm vorüber, als sei er ein Baum am Weg, ein abgestorbener natürlich, denn an einem blühenden kann man sich immer noch erfreuen. Gewalt anwenden? Seltsamerweise wollte er dieses eine Mal, da er gefangen war mit Herz und Seele, nicht den Sohn seines Vaters spielen.

Eine ganze Weile ging es so, aber weiter kam er nicht mit Thi-Trinh. Er verzehrte sich nach ihr, und man sagte von ihm, Herzeleid um die schöne Thi-Trinh habe ihn mager gemacht und seine Seele krank. Er hatte verstehen gelernt, daß er sie so, schmachkend und auf sie an jeder Ecke lauernd, nicht gewinnen könne.

Er sann über einen anderen Weg nach. Dabei mußte er aber feststellen, daß Thi-Trinh nicht nur schön, sondern auch klug und dem Verstand eines Mandarinensohnes gewachsen war.

Als er ihr am nächsten Tag, in der Dämmerung schon, wieder begegnete, stellte er sich ihr in den Weg.

„Guten Abend, schönes Mädchen“, sagte er, und er versuchte, seiner

Stimme alle Höflichkeit und auch viel Mitleid mitzugeben, „die Last auf den Schultern, die Körbe mit Fischen, sind sie nicht für dich zu schwer?“

Und mit Bewunderung und viel Schmeichelei sprach er von ihrer Schönheit, von ihrem reinen Ruf, von all dem, was ein Mädchen besitzt, will man um es werben.

Thi-Trinh aber, als er einen Augenblick, atemschöpfend und seinen Erfolg erwartend, eingeklinkt hatte, sagte: „Meine Schultern sind gewöhnt, jede Last zu tragen.“ Nicht einmal an sah sie ihn dabei.

Xinh, der Mandarinensohn, gab es aber noch nicht auf. Beschwörend sagte er: „Viel zu jung bist du, viel zu schön, um unter den Fischerkörben oder den anderen Lasten zu verkümmern. Häßlich wirst du sein, bald, und nicht einer mehr wird dich ansehen, geschweige dich unter seinem Moskitonetz haben wollen.“

„Schön oder häßlich“, entgegnete Thi-Trinh, unbewegt und ungerührt, „ich muß arbeiten, da mein Vater arm ist.“

„Arm?“ rief der Mandarinensohn, „arm dein Vater mit solch einem Schatz? Viele junge Männer kenne ich, die deinem Vater Geld geben würden, wenn er gestatten würde, daß sie dich heiraten dürfen.“

Thi-Trinhs Gesicht blieb wie Holz. Sie sagte: „Mein Vater wird entscheiden, wie er es für richtig hält. Lassen Sie mich vorbei. Es ist spät. Mein Vater wartet.“

Xinh, allein geblieben auf dem Dorfweg, im Dunkeln, dachte: Ein eigenartiges Mädchen. Stolz wie eine Prinzessin.

Und sein Herz brannte, und seine Liebe kühlte auch nicht, als er Tag um Tag, am Abend und am Morgen, immer wieder auf Thi-Trinh wartete. Sie ging unter ihrer Last vorüber, gleichmütig, als sehe sie ihn nicht, obwohl sie ihn bescheiden, aber sehr zurückhaltend begrüßte. Nicht seine Blicke sah sie, nicht seine Gesten der Verliebtheit und auch nicht den Gram in seinen Augen. War er je so behandelt worden von einem Dorfmadchen, er, der Mandarinensohn? Nie! Er hätte es aller Welt versichern können. Jedes Moskitonetz stand ihm bereit, jedes kokette Lachen in allen Hütten, wenn er es hätte wollen.

Er beschloß eines Tages zu handeln. Er lauerte ihr auf wie ein Straßenräuber an einem schmalen Weg, am Rand eines tiefen Tümpels.

Als Thi-Trinh, ihre Last auf der Schulter, an ihm vorbei wollte, gab er den Weg nicht frei. Thi-Trinh blickte auf den Tümpel, als sei sie bereit, sich hineinzustürzen.

Xinh, der Mandarinensohn, sah ihr in die Augen.

„Warum hast du Angst“, sagte er und vermochte den Hohn in seiner Stimme nicht ganz zu unterdrücken. Er begann zu schäkern: „Du kleine Wilde, du hast doch nicht Angst vor mir?“

Thi-Trinh bemühte sich, fest zu bleiben; ohne Angst zu zeigen, sagte sie: „Exzellenz, Angst, vor Euch? Ich muß Euch respektieren und die Schranken einhalten, die mir gesetzt sind.“

„Behandelst du alle Männer so?“ fragte er bitter.

„Wie denn anders?“ gab sie zurück, „verwegene Hände sind genau so schmutzig wie der Schlamm am Wege. Und wer könnte denn Schlamm lieben?“

Er gab ihr, stumm und niedergeschlagen, den Weg frei.

Nun aber, da er sie nur noch heimlich betrachten konnte, in irgendeinem Gesträuch auf sie wartend, wich der Schlaf von seinen Lidern. Nächstelang wälzte er sich auf seinem Lager, bis die Sterne blaß wurden. Fiel er aber in einen unruhigen Schlummer, erschien ihm im Traum, spöttisch und unnahbar, das liebevolle Gesicht Thi-Trinh. Er aß nicht mehr, wurde mager, empfand keine Freude mehr, sich gute Kleider anzuziehen und sich salben zu lassen mit allen Düften der wilden Wälder. So lief er einher wie ein schmutziger Bettler.

Sein Vater, der Mandarin, sah wohl den kläglichen Zustand seines Sohnes und zergrübelte sich den Kopf über die Ursache. Es sei wohl Zeit, ihn zu verheiraten, fand er zuletzt und entschied, ihm eine Frau zu geben.

Xinh, gleichgültig gegenüber der Welt, ließ alles mit sich geschehen. Mit großem Pomp wurde er an eine seiner Cousinen verheiratet. Nie aber hörte er auf, an Thi-Trinh zu denken, weder bei Tag noch bei Nacht, wenn er unter dem Moskitonetz bei seiner Frau lag. Er versteckte aber seine Leidenschaft, da er die Eifersucht seiner Frau nicht wecken wollte. Wie gern aber hätte er diese pompöse Dame mit dem teuersten Schmuck und den seidenen Kleidern gegen das arme Fischermädchen eingetauscht. Wäre Thi-Trinh nicht von einer solch niederen Herkunft gewesen, hätte er sie zu seiner Nebenfrau machen können. So aber ging das nicht. Und sie heimlich zu lieben, ihr seine Zärtlichkeit versteckt zu bringen, dazu ließ sie sich sicher nicht herbei. Dazu war sie zu stolz.

In jenem Jahr war der Frühling besonders schön. Die Regenzeit hatte die Erde erfrischt, und allenthalben sproßte das junge Grün, wilde Blumen und Bambus und Lianen. Und in dieser Zeit ist die Liebe, die Göttin mit den fünf Pfeilen, am mächtigsten; niemand vermag ihr zu widerstehen.

Xinh irrte wie immer unruhig durch die Gegend und befand sich eines Morgens in der Nähe des Häuschens von Thi-Trinh. Plötzlich hörte er Gesang, und um die Wegbiegung kam Thi-Trinh. Als sie ihn erblickte, wollte sie weglaufen, aber er, überwältigt von seiner Leidenschaft, riß sie an sich und drückte sie in seine Arme.

Thi-Trinh wurde rot und bleich, sie wankte und glitt bewußtlos zu Boden, atmete noch einmal und schloß dann ihre Augen. Xinh, vor Schmerz und

Liebe fast von Sinnen, warf sich neben die Tote, preßte seine Lippen auf die ihren und spürte plötzlich, daß sein Mund eine zarte Blüte berührte, wie er nie eine gesehen, und die sich unter seinem wilden Atem schloß.

Thi-Trinh war tot, aber man sagt, daß in jenem Augenblick die Mimose auf die Erde kam.

Frauentugend

Zu jener Zeit bewohnte ein reiches Ehepaar ein gut verschlossenes Haus, hinter dem sich ein großer Garten mit reich tragenden Obstbäumen aller Sorten befand, Orangen, Zitronen, Arekanüsse und Kaki und Arten, deren Namen uns unbekannt sind. Auch eine Quelle von reinstem Wasser und ein Teich, in dem sich der Himmel spiegelte, waren dort.

Das Ehepaar hatte außer einer Tochter keine Nachkommenschaft. Diese Tochter aber war schön, von zierlicher Gestalt. Sie liebten sie über alles.

Schön und reich also, wie das Mädchen war, fand es viele Bewerber. Zuerst stellten sich der Ly-Truong und die Mandarine einiger Bezirke vor; Tri-Huyen, die Richter und die Ti-phu fanden nicht im ersten Augenblick heraus, was begehrenswerter an ihr schien, ihre Schönheit oder ihr Reichtum, aber sie waren bereit, beides in ihr Haus zu führen. Das Mädchen jedoch mochte keinen von ihnen heiraten, da sie nicht ihr Leben als Dienstmagd fremder Männer vertun wollte. Sie mochte auch nicht die mächtigen Mandarinen, die Bo-chang, die An-sat, die Tong-doc.

Die Eltern waren untröstlich in ihrem Leid. Aber ihrer Tochter einen Mann aufzwingen, hätten sie nicht vermocht. Sie liebten sie allzusehr.

Das junge, schöne Mädchen hatte die Gewohnheit, jeden Morgen in der Quelle des Gartens zu baden und auch ein wenig im Spiegel des Teiches ihre Schönheit zu bewundern und ihren Träumen nachzuhängen. Eines Tages nun geschah es, daß ein junger Student in einer fernen Stadt, der schon Jahre und Jahre seine Eltern nicht mehr gesehen hatte, seine Sehnsucht nach ihnen nicht mehr unterdrücken konnte und sich auf den Heimweg machte. Auf seiner Rückreise geriet er an einem Abend, völlig erschöpft, ausgehungert und mit zerrissenen Kleidern, vor das Haus des alten Ehepaares. So mitgenommen, einem Vagabunden ähnlich, wagte er nicht, in einem solch stattlichen Haus um Gastfreundschaft zu bitten. Am Ende seiner Kräfte aber, nicht mehr fähig weiterzugehen, trat er in den Garten und kletterte auf einen mächtigen Baum, um in der Höhe, wohlgeborgen in den Zweigen, zu übernachten.

Wie gewöhnlich kam das Mädchen bei Sonnenaufgang an ihre Quelle, entkleidete sich und stieg in das Wasser, plantschte und spielte wie ein Mädchen, das sich mit sich selbst allein glaubt. Atemholend nach einer

Weile blickte es hoch und gewahrte in den Zweigen den jungen Studenten, den seine Tolpatschigkeit hatte unvorsichtig werden lassen. Sie gewahrte die Neugierde in seinen Augen und stürzte zu ihren Kleidern.

Angekleidet und sicherer nun rief sie hinauf: „Was tust du dort? Der Garten gehört uns. Mach dich fort oder ...“ Sie schwieg und dachte nach und rief dann hinauf: „Komm herunter!“

Der junge Mann stieg vom Baum, sah die Augen des Mädchens, und sie waren wie die Quelle, und er sah ihre Hände, und die waren wie aus uraltem Elfenbein geschnitzt, und er sah ihre Gestalt, und sie schien ihm wie die der Göttin Oiva, von der er in der Stadt gehört hatte.

Das junge Mädchen fragte: „Wo kommst du her?“

Der junge Student erzählte, und während das Mädchen ihm zuhörte, ließ sie sich nieder, und auch er ließ sich nieder, und so sahen sie sich in die Augen. Von der Stadt erzählte der junge Student, und wie er Sehnsucht gehabt habe nach den Eltern und wie er, da er arm sei, ohne Diener und Büffel habe reisen müssen, über viele Flüsse, durch viele Dschungel, und ausgehungert und müde hier am Garten angekommen sei.

Das junge Mädchen, das dem jungen Mann immer noch in die Augen schaute, erzählte nun von sich: Wie reich ihre Eltern seien, und wie gepflegt man sie habe und ihr allen Willen gelassen.

Und sie fuhr fort, und der junge Mann sah, wie ihre Wangen sich färbten: „Und viele Männer haben um mich geworben: Tri-Huyen und Mandarine und viele andere wichtige Männer, aber ich wollte keinen zum Mann. Und meine Eltern zwangen mich auch nicht. Nun aber ...“ Und sie stotterte ein wenig und sah ihm auch zum erstenmal nicht in die Augen, sondern sah zu Boden und auf ihre aufgeregten Hände: „Du mußt mich heiraten.“

Der junge Mann erschrak zutiefst. Er wehrte ab und sagte: „Dich? ... Ich? ... Wer bin ich vor dir? Arm bin ich, habe nichts als meine zerrissenen Kleider und zerschorfte Füße und zerschorfte Hände, und du ...“ Und er pries ihre Augen, lobte ihren Mund, sprach von ihrer zierlichen Gestalt und davon, daß sie sei wie eine Göttin. Unmöglich, um ihre Hand anzuhalten.

Das junge Mädchen aber sagte: „Du hast mich so gesehen, wie nur der eigene Mann die Frau sehen soll. Du mußt mich heiraten.“

Der junge Mann ergab sich in sein Schicksal, das ihn nicht gar schrecklich dünkte.

Das Mädchen nahm ihn so wie er war, mit zu ihren Eltern, die dann auch, aus Liebe zu ihrer Tochter, in die Hochzeit willigten. Alle Geschenke, die ein junger, reicher Mann seiner zukünftigen Frau am Hochzeitstag darbringen muß, kauften sie für ihn, und er überreichte sie dem Mädchen. Schweine wurden geschlachtet, und Geflügel aller Art und Fische aus dem Weißen Fluß und solche aus dem Schwatzen Fluß und aus dem Meer hatte

man kommen lassen und das Fest so vorbereitet, daß man hätte annehmen können, ein reicher Prinz heirate eine Königstochter. Sie liebten sich sehr, das Mädchen und der junge Mann.

Nach kaum einem Monat brachen im Land Unruhen aus. Das Volk konnte all die Plagen, die König und Mandarine über sie verhängt hatten, nicht mehr ertragen und rottete sich zusammen und marschierte auf die Hauptstadt zu. Der König, in Schrecken und Furcht vor dem Volk, ließ alle jungen Männer in der Umgegend mit Gewalt zusammentreiben, um in aller Eile eine Festung zu bauen, die unüberwindbar sein sollte. Auch der junge Mann wurde eingefangen. Seine Frau weinte sehr, aber was half das gegenüber der Gewalt des Königs.

Nahe bei der Hauptstadt, auf einem ungeheuer großen Berg sollte die Festung für den König und die Mandarine und den Hofstaat und für die Frauen des Königs gebaut werden. Mauern wurden aufeinander getürmt, Berge von Erde abgetragen und wieder aufgeschüttet, Schießscharten gemauert und Türme, von denen aus man das ganze Land übersehen konnte. Der junge Student, nicht gewöhnt an solch harte Arbeit, brach unter der Last zusammen und starb. Man verscharrt ihn nah bei dem Arbeitsplatz, man schüttete keinen Grabhügel auf, nichts erinnerte daran, daß hier ein Mensch begraben worden war. Viele junge Männer starben, wurden verscharrt und blieben ohne Grabhügel.

Als die Arbeit an der Festung beendet war, kehrten die anderen Männer aus dem Dorf in die Heimat zurück. Sie berichteten der jungen Frau vom Tod ihres Mannes. Sie suchte Trost bei ihren Eltern und kam mit ihnen auf den Gedanken, die sterblichen Reste ihres Mannes zu suchen, in die Heimat zu bringen unter den großen Baum, wo sie sich kennengelernt hatten und ihm dort alle Würden zu erweisen, die ihm zukamen. Und begraben sollte er werden an der Quelle.

Die junge Frau machte sich auf den Weg. Über viele Pfade, durch Gebüsch und über Felder, an unbekannten Dörfern vorbei und über Flüsse, die breit waren, so daß man kaum das andere Ufer sehen konnte, bedroht von Tigern, Panther und anderem wilden Getier, kam sie vor die Festung. Müde wohl, hungrig und verzehrt von den Gedanken an ihren toten Mann, ging sie daran, den Leichnam ihres Mannes zu suchen. Sie scheute sich nicht, die Erde aufzukratzen, sie fürchtete nicht den Schrei der wilden Tiere, die nachts um die vielen Gräber der toten Unterdrückten schlichen, sie scheute nicht den Anblick der Gebeine, die sie ausgraben mußte, um den Leichnam ihres Mannes zu finden. Nach Tagen, in denen die Sonne auf sie niederbrannte oder Regen sie überschüttete, nach vielen Nächten, in denen sie einsam bei den Gräbern gelagert und nachdem sie vielerlei Menschengeschehnisse ausgegraben und geprüft hatte, fand sie endlich den Leichnam ihres Mannes.

Unter der Last wankend, machte sie sich auf den Weg zur heimatlichen Quelle.

Die Götter im Himmel aber, Buddha und der heilige Konfuzius Siva und alle anderen Götter und Geister, hatten Gefallen gefunden an der Frau, an ihrem Opfermut, ihrer Treue, an ihrer ehelichen Liebe zu dem toten Mann. Es entstand ein Streit in ihrem erlauchten Kreis, da einer der Götter, ein niederer Geist, ein böser, häßlicher, der Meinung war, keine Frau könne es geben, keine aus Fleisch und Blut, die so sei auf immer, wie diese Frau. Die Götter beschlossen, die Frau zu prüfen.

Sie war mittlerweile während vieler Tage gewandert, über Wege, Flüsse, über Felder und durch Gebüsch, und der Weg war schwerer gewesen als der, den sie gegangen, als sie aus der Heimat kam.

Ihre Last drückte sie, ihre Trauer warf sie fast zu Boden. Tiergeschrei aus dem wilden Busch erschreckte sie, aus Dörfern, durch die sie mit ihrer Last kam, wurde sie verjagt.

So mußte sie eines Tages, tief im Gebirge, einen Wildbach überqueren, dessen Wasser ihr bis zu den Knien reichte. Plötzlich erblickte sie vor sich, zum Greifen nahe, auf dem Wasser schwimmend, eine schöne rotwildleuchtende Blume, eine Götterblume. Sie bückte sich, griff nach ihr, aber sie glitt auf den Wellen davon. Die junge Frau, die Last des toten Mannes auf den Schultern, watete ihr nach, diese jedoch, vom Strom mitgetragen, schoß davon. Die junge Frau, besessen von der Schönheit der Blume, gierig, sie zu besitzen, warf plötzlich die Last des toten Mannes, als sie ihr hinderlich wurde, hinter sich und watete der Blume nach. Aber diese war plötzlich wie vom Bach verschluckt und wurde von der jungen Frau nicht mehr gefunden.

Als sie zurückkehrte an den Platz, wo sie den Leichnam ihres Mannes hinter sich geworfen hatte, war auch dieser für immer untergegangen. Alles Suchen nützte nichts. Sie kam nach Hause, zerstört von ihrer Trauer und ihren Selbstvorwürfen, und soll nach einiger Zeit an Herzeleid gestorben sein.

Die Unsterblichen aber sahen, daß man die Tugend einer Frau, sei sie auch noch so groß, und auch ihre Treue, sei sie auch stärker als Eisen, nicht versuchen soll.

Der Schatten an der Wand

Zu jener vergangenen Zeit wurde das Land mit Krieg überzogen. Ein junges Ehepaar in einem Reisdorf, glücklich miteinander und in Erwartung eines Kindes, wurde auseinandergerissen. Der Mann, jung und gut gewachsen und eine Augenweide für jeden, der ihn sah, wurde eingezogen, und mit

der Armee mußte er marschieren in das Land, das man erreicht, wenn man sieben Flüsse überschritten hat.

Die Frau blieb allein. Arm und hungrig war ihr Leben ohne Ernährer. Nach einigen Monaten gebar sie einen Jungen. Von ihrem Mann aber hörte sie nichts mehr, weder nach einem Monat noch nach einem Jahr.

Das Kind wurde größer. Es fing an zu laufen und zu sprechen, und der Frau wurde es wieder wärmer ums Herz. Sie sorgte sich tagsüber, sie sorgte sich am Abend, sie sorgte sich bei Tag und bei Nacht. Oft saß sie abends mit ihrem Kleinen, immer in Gedanken an den Mann, von dem sie nie mehr etwas gehört hatte, und erzählte ihm im Dunkeln Geschichten. Auch Geschichten von ihrem Mann, dem Vater, erzählte sie. Wie groß er sei und stark und klug, und wie er unermüdlich gesorgt habe für sie.

An solch einem Abend, in der dämmrigen, schwülen Hütte, wurden sie plötzlich von einem wilden Gewitter überrascht. Es donnerte über den fernen Bergen, es blitzte über dem Fluß, und die Palmen bogen sich im Wind bis auf die Hüttendächer. Das Kind schrie auf. Der Sturm heulte im Strohdach. Das Kind schlang die Ärmchen um den Hals der Mutter und schrie: „Der Himmel . . . der Himmel fällt herunter!“

Auch die Mutter fürchtete sich und wußte sich nicht anders zu helfen, als einen Docht anzuzünden, der vollgetränkt war mit Kokosöl. Als es in der Hütte hell wurde, beruhigte sich das Kind. Plötzlich sah die Frau ihren eigenen Schatten an der Wand. Auch das Kind sah den grauen großen Fleck, der hin und her huschte, dann wieder stehenblieb und sich zu ihm niederbeugte. Angst befiel wiederum das Kind und es schrie auf. Die Mutter aber, in Sorge um den Kleinen, beruhigte ihn und sagte: „Hab keine Furcht, mein Kleiner. Das ist kein Fremder, der uns Übles will. Das ist dein Vater, der über dir wacht.“

Mit freudig aufblitzenden Augen sah das Kind auf den Schatten an der Wand. Das Gewitter beruhigte sich, die Luft wurde kühler, und draußen rauschte die Nacht im nahen Busch. Stillgeworden endlich schlief das Kind ein mit einem Lächeln auf den Lippen, wie es die Mutter bis dahin nie gesehen hatte.

Am nächsten Abend, kurz bevor das Kind ins Bett gehen sollte, sagte es: „Und heute? Kommt heute der Vater nicht?“

Die Mutter lächelte glücklich und stellte sich so vor die Dochtlampe, daß ihr Schatten auf die Wand fiel. Sie hob die Finger, und sie wurden zu zwei Hasenohren, und verschränkte sie, daß der Handschatten einem Entenschnabel ähnlich sah, und endlich rundete sie die Arme, und der Knabe glaubte, der Vater habe ein kleines Schweinchen im Arm. Zuletzt sagte die Mutter: „Stell dich jetzt schön vor den Vater und sage ihm ‚Guten Abend‘, und dann verbeuge dich und sage ‚Gute Nacht‘, und dann gehen wir schlafen.“

So gewöhnten sich die Mutter und auch das Kind an das Schattenspiel, und an jedem Abend, ehe es ins Bett ging, verbeugte es sich und sagte: „Gute Nacht, mein Vater.“ Nachdem das Kind schlief, blieb die Frau mit ihrem Schatten allein, dachte an ihren fernen Mann und daran, daß es wohl hoffnungslos sei, auf ihn zu warten.

So vergingen wiederum Monate. Der Knabe wuchs heran. Die Frau wurde trauriger und trauriger, als aber ihr Herz schon wie Stein war vor Leid, stand eines Tages der Mann in der Tür der Hütte.

Vor freudiger Überraschung stand sie steif und leblos, und ein Gefühl war in ihr, als sinke sie in einem tollen Taumel zu Boden. Sie wagte nicht, ihn zu betrachten, hielt die Augen gesenkt, sah aber das Gesicht ihres Mannes vor sich: Mager, ausgemergelt, mit großen, fiebrig glänzenden Augen, in denen alles Alleinsein des Soldatenlebens zu sehen war. Ihr Herz weinte vor Freude und vor Schmerz. Ihr Mann kam auf sie zu, stand nah bei ihr, und er sah eine Träne in den Mundwinkel rinnen. Er fuhr ihr mit den Fingern über die Lippen und sagte: „Es wird keine Tränen mehr geben.“

Ein Lächeln erblühte auf ihrem Gesicht. Sie lehnte in seinem Arm und sagte: „Wir müssen den Ahnen ein Opfer bringen, um ihnen zu danken für deine Heimkehr. Ich werde schnell gehen, um alles einzukaufen.“

Als der Vater mit dem Sohn allein war, nahm er ihn in die Arme und betrachtete das Gesicht, erlöst von der Einsamkeit. Er sah seine eigenen Lippen, seine eigenen Augen, und in den kleinen Händchen des Kindes erkannte er seine großen mächtigen Fäuste wieder. Er warf den Jungen hoch bis unter die Hüttendecke, daß auf dem Dach das Bambuslaub raschelte, er rollte sich mit dem Kleinen über den Boden vor Ausgelassenheit, und der Knabe, nie solch wilde Spiele gewöhnt, jauchzte vor Freude. Sie waren sich nah, der große fremde Mann und das Kind, das nie in der Hütte einen Mann gesehen hatte. Zuletzt sagte er, indem er den Knaben ganz fest an sich drückte: „Sage zu mir: mein Vater!“

Der Knabe sah zuerst erstaunt, dann ängstlich drein und schwieg. Der Mann verlangte wiederum: „Ich war weit fort. Ich bin dein Vater, und du mußt zu mir Vater sagen.“

Der Knabe schüttelte den Kopf. Der Vater lächelte unsicher und sagte: „Und verbeugen mußt du dich vor mir, denn ich bin dein Vater.“

Aber der Knabe schüttelte den Kopf und sagte: „Du bist nicht mein Vater.“ Er zeigte auf die Wand und sagte: „Dort steht jeden Abend mein Vater, und er zeigt mir Häschen und Schweinchen und Enten, die er im Arm hält, und ich verbeuge mich vor ihm und sage: ‚Guten Abend, mein Vater!‘ Und wenn ich dann ins Bett gehe, verbeuge ich mich wieder und sage: ‚Gute Nacht, mein Vater!‘ Und die Mutter sitzt dann mit meinem Vater noch lange zusammen.“

Als die Frau zurückkam vom Markt, den Tragkorb voll Gemüse und Reis und zarten Hühnchen, saß der Mann brütend in einer Ecke der Hütte und der Knabe mit großen, vor Schreck erstarrten Augen in der anderen Ecke. Sie stellte den Tragkorb ab und ging zu ihrem Mann und sagte: „Was ist dir?“

Nur die bleichen Lippen des Mannes verzerrten sich, sonst blieb sein Gesicht steinern. Der Knabe schlich aus der Hütte. Die Frau lehnte sich an den Mann, wollte seinen Kopf zu sich hochziehen, aber er stieß sie von sich.

Die Frau, kaum noch fähig, sich aufrecht zu halten, fragte: „Was ist geschehen?“

Steinern antwortete der Mann mit einer rauen klirrenden Soldatenstimme: „Schweig! Bereite das Opfer.“

Die Frau kochte den Reis, sie machte das Huhn gar, sie hantierte unter den feindseligen Blicken des Mannes am Herd und am Tisch. In seinem Schweigen bereitete sie alles am Hausaltar für das Opfer vor, und von ihren Lippen kam kein Ton, nicht des Schmerzes, nicht der Liebe. Sie bewegte sich wie eine Holzpuppe, und als sie beide sich immer wieder vor den Ahnen verbeugten, schien es ihr, als vermöchte sie nie mehr von den Knien aufzustehen.

Zuletzt, als sie ihr Opfer beendet hatten, stellte sie das Essen, den dampfenden Reis und die duftenden Hühnchen auf den Tisch. Aber der Mann verharrte stehend an der Wand, da, wo immer der Schatten in den früheren Abenden gewesen war. Die Eß-Stäbchen blieben unberührt. Die Frau hockte am Boden, starrte in den dampfenden Reis, starrte auf die Tischplatte, die vor ihr schaukelte und schaukelte und wagte nicht zu fragen. So, in der Stille der beiden zornigen Herzen, verging eine Weile. Plötzlich aber sprang der Mann an den Tisch, einen Bambusstecken in der Hand und schlug schweigend so lange auf die Frau ein, bis sie, ebenso schweigend, ohne einen Laut des Schmerzes neben dem Stuhl niedersank. Der Mann nahm seinen Soldatensack und verließ die Hütte und mietete sich am Rand des Dorfes ein.

Lange erhielt die Frau die Hoffnung aufrecht, daß ihr Mann zu ihr zurückkehre. Aber die Wochen vergingen, der Sommer und der Herbst vergingen, und sie blieb allein. Unfähig, länger noch den Schmerz und das Leid zu ertragen, warf sie sich an einem regnerischen Winterabend in den Fluß.

Der Mann, als er von dem Tod seiner Frau erfuhr, ging in die Hütte und fand alles so, wie er es verlassen. Der Knabe saß weinend auf der Pritsche. Der Mann machte Feuer, stellte Reis auf, und als es dunkelte, zündete er die Dochtlampe an. Sein großer schwerer Schatten fiel auf die Wand, und der Knabe, als er den Schatten sah, sprang von der Pritsche auf und stellte

sich vor die Wand, verbeugte sich und sagte: „Oh, mein Vater! Guten Abend. Die Mutter ist nicht mehr. Du hast sie allein gelassen. Warum hast du sie allein gelassen? Nun kommt sie nie mehr wieder.“

Der Mann sank in sich zusammen. Er sah seine Schuld riesengroß vor sich wachsen, immer größer werden, wie ein Berg, der nicht abzutragen ist. Er weinte und er weinte, und der Knabe starrte hilflos auf den jammernden fremden Mann.

Nach Tagen raffte sich der Mann auf, wusch sich, ließ am Flußufer einen Altar aufstellen und betete drei Tage und drei Nächte zu den Himmlischen um Ruhe für die Unschuldigen. Die Himmlischen aber schwiegen, und auch die Frau konnten sie ihm nicht mehr zurückgeben. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als sich mit seinem Schicksal abzufinden und dem Sohn zugleich Vater und Mutter zu sein. Seine Pflicht erfüllte er so, daß man im Dorf von ihm sagte: „Er ist dem Sohn eine bessere Mutter, als er ihm je ein Vater gewesen ist.“

DER PATRIOTISCHE BIGAMIST

*Atmet ein Mensch, des ‚Seel‘ so tot,
Daß nie sich selbst er hätt' gelobt:
Dies Land ist mein, mein Heimatland?
Des' Herz ihm nie im Leib gebrannt
Da heimwärts er den Schritt gewandt
Nach Wanderung an einem fremden Strand?*

Sir Walter Scott, „Des letzten Sängers Lied“

Zwei Heimatländer können ein hinderlicher Reichtum sein, in dieser Welt der Klassenkämpfe und Kriege, wo geteilte Liebe und Patriotismus oft verdächtig sind. Sogar im eigenen Herzen kann das schmerzlich sein. Zweierlei Treue – zweierlei Zukunft; wo ist der fremde Strand? Wo ist die Heimat?

Im Jahre 1947 kam ich heiter und abenteuerlustig aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland, nicht beunruhigt durch den Gedanken, daß ich meine Heimat verließ, die ich liebte – und noch heute mit unvermindertem Gefühl liebe. Ist doch alles eine Welt, dachte ich. Von dort hierher, von hier dorthin zu gelangen war nichts als eine Geldfrage. Und was war Geld? Das würde ich verdienen, ich war frei. Ich würde alle zwei Jahre auf einen Sprung nach Hause fahren.

Ich kam der Liebe wegen her, unerschrocken durch das Nachkriegsinferno, angeregt von der Aussicht auf ein Leben, in dem ich zusammen mit meinem Mann anpacken würde, „ein neues, demokratisches Deutschland aufzubauen“. So schrieb ich es auf dem Antrag an die amerikanische Besatzungsbehörde um die Einreisegenehmigung nach Berlin, und so meinte ich es auch.

Zwölf Jahre vergingen, ehe ich Amerika widersah.

In den ersten drei dieser Jahre hatte ich entsetzliches Heimweh. Es schmerzte im ganzen Körper, wie das Fieber vor einer Lähmung. Es saugte meine Kräfte auf, wie eine Blutkrankheit. In späteren Zeiten empfand ich diesen Schmerz nur dann, wenn etwas schief ging. In solchen Momenten klagte ich mein freiwilliges Exil verzweifelt an, ich wütete gegen die unsichtbaren Schranken, die mich hier festhielten. Ich schritt auf und ab, wie ein Gefangener hinter Stacheldraht, und starrte voll Neid auf die Deut-

schen, die sich, von ihrer nationalen Misere abgesehen, zumindest in ihrer Heimat befanden. Oftmals dachte ich unter Tränen an die Verse von Sir Walter Scott – er hätte sich nicht über mich beklagen können – oder an Ruth, wie sie Keats beschrieb, da sie „vor Heimweh siech und tränenüberflutet stand im fremden Feld“.

Sehr lobenswert, nicht wahr? Streng nach Vorschrift betupft Patriot auf Wanderschaft bei Ertönen der heimatlichen Nationalhymne Augen mit Schnupftuch. Bei den Weltfestspielen der Jugend in Berlin im Jahre 1951 erregte ich einiges Aufsehen, als ich anlässlich der Eröffnung des amerikanischen Programms bei den Klängen des Liedes vom Sternenbanner mit solcher Inbrunst von meinem Sitz hochsprang, daß dieser mit einem Knall zurückklappte und beinahe zersprang.

Zuerst war es einfach genug, diese tugendhafte, ungeteilte Bindung zu hegen. Ich haßte die Deutschen. Alles haßte die Deutschen. Ich haßte sie unverblümt, sachlich, unerbittlich und völlig unrealistisch. Als mein Zug in einem trüben winterlichen Nieselregen die französisch-deutsche Grenze überquerte und ich erstmalig einen deutschen Bahnhof erblickte, mit seinem Namensschild in abschreckenden gotischen Lettern beschriftet, da dachte ich: „Laßt, die ihr hier eintretet, alle Hoffnung fahren!“ Und ich lachte, bewegt von einem gewissen grimmigen Optimismus.

Inferno? Wenn schon, damit würden wir fertig werden. Wir würden das Ungeziefer, das die Faschisten hinterlassen hatten, ausrotten, wir würden den Schutt von Jahrhunderten hinwegräumen. Berlin in Trümmern? Verdammt recht geschieht ihnen, für Warschau, Rotterdam, Coventry, Lidice, Auschwitz ...

Auf der Straße startete ich, ohne Mitgefühl, meine deutschen Mitmenschen an und dachte, als ich die verschlossenen, erschöpften, apathischen Gesichter erforschte: Was hast *du* vor 1945 getan? Hast *du* ein jüdisches Kind in die Gaskammer gestoßen? Hast *du* einem Kommunisten Glied für Glied die Finger gebrochen? Oder warst du unschuldig – das heißt, hieltest dir die Ohren zu, als die SA die Wohnung nebenan demolierte? Ich hatte keine Ahnung, was in den Deutschen vorging. Ich kannte weder ihre Sprache, ihre Literatur noch ihre Geschichte, abgesehen von einigen verschwommenen, allgemeinen Begriffen: Goethe, Schiller, Marx und Engels; Bismarck, Kaiser Wilhelm, Hindenburg, Hitler; gutentag (ich dachte, das wäre ein Wort), aufwiedersehen, dankeschön. Ich wurde zornig, als ich erfuhr, daß anständigen Menschen zugemutet wurde, bei der Räumung der Trümmer mit jedem Beliebigen zusammenzuarbeiten, ungeachtet seiner Vergangenheit.

Ich entdeckte jedoch bald, daß mir diese unangenehmen Arbeitsbeziehungen erspart blieben. Mein Anteil am Aufbau des neuen, demokratischen

Deutschlands bestand im Schlangestehen vor der Bäckerei, vorm Schlächter, Gemüseladen und Rathaus Schöneberg. Einer mußte es ja tun. Meine Räumungsarbeiten bestanden aus dem Transportieren von Briketts vom Kohlenhof auf der anderen Seite der Rheinstraße hinauf in unsere Wohnung im obersten Geschoß eines Hauses in der Wilhelmshöher Straße. Wie ein Bittsteller kniete ich ewig vor einem kleinen eisernen Ofen, in dem jedes Feuer ausging, noch ehe es richtig brannte. Ich knackte noch ein kostbares Stückchen Reisig und sah trostlos dem feuchten Rauch zu, wie er aus dem verkohlenden Holz sickerte, an Stelle des erflchten, leckenden Flämmchens. Noch nie im Leben hatte ich – eine New-Yorkerin – es nötig gehabt, ein Feuer zu machen. Es wäre mir genauso gut gelungen, zwei Steine aneinander zu reiben.

Diese physischen Schwierigkeiten vermehrten sich noch durch die Westmark, die Luftbrücke und meine Schwangerschaft. Bald hatte ich einen Säugling, der meine ganze Fürsorge verlangte. Die Windeln auf der Wäscheleine froren zu steifen Brettern und mußten auf einen Stuhl vor dem Ofen zum Auftauen gestellt werden. Jede kleine Einzelheit schien Stunden zu verschlingen. Millionen deutscher Frauen lebten so wie ich, aber das brachte mich ihnen nicht näher. Meine Einsamkeit wurde immer größer.

Ich erzwang Zeit für eine einzige intellektuelle Anstrengung: jeden Abend lernte ich eine Lektion aus meinem deutschen Grammatikbuch, bis es zu Ende war. Danach las ich einen furchtbaren Schmöker in Fortsetzungen, betitelt: „Volkspolizistin Paula Schramm“, in der „Berliner Zeitung“, und avancierte von dort aus kühn und übergangslos zu Brechts „Furcht und Elend“ und Anna Seghers’ „Die Toten bleiben jung“.

Sehr allmählich begann ich auch außerhalb des Freundeskreises meines Mannes Menschen aufzuspüren, die ich als „gute Deutsche“ bezeichnete. Sobald mein Kind groß genug war, um den Kindergarten zu besuchen und ich die deutsche Sprache beherrschte, besorgte ich mir Arbeit und merkte, daß es viel mehr dieser außerordentlichen „guten Deutschen“ gab, als ich mir je hätte träumen lassen; junge, rührend ernsthafte Deutsche, oft geistreich und gelehrt, die die Vergangenheit mit einer Verachtung abgestreift hatten, die wissender war als die meinige, nach härteren Schicksalsschlägen, als ich sie je erlitt. Ich begegnete älteren Menschen, denen es gelungen war, ihre persönliche Menschenwürde die ganze Nazizeit hindurch zu wahren. Und ich kam mit zahlreichen Leuten zusammen, die unter Hitler weder gut, noch sehr schlecht gewesen waren. Diese stellten mich vor ein Rätsel. Wäre ich der liebe Gott und dies der Tag des jüngsten Gerichts, so wüßte ich nicht: schicke ich sie in den Himmel oder in die Hölle?

Wieder blieb mir die Unannehmlichkeit erspart. Ich brauchte nicht lieber Gott zu spielen. Der Koreanische Krieg begann. Meine eigenen Mitbürger –

Jungen, mit denen ich einst zur Schule ging – verübten Greuelthaten. Sie waren keine Nazis; sie stießen Kinder nicht in Gaskammern. Sie waren amerikanische Moralisten: sie warfen bakterien-infizierte Spielsachen vom Flugzeug ab, damit „kommunistische“ Kinder sie aufheben und an der Pest sterben. Zu Hause hielt man ein junges jüdisches Elternpaar als „Atomspione“ in einer Todeszelle gefangen. Nicht einmal als Thomas Mann, Albert Einstein und der Papst in Rom sich den Protesten von Millionen Menschen aus allen Erdteilen anschlossen, konnten die Rosenbergs gerettet werden. Wie groß war die Zahl der „guten Amerikaner“, die weinten, als in Sing Sing der Schalter niedergedrückt wurde? Gegenüber den guten waren die moralischen Amerikaner in der überwältigenden Mehrzahl. Sie weideten sich mit rechtschaffener Schadenfreude, rieben sich die Hände und sagten: „Erledigt“, als sich Ethel und Julius zu Giordano Bruno, der heiligen Johanna und den Hexen von Salem begaben.

Wie konnte es in meinem Lande zu so etwas kommen? Wie konnte es in Deutschland zu so etwas kommen?

Ja, wie? Ist ein rosiger Säugling in der Wiege schlecht?

Abgesehen vom Schock dieser historischen Einsicht, entdeckte ich, daß die Grenze zwischen gut und böse bei näherer Bekanntschaft verwirrend unklar wird. Warum lieben wir unsere Familien und unsere alten Freunde? Weil sie gut sind? Oder weil wir sie so gründlich kennen und weil uns tausend unsichtbare Fäden so unentwirrbar mit ihnen verbinden und uns in ihren Netzen hilflos wie Gulliver verstricken?

Machen wir uns nichts vor. Ich hatte meine adoptierte Heimat nicht wirklich adoptiert, obwohl sie mich adoptiert hatte. Es gab kein Möbelstück, keinen Gegenstand in unserer Wohnung, an dem ich hing. Keinen Grashalm, kein Flußufer, kein unschuldiges Wölkchen am Himmel, das ich nicht grollend als „fremdländisch“ betrachtet hätte. Ich glich einem Schmetterling auf einer Wäscheleine. Das war keine Blume! Ich flatterte mit den Flügeln, stets bereit, davonzufliegen.

Aber aus persönlichen Gründen konnte ich nicht fort.

Eine dumpf empfindende, lederige Schwiele bildete sich dort, wo einst die Sehnsucht nach der Heimat brannte. Ich bemerkte es ungefähr zu jener Zeit, da die Ostdeutschen in ihren Aufbaubestrebungen von der Demokratie zum Sozialismus vorgedrungen waren. Als ich an zu Hause dachte, war es wie die Erinnerung an einen Wunsch, wie ein Traum, durch ein Teleskop gesehen. Manchmal stellte ich mir vor, was ich tun würde, wenn ich endlich wieder dorthin käme. Ich würde auf irgendein großes Gebäude an einer belebten Straßenecke von Manhattan zugehen und meine Hände gegen seine graue Mauer pressen und es küssen. Ich würde den Bürgersteig entlang schreiten und jeden Zentimeter davon durch die Sohlen meiner Schuhe füh-

len, als liefe ich barfuß. Bei diesem Gedanken tat mein Herz einen kurzen Sprung, wie ein gefangener Fisch am Ende des Todeskampfs.

Mein Heimweh, das aktive wie das passive, hatte niemals etwas mit materiellen Dingen zu tun. Westberlin hatte niemals einen Reiz für mich. Ich beobachtete seine vulgären Verrenkungen im Vorzimmer der großen Welt mit der ungläubigen Verachtung des Aristokraten gegenüber dem Parvenu. Ich war privilegiert: aufgewachsen in einer echten Metropole. Im Vergleich zu New York war Westberlin ein deprimierendes Stück gemalter Szenerie in einer billigen Schaubude. Die Ecken blätterten bereits ab. Das war keine wirkliche Großstadt, sondern ein Phantasiegebilde des kalten Krieges. Es war die Enklave nicht einer Nation, sondern der imperialistischen Junto. Seine Verwaltung war nicht an erster Stelle gegenüber der eigenen verwaisten Bürgerschaft verantwortlich, sondern gegenüber NATO-Mächten, Neonazis und Verfechtern der Kriegspolitik.

Ich habe oft gedacht, nur Naive oder arme Teufel könnten von dem Talmi-Glanz Westberlins geblendet sein. In schrecklich neu aussehenden Boulevardcafés erblickt man Damen, den Kopf umhüllt von Explosionen pastellfarbenen Flaums, die falsch lächelnd nach vorne geneigt und ungeachtet ihres Alters ihren Sex feilbieten; Männer in Tweed, mit Gesichtern wie runzelige Wachsfrüchte, bemüht, beim Griff nach der Brieftasche vornehm zu wirken; auf dem Gehsteig ein endloser Zug von Presleys und Bardots in Röhrenhosen, grotesk-freudlos und selbstkonzentriert, vom Laster unbewegt, die Liebe verachtend, völlig ahnungslos, daß die ganze Pose eine Uniform ist. Niemals habe ich in New York – noch in irgendeiner anderen Stadt – eine derartige Reglementierung der Jugend gesehen. Nirgends sonst ist die Mode so extrem oder so betont und hartnäckig eine sinnliche Verlockung. In keinem anderen westlichen Land sind die Schaufenster eine so schreiende Reklame für das, was Veblen als „auffälligen Konsum“ bezeichnete und das besonders grausig im Schatten des westdeutschen Rauchpilzes erscheint.

Ich, die ich große und schöne Städte gesehen habe und einfache, anspruchslose Städte, fühle ein Unbehagen, wenn ich am Bahnhof Zoo aussteige und den Abglanz der herrschenden Unmoral in so vielen Gesichtern sehe – irregewordenen, perversen, verzweifelte[n] Gesichtern. Selbst die Apfelsinen und Bananen scheinen pornographisch aus ihren Ständen um den Bahnhof zu winken. Das gesamte Bild ist der reinste Hieronymus Bosch.

Obleich es nicht materielle Dinge waren, die ich in Ostberlin vermüßte, waren gerade die materiellen Dinge in New York so überwältigend, als ich voriges Jahr endlich zu meinem Besuch eintraf, daß ich mich kaum zu dem durchtasten konnte, was ich „zu Hause“ nenne.

Der amerikanische Lebensstandard, der hoch war, als ich vor zwölf Jah-

ren wegfuhr, hatte inzwischen einen Grad von Opulenz erreicht, der so enorm außer Verhältnis zum Bedarf stand, daß es ans Lächerliche grenzte. Das oberflächliche Glitzern schien von einer Nation leichtlebiger Menschen zu künden, die der übrigen Welt unwissend und gleichgültig gegenüberstand. Jedoch saß den Menschen ihr Wohlstand nicht so recht – oder so schien es mir. Es war, als schleppten sie ständig ein sehr schweres Gewicht hinter sich her: ihre perfekt zusammenpassende Kleidung und Zubehör; ihre phantastisch abwechslungsreiche Kost; die Ausstattung ihrer Wohnungen, wie Abbildungen in einer Zeitschrift; die Berge von Spielzeug ihrer Kinder; ihre Autos – und vor allem ihre verzehrende Sorge um den nächsten Dollar. Es waren freundliche Menschen, liebe Menschen, genau wie sie immer gewesen sind: gastlich, warmherzig, voll Spaß – doch im übertragenen Sinne waren sie kurzatmig vor überflüssigem Fett, und wörtlich rannten sie sich zu Tode in einem Wettlauf um Sicherheit, tief überzeugt, daß sie ihn verlieren würden.

Die Vereinigten Staaten sind ein Land, wo ein Übermaß an materiellem Reichtum in scharfem Gegensatz zu der furchtbarsten und akutesten Unsicherheit des einzelnen steht. Niemand glaubt auch nur einen Moment daran, daß Wohlstand gleichbedeutend sei mit Sicherheit. Die Stellung – das Erhalten der Stellung – ist der Schwerpunkt der Lebenssorge, der jedes Moment bestimmt. Verlust der Stellung macht Schutt aus der ganzen grotesken Pyramide nutzloser Errungenschaften: zellophanverpackte Froschbeine, paillettenbestickte Wollmützen, Briefbeschwerer aus Messing in Gestalt von Golduhren, private Eisbahnen für die Kinder (meine Neffen können in einem speziell konstruierten Blechbassin im Garten Schlittschuhlaufen), hunderterlei Keks, tausende Mülleimer Vergeudetes. Der Verlust ist viel größer als der des Durchschnittsarbeiters in Westeuropa, der es sowieso nicht so gut hatte. Ein belgischer Arbeiter, der arbeitslos wird, sinkt von Armut zur Not. Der qualifizierte amerikanische Arbeiter, der entlassen wird, stürzt von Höhen eines so märchenhaften Wohlstandes, gemessen am durchschnittlichen internationalen Lebensstandard, daß seine Angst vor dem schockierenden Gegensatz ihn zum wahren Sklaven des Systems macht, unter dem er lebt.

Die amerikanische Vergötterung der Kinder, an sich so rührend, festigt endgültig die Ketten ihres Sklaventums. Die Kinder dürfen nicht so leiden, wie sie selber es tun oder getan haben. Sie dürfen ihre hunderterlei Keks, ihre Eisbahnen oder das Recht, ihr roastbeef auszuspucken, nicht verlieren. Begabte Menschen verzetteln ihr Talent, verkaufen sich, tun alles, nur damit ihre Kinder keine einzige der Annehmlichkeiten des Lebens opfern müssen. Sie haben eine bildhafte Bezeichnung für dieses tägliche bessene Werben um das Lächeln des Chefs: „das Rattenrennen“. Nieman-

dem ist es schmerzlicher bewußt als ihnen selber, wie teuer sie den Wohlstand, der den europäischen Besucher so blendet, mit ihrer eigenen persönlichen Entwicklung bezahlen müssen.

Amerika ist ein Land so vieler dramatischer Widersprüche, daß jeder, der die inneren Zusammenhänge nicht kennt, verwirrt werden muß. Waren von besserer Qualität als irgendwo anders in der Welt werden neben erbärmlichem Schund verkauft, vor dem der ärmste europäische Arbeiter die Nase rümpfen würde. Die Milch in New York ist so dünn und blau, daß man sich fragt, woran sich das Strontium 90 klammern kann. Das Brot ist der allergegemeinste Betrug. Es schmeckt wie Watte mit Luft. Gewöhnlich kauft man es in Scheiben geschnitten und in Wachspapier gewickelt. Nimmt man so ein Brotpaket an beiden Enden und drückt es zusammen, reagiert es wie eine Ziehharmonika – nur ohne Musik; man kann es tatsächlich auf die Hälfte seiner Länge zusammenpressen –, läßt man es los, gewinnt es langsam seine luftgefüllte Gestalt zurück.

Diese Vernachlässigung des Brotes inmitten einer fast widerwärtigen Überfülle scheint mir symbolisch für den ganzen Trug des erfolgreichen Kapitalismus. Man bekommt Rebhühner zu kaufen, Maine-Hummern, panierte Krabben, die nur noch in heißem Fett überbacken werden müssen; es gibt Oliven, gefüllt mit Mandeln, und importierte getrocknete Heuschrecken; doch auf keinem Markt findet man des Menschen Universalnahrung: einfaches, nobles Brot.

Keiner meiner Bekannten in New York erinnert sich mehr an den Geschmack des guten Brotes unserer Kinderzeit; der Verlust hatte sie nicht gestört, so allmählich war der Prozeß der vorsätzlichen Verschlechterung. Als ich ihnen erzählte, wie sehr mir das gute ostberliner Roggenbrot fehlte und wie ich mich schon auf eine Mahlzeit nach meiner Rückkehr freute, die nur aus frischem Brot und ungesalzener Butter bestehen sollte, staunten sie, wurden unzufrieden, und das Wasser lief ihnen im Munde zusammen. Tatsache ist, es regte sich in ihnen allen das Verlangen, den Sozialismus mit eigenen Augen zu sehen; ich wurde ganz unberechtigt zum Mittelpunkt zahlreicher Gesellschaften, nur weil ich über den Sozialismus aus meiner persönlichen Erfahrung berichten und ihre Fragen beantworten konnte. Wären sie finanziell in der Lage gewesen, hätten sie sich Fahrkarten gekauft, um mit mir zurückzufahren, Urlaub von ihrem zum Wahnsinn verstrickten Leben zu nehmen und die einfache Pionierwelt der Sozialisten zu besuchen, wo es weniger Bananen, doch auch weniger Ängste gab. Wo aber das Fahrgeld hernehmen? Die heutigen Maine-Hummern waren bezahlt; die morgigen mußten noch verdient werden.

Das alles erinnerte mich an eine Geschichte, die ich einst las über einen Mann, der gestorben war und sich in einem angenehmen Warteraum des

Jenseits befand. Nach einer Weile öffnete sich eine Tür; ein reizender junger Mann führte ihn in einen schimmernden himmlischen Raum und sagte ihm: „Du kannst haben, was dein Herz begehrt.“ Entzückt äußerte er einen Wunsch nach dem anderen; schließlich besaß er alles, was er sich je auf Erden gewünscht hatte: einen Palast, schöne Frauen, eine Yacht und so weiter. Das wurde ihm langweilig. Eifrig bemühte sich der reizende Betreuer um weitere Zerstreuungen. Der Palast des Verstorbenen wurde in jedem denkbaren Stil renoviert; immer mehr wunderbare Frauen wurden ihm zugebracht. Doch ganz gleich, was er probierte – Raubtierjagd, Stierkampf, Opium, die erlesensten Persionen –, nichts schien ihn mehr zu unterhalten, und schließlich schrie er den Betreuer an: „Ich habe den Himmel satt! Ich will in die Hölle!“ – „Ja, wo glauben Sie denn zu sein, mein Herr?“ fragte der reizende junge Mann.

Es gab Zeiten, da mir die Vereinigten Staaten gerade so erschienen: ein Paradies ohne Seligkeit oder eine betäubte Hölle, je nach dem. Verloren suchte ich vergebens nach etwas Vertrautem, woran man sich halten konnte, Hausgespinnst, Rohholz, nach den Prinzipien, für die so viele aus meiner Heimatstadt einst Opfer brachten. Wie das ehrliche Brot, so schienen auch diese Werte von der glatten Oberfläche des amerikanischen Lebens verschwunden zu sein. Ich peinigte meine Freunde mit Fragen nach der sozialen Gärung der Dreißiger und der geistigen Freiheit der Vierziger Jahre. Die Geistesschaffenden, die ich sprach, waren bedrückt durch die herrschende Kommerzialisierung des Denkens, durch die opportunistischen Zweideutigkeiten, bei denen sie selbst mitmachten, um zu existieren. Ich hatte Heimweh nach Amerika gehabt; sie auch. Sie waren Verbannte der Roosevelt-Epoche, auf die sie zurückblickten wie auf ein goldenes Zeitalter der Wahrheit und des ursprünglichen Gefühls. Manchmal fragte ich mich, ob das ganze Land in einem Zauberschlaf liege, wie Dornröschen und sein Hof.

Dieser Eindruck traf nicht ganz zu. Ein halb versteckter Bürgerkrieg ist unter der Oberfläche des amerikanischen Lebens im Gange. Es ist eine Fortsetzung des Bürgerkrieges der 1860er Jahre, ein Kampf um Befreiung aus Sklaverei. Doch sind es diesmal die Neger, die eindeutig die Initiative ergreifen, und sie sind es, die schließlich die Weißen aus der Sklaverei befreien werden. Während ich zu Hause war, vollzog sich eine dramatische Entwicklung im Kampf der Neger um gleiche Rechte; sie sprang von Süden nach Norden über, von Negerarbeitern auf weiße Universitätsstudenten und gewöhnliche Bürger in jeder Stadt. Ein paar Neger hatten sich in einer Stadt im Süden zum Mittag in eine Lunchbar gesetzt und höflich darauf beharrt, bedient zu werden. Man bediente sie nicht, aber sie gaben nicht auf. Die Bewegung sprühte Funken von Stadt zu Stadt, aus-

gehend von den nördlichen Südstaaten, wo die negerfeindliche Stimmung weniger wütend und gefährlich war. Innerhalb einer Woche hatte sich die Bewegung auf den tiefen Süden ausgedehnt, was eine Tat des kollektiven Mutes ohnegleichen war; bis zu jenem Zeitpunkt waren dort selbst die geringsten Proteste der Neger mit Lynchern beantwortet worden.

Im Norden setzten sich Weiße mittags in Lokale, die im Süden Filialen haben, und weigerten sich, etwas zu bestellen. „Wir werden hier nicht essen, bis Ihre südlichen Filialen Neger bedienen“, sagten sie und blieben die ganze Mittagszeit über auf ihren Plätzen, was die zahlende Kundschaft ausschloß.

Natürlich wurden Hunderte von Demonstranten verhaftet, insbesondere im Süden, und es gab einen Lynchversuch des Ku Klux Klan. Vier weiße maskierte Strolche hielten einen Neger als Geisel auf der Straße fest; er hatte sich an keiner Demonstration beteiligt, doch zerrten sie ihn in den Wald und brannten ihm mit Zigarren die Buchstaben KKK auf den Magen. „Das ist für die Café-Streiks“, sagten sie. Fotos von dem gemarterten Neger liefen sofort über das nationale Fernsehnetz mit dem Ergebnis, daß sich eine Flut der öffentlichen Empörung erhob und die spontanen Demonstrationen sich vermehrten.

Dieser Fortschritt in den Rassenbeziehungen vollzog sich nicht mit einem Male. Er war das Ergebnis eines langwierigen Kampfes, zur Zeit beschleunigt durch die wachsende Unabhängigkeit der Völker Afrikas, Asiens und Lateinamerikas. Das Ghetto von Harlem konnte die Neger von New York nicht mehr fassen, noch konnte die Regierung, die sowieso schon befürchtete, die letzten Reste ihres internationalen Ansehens zu verlieren, sich allen Forderungen der Neger widersetzen. Heute leben Neger in fast allen Teilen von New York. Es gibt noch Grundbesitzer, die grimmig durchhalten, doch wird sie der Strom der Zeit in ein oder zwei Jahren hinwegfegen. Auf den Straßen, in der U-Bahn und im Omnibus sieht man Freundschaften zwischen Negern und Weißen, die man vor zwölf Jahren niemals sah. Ein Negermädchen und ein weißes Mädchen sitzen nebeneinander, flüstern und kichern über einer Zeitschrift. Ein Negerjunge und ein Weißer necken und puffen sich gegenseitig mit derselben Gutmütigkeit, als wären sie Angehörige der gleichen Rasse. Man findet Negerinnen unter dem Verkaufspersonal eleganter Geschäfte und Negerkäufer, die von Weißen mit äußerster Höflichkeit bedient werden.

Fortschritt war immer noch eher Ausnahme als Regel im amerikanischen Leben, doch abgesehen von verbesserten Beziehungen zwischen Negern und Weißen fand ich viel Positives – überraschend häufigen, erfreulichen Widerstand gegen Ungerechtigkeit und beträchtliche Sympathie damit. Noch ist Mut in den Vereinigten Staaten keine verlorene Tugend. Die übrige Welt

braucht das amerikanische Volk nicht als hoffnungslos verwöhnt und isoliert aufzugeben.

Ich fühlte mich zu Hause ... voll Liebe für meine naiven, in Tand verirrten, gutherzigen Landsleute.

Ich vergaß, die graue Mauer eines Gebäudes in Manhattan zu küssen, oder das Straßenpflaster durch meine Schuhsohlen zu genießen. Als die Sonne schien, war ich froh, die scharfe Winterluft zu atmen, so anregend gegenüber der gewöhnlich milden Berliner Luft; ich pantschte glücklich durch den Matsch um den Times Square, unter regenumnebelten Lichtern, umgeben von den dunklen, hastenden Gestalten meiner Mitbürger, die sich gegen den nassen Schnee duckten. Ich paßte hinein in die einfache Routine des täglichen Lebens – verzehrte mein belegtes Brot in einem Drugstore und flaxte mit dem Mädchen hinter dem Ladentisch; stürzte mich in den Verkehrsstunden in die U-Bahn und triumphierte, daß ich den Wettlauf gegen die Wagentüren gewonnen hatte; besuchte alte Freunde, kaufte die Zeitung, bewunderte ein Kleid in einem Schaufenster, raste durch den dichten Verkehr über den Damm und schwang mich im Rhythmus von New York, als wäre ich niemals fort gewesen.

Und dennoch nagte etwas ständig in mir. Ich fühlte mich zutiefst beunruhigt. Diese Unruhe kam nicht aus mir. Mich hatte der Bazillus der allgemeinen Seuche von Unsicherheit und Angst erfaßt. Finanzielle Sorgen hatte ich nicht. Ich war Gast meines Vaters; doch ließ mich die Frage nicht los, was wäre, wenn nicht. Europäer lachen über die Abhängigkeit der Amerikaner von der Psychoanalyse, doch ist durchaus nichts Belustigendes an der quälenden Angst, die sie bedingt, einer Angst, die sich wie Krebsmetastasen vermehrt und sich in jedes Gebiet des Geistes einschleicht. Warum sollte P., die reizende Gattin eines sehr erfolgreichen Freundes, eines Buchillustrators, es nötig haben, elf Jahre lang den Psychoanalytiker zu besuchen? Lächeln Sie, wenn Sie wollen; sagen Sie, sie hat einfach zuviel Geld. Gut, hätte sie es nicht, dann könnte sie den Analytiker nicht bezahlen, doch dadurch wäre sie nicht weniger angsterfüllt. Und warum das? Durch die Vorstellung des Atomkrieges? (Alle sind sie besessen von der Angst vor dem Atomkrieg.) Oder weil sie denkt, der Stil ihres Mannes, heute die Mode, könnte plötzlich passé werden, oder daß er sterben und sie alleine zurücklassen könnte? Wenn Angst zur Krankheit wird, enthüllt sie dem Leidenden ihre Wurzeln nicht so einfach. Sie verzweigt sich verworren, hydra-artig, und erscheint als eine Vielzahl von Ängsten vor vielen Dingen. Während ich zu Hause war, gestanden mir vier meiner Freunde, daß sie den Psychoanalytiker besuchten. Alle waren sie vollkommen vernünftige Menschen. Ich weiß auch nicht, wie viele meiner anderen Freunde und Bekannte, die nicht gestanden hatten, in Behandlung waren.

Wenige Arbeiter gehen in die Psychoanalyse. Manche gehen. Die meisten bleiben einfach leidend. Sie leben mit ihren Sorgengeschwüren, bis sich etwas Böses entwickelt. Sie greifen zum Verbrechen. Einerlei, wie die Menschen reagieren, unter der Oberfläche von Witzen und erkauftem Glück empfinden sie einen erschreckenden, bodenlosen Abgrund. Das beunruhigte mich jeden Tag, den ich dort verbrachte.

Schließlich fand ich eine Stelle als deutsche Korrespondentin einer fortschrittlichen amerikanischen Zeitung und kehrte ohne weiteres Kopfzerbrechen zurück in die DDR. Auf dem Wege hielt ich mich eine Woche lang in London auf und führte meine Tochter pflichtgemäß in die Westminster Abbey und zum Tower, wo wir mit blasierten Augen die Folterwerkzeuge und Kronjuwelen anguckten. Schwerfällig vor Überfütterung und erloschener Tradition, gingen die berühmten Raben wie besoffene Seeleute stumpfsinnig über den Rasen, und ein königlicher Leibgardist fragte mich: „Aus welchem Kol . . . Staat kommen Sie?“ – „New York“, antwortete ich. „Oh“, lächelte er wohlwollend und erleichtert, „also *nicht* aus einem der Rebellenstaaten!“ – „Zu seiner Schande!“, entgegnete ich unnötigerweise; mußte ich denn diesen ulkigen alten Leibgardisten in seinem viereckigen Hut verletzen? Arme Alte Welt, arme „Neue“ Welt, schon so altersschwach! Was hatten sie noch zu bieten? Dinge? Traditionen? Nicht gut genug . . .

Es ist eigenartig; ich schätze Dinge, und Traditionen verachte ich nicht unbedingt – doch als der Zug in den Ostbahnhof einfuhr und sich mein Auge wieder der Häßlichkeit seiner unmittelbaren Umgebung angepaßt hatte, überkam mich ein großes Gefühl der Erleichterung. Manchmal sage ich mir, wenn all mein liebster Besitz – Möbel, Kunstgegenstände, Kleider, Bücher und Manuskripte – verbrennen sollte (obgleich dies nicht gerade mein sehnlichster Wunsch ist), würde ich den Verlust mit Gleichmut tragen, *vorausgesetzt, mir bliebe das eine: die Zukunft.*

Jedes Land hat eine Zukunft. Auch die Vereinigten Staaten haben eine herrliche Zukunft in sehr weiter Entfernung. Die meisten Menschen dort treten auf der Stelle in der Vergangenheit, immer rundum in den eigenen Fußtapfen. Diejenigen, die ihr Leben lang für den Sozialismus gekämpft haben, empfinden, daß sie einen endlosen Sumpf der Verzweiflung durchwaten und dabei alt werden. Doch hier in der Deutschen Demokratischen Republik ist jetzt schon die Zukunft. Für viele Menschen ist sie kahl wie eine Wüste. Man erkennt einen Kran in der Ferne und einen Kranfahrer. Im Vordergrund – ein vergessener Schutthaufen. Im Hintergrund ein jämmerlicher Arzt, der mit seiner kleinen schwarzen Tasche über die Grenze schleicht, zurück in die Vergangenheit. Mir tun die Menschen leid, die in der Deutschen Demokratischen Republik nicht schätzen, wie wunderbar er ist, dieser weite, kahle, saubere, noch unbemalte Mittelgrund in Reichweite,

ohne Werbeplakate für Pfannkuchenmehl oder Autoreifen und ohne pilzförmige Schatten; eine Zukunft frischer Winde und Zephyre, die nur den Willen der Menschen erwartet, um sie mit Frieden und Freuden zu füllen; ja, und mit Dingen und Traditionen. Mit den eigenen Dingen, den eigenen Traditionen.

Ich habe keine klar umrissene moralische Antwort auf die Frage Patriotismus versus Internationalismus gegeben. Wo ist die Heimat? Wo ist der fremde Strand? Vielleicht kann diese Frage nur von einem Gefühlsmenschen beantwortet werden. Gegenüber seiner Übereinfachung schlage ich die eigene vor: es *ist* eine Welt. Die ganze Welt ist die Heimat. Es mag weder leicht noch sicher sein, sich von einem Teil zum anderen zu bewegen, doch ist sie die Heimat. Was die Liebe betrifft, gibt es so viele Arten, wie es Objekte und Liebende gibt. Wenn ich bei der Bigamie halt mache, dann nur aus Mangel an Gelegenheit.

AUFSCHREI UND UNBEHAGEN

Notizen zur Problematik eines westdeutschen Lyrikers

Der Doppelgänger

Besonders eine Gruppe von Gedichten kann uns helfen, das Wesen des lyrischen Ichs Hans Magnus Enzensbergers zu erkennen. Es sind die Verse, die das Doppelgänger-Motiv anschlagen. In ihnen äußert sich das Urteil, das in dem Band „landessprache“ über die Welt und über die eigene Persönlichkeit abgegeben werden soll, subjektiv konzentriert:

*schlafend wate ich in meinem kettenbemd
durch das eismeer
wo es am tiefsten ist
das erfrorene salz
reicht mir bis an den gaumen
und ich rufe. . .*

*schlafend fabre ich in die grube
an einem blutigen fallschirm
hangend
der gefolterte staub
schwärzt mir den mund
und ich rufe voll ingrimm nach einem schlosser

schlafend*

*daß er aufschweiße die finsternis!
daß er die schollen sprengel
daß er mir öffne mein knirschendes herz!*

(„der schlafende schlosser“)

Wir spüren die Einsamkeit im Meer der Tränen, die Folterqual in der Grube, in der Mördergrube, die Hoffnungslosigkeit in der Dunkelheit ringsum – und die Sehnsucht, der Panzer um das zornige Herz möge gesprengt werden. Das sind Motive und Bilder, unvertraut für uns, die wir in anderer Welt anders fühlen. Mit diesem scharfen, prinzipiellen Auseinanderfall von äußerer Welt, äußerem Sein und dem Wunsch des Herzens haben wir nichts mehr zu tun. Und doch rührt uns das Gedicht an: Erinnerung? Mitleid? Oder nur Interesse am historisch Überholten? Eher ist es das Wissen, daß in solcher Widerspruchsqual eine Wegscheide erreicht ist; und

es ist unsere Hoffnung, daß richtig gewählt wird, daß das bessere Ich, der menschliche Mensch sich befreien kann:

*verschüttet in meinem fleisch
ist ein mann mit löwenbänden
mit zarten gewaltigen augen. . .
ein gefangener der borchet. . .
und geduld hat und barri
und klopfzeichen sendet. . .
der sich nicht fürchtet
fest und klar wie das eis
der sich befreien wird
mit löwenhand
und wird aufgehn wie ein urteil
gerecht wie ein großer wind . . .*

(„der gefangene“)

Das Urteil über das alte Ich und die alte Welt ist schon gefällt, aber noch nicht gesprochen. Und der biblische Ton deutet an: Es wird der Spruch des Jüngsten Gerichtes sein, die Endabrechnung. Schon dringen Klopfzeichen, menschliche Nachrichten, vorläufige, knappe, verstümmelte, hinaus in die Zukunft. Dies ist sein eigentliches, verschüttetes Menschsein: „ohne geiz“, „mildherzig“, „belaubt mit zukunft“. Es sagt: „weil mein mund noch nicht kalt ist, / weil ich weiß was ich sage / sage ich . . . / schön.“ Und: „ich will zu dir kommen, / sag mir wohin, / damit wir einander befragen / und lieben können, / furchtlose Freude, / und gut sein?“ Es ist das Ich der kommenden Zeit, das hier spricht, es „. . . hat keine angst, / ißt bratäpfel gern, befördert / die sache der schiffsschaukeln, / der spatzen, und, meinerwegen, / des sozialismus, hilft . . .“ Aber dieses Ich ist eingesperrt in das „Kettenhemd“, in Gefängnismauern, es steht gegen die Lebensäußerung, die ihm die bundesrepublikanische Gegenwart aufzwingt. Enzensberger sagt: „Das sogenannte deutsche Wunder, dessen Komplizen wir, freiwillig oder unfreiwillig, allesamt sind . . .“ („Flinker-Almanach 1958“). Er fühlt sich als Mittäter, ein Teil seines Selbst nimmt am „deutschen Wunder“ notgedrungen oder gedankenlos teil, ist Typ des Bundes„bürgers“:

*. . . ich
als vollakademiker, ich als sucher
nach transzendenz in mülleimern und in bibeln,
ich als hausherr mit schnapstränen in den augen,
als einer, der einigermaßen schläft,
als bluthund, als privatpatient,
als sozialdemokratischer staubsauger,
ich als der, dem es gut geht wie jedem anderen. . .“*

(„gewimmer und firmament“)

Der Dichter ist Doppelgänger; von der Welt, in der er zu leben hat, kann er sich nicht einfach distanzieren. Der Kampf wird erschwert – und zugleich ernsthaft und dringlich –, weil er gegen sich selbst geführt werden muß. Damit ist zugleich der Standort Enzensbergers bezeichnet, seine Opponentenrolle innerhalb dieser Gesellschaft, mit der er bei genauerem Zusehen nicht nur durch das äußere Leben verbunden ist.

Die Persönlichkeit Enzensbergers scheint in diesen Gedichten gebrochen und uneinheitlich. Hier stehen zwei Haltungen einander gegenüber – das direkte oder indirekte Partizipieren an einer Welt voller Schmutz, Menschenfeindlichkeit und Kriegsvorbereitung und die humanistische Rebellion gegen sie. Innere Gegensätzlichkeiten bürgerlicher, kleinbürgerlicher Schichten äußern sich hier, ihr imperialistisch-militarisierter Part und ihr gegenimperialistischer, demokratischer Zug, in dem die Ahnung einer besseren Lebensmöglichkeit wach bleibt. In der Gedichtfigur Enzensbergers vereinigt, erstarrt allerdings die lebendige Bewegung der realen widersprüchlichen Tendenzen. Ihre Auseinandersetzung ist angelegt, noch aber ruht sein Menschentum von Austerschalen umschlossen, kämpft nicht, ist einsam:

*hier verbarre ich wie eine auster,
hier, wo ich bin. . .*

*hier bin ich, ein schiff aus rauch,
hinter dem mond zubaues, ein mann
unter den wurzeln des meers, bewohnt,
wie ein totenacker, ein totenstrauch,*

*von nattern und tauben, zubaues
im blühenden sternsarg, allein
im feuer der windrosen wohnend
bei meinen lidern, den tauben im wind.*

(„anwesenheit“)

An der Wegscheide

Zu seinem Entsetzen konnte Oskar Maria Graf im Jahre 1933 seinen Namen auf den schwarzen Listen der Nazis nicht finden. In einem Artikel, der damals nach der Bücherverbrennung durch die Weltpresse ging, schrieb er: „Vergebens frage ich mich, womit ich diese Schmach verdient habe. Das dritte Reich hat fast das ganze deutsche Schrifttum von Bedeutung ausgestoßen, hat sich losgesagt von der wirklichen deutschen Dichtung . . . Und die Vertreter dieses barbarischen Nationalismus . . . unterstehen sich, mich als einen ihrer ‚Geistigen‘ zu beanspruchen, mich auf ihre sogenannte weiße Liste zu setzen, die vor dem Weltgewissen nur eine schwarze Liste

sein kann! Diese Unehre habe ich nicht verdient!“ – Man möchte beinahe glauben, Enzensberger kenne jenen „Verbrennt mich“-Schrei Grafts, und er zitiere ihn heute. Die neuen Denunziationslisten des sogenannten „Rotbuchs“ verschonten ihn, er bemerkt dazu: „Man hat mich übergangen, und das kränkt mich so, daß mir der Mund davon übergeht . . . Die Münchener ‚Arbeitsgruppe Kommunistische Infiltration und Machtkampftechnik‘ rechnet mich nicht zu den besten Köpfen des Landes . . . Und es kann nicht ausbleiben, daß ich mich frage: Welche Dummheit habe ich begangen, was habe ich versäumt, was mag wohl schuld daran sein, daß ich vor den Augen des Komitees ‚Rettet die Freiheit‘, dem die emsige Münchener Arbeitsgruppe angehört, keine Gnade gefunden habe?“ („Anmerkungen zum Rotbuch“)

Keineswegs verführt nur die Ähnlichkeit der Formulierung zum Vergleich – vielmehr macht das Wiederaufleben solchen Empörens die Aufnahme einer Tradition humanistischer Gesinnung deutlich und zugleich die fortwirkende Bedrohung von Demokratie und Freiheit. Anrühlich ist dem Oppositionellen Enzensberger die Schonung, er verbittet sich derartige Empfehlung, er will sich davor bewahren, mit den Leuten vom Komitee „Rettet die Freiheit“ Arm in Arm gesehen zu werden. Er weiß, sie in Wirklichkeit „sind die Gefahr, vor der uns retten zu wollen sie vorgeben“. („Anmerkungen zum Rotbuch“)

Enzensberger – noch vor anderthalb Jahren „schimpfend unter Palmen“, in der italienischen Emigration gewissermaßen, geflohen vor der Politik, vor den AG in Düsseldorf, zu deren Aktionären er nicht gehört, vor der Wach- und Schießgesellschaft zu Bonn am Rhein, der Aufrüstung und der Spaltung der Nation („Ich lebe in der Bundesrepublik“) – ist zurückgekehrt nach Westdeutschland, aber nur „teilweise“ lebt er dort, hoffend auf Veränderung nämlich, darauf bauend, daß noch etwas zu machen sei. Erkenntnis taucht auf, wenn er in einer Rundfrage der „Kultur“ zum Antisemitismus sagt: „Ich sehe in diesem Phänomen eine direkte Konsequenz unserer offiziellen Politik . . . Die Barbaren von heute legen Wert auf gepflegte Maßkleidung. Sie sind die Maßgebenden. Ihre Schand verrät der Sudler an der Wand.“ Und auf die Frage, was die „verantwortlichen Männer der Regierung“ tun sollten, antwortet er: „Zurücktreten! Der einzelne kann und muß andere ‚verantwortliche Männer‘ wählen, nicht um den Antisemitismus zu bekämpfen und die Politik, die seine Ursache ist, weiterzuführen, sondern um eine Wurzelbehandlung vorzunehmen. Dies ist ein optimistischer Vorschlag, er setzt voraus, daß es noch nicht zu spät ist.“

Die Negation ist klar, aber soll die Wurzelbehandlung wirklich eine Resektion sein? Wer sollen die neuen verantwortlichen Männer sein? Welche Politik soll beginnen? Noch wird das Programm nicht deutlich; ja Enzens-

berger glaubt, die Frage nach dem „Positiven“ in philologisch entfremdender Manier verspotten zu müssen. Er zitiert Adelung: „Das Positiv, des -es, plur, die -e. Eine Art kleiner Orgeln, welche man aus einem Orte in den anderen tragen kann.“ („Ich lebe in der Bundesrepublik“) Woher die Furcht vor der Bejahung, vor dem positiven Programm?

Enzensberger erkennt: „Das Rotbuch ist eine gezielte Aktion gegen die legitime Opposition in unserm Land“ – oder erkennt er das gerade nicht? Denn er fährt fort: „Das macht es wertlos als Waffe gegen den Kommunismus. Ich bedaure das.“ („Anmerkungen zum Rotbuch“) Ein merkwürdiger Vorgang, der sich hier zwischen zwei Sätzen abgespielt haben muß! Zwischen dem ersten, der einen Wesenszug des Antikommunismus als Vorwand zur Unterdrückung jeder Opposition, als Verdrehung des inneren Widerstandes in angebliche Aggressionsgefahr beinahe begreift, und dem zweiten, der gerade diesen Antikommunismus nährt. Hans Werner Richter sagt über die Bemühungen von Schriftstellern und Journalisten gegen die antisemitischen Ausschreitungen (in der obenerwähnten Rundfrage): „Aber sie wurden von ihren Gegnern sofort mit dem Verdacht der kommunistischen Unterwanderung angegriffen. Die Folge war, daß auch sie allmählich erlahmten.“ Man weiß es: Der Popanz von einem Kommunismus, der hinter jeder Bewegung stecken soll, die nicht in den Kram der Bundesregierung paßt, der Vorwurf, die Opposition sei kommunistisch unterwandert, finanziert oder was weiß der Teufel, soll die Demokratie entmannen, ihr den Stachel nehmen. Antikommunismus ist das Alibi, das „Haltet den Dieb“, die „Nonkonformisten“ zu schwächen und dann (wie lange darf Opposition „legitim“ sein? Ist sie es noch, wenn sie „Wurzeln“ behandeln will?) in die Gefängnisse zu schicken.

Kuby sagt in seinem letzten Buch „Siegt Hitler bei Bonn?“, daß der Antikommunismus heute die erste politische Tugend eines westlichen Menschen sei. Der Teilerfolg einer solchen Propagandathese, der trotz aller Vorstöße (wie z. B. gerade bei Kuby) noch immer anhält, erschwert die Situation der Unzufriedenen ungemein. Jeder wirkliche praktische Schritt der Opposition, jede gezogene Konsequenz ihres eigenen Programms reiht sie in die Kampffront um ein friedliches, demokratisches Deutschland. Damit es da keine Mißverständnisse gebe, betont das Rotbuch: „Wenn die Kommunisten ‚humanistisch‘ sagen, dann meinen sie alles das, was ihnen zur Erreichung ihres Endzieles dienlich sein könnte. Das sind, sofern es sich gegen die westliche Welt richtet: Antifaschismus, Pazifismus, Neutralismus, Liberalismus, Antikolonialismus.“ Zu all diesen Verwerflichkeiten bekennen wir uns gern – so umfassend, weil auf die Friedensfrage konzentriert, ist das sozialistische Programm tatsächlich. Aber wenn es so ist, welche anderen Forderungen hat dann eine Opposition, die es ehrlich

meint? Und hier erhebt sich das Dilemma, besonders für den westdeutschen Intellektuellen, der Einsichten gewonnen hat, der aber von der wirklichen Bewegung der Geschichte isoliert ist: Er möchte seine Hoffnungen verwirklicht sehen, noch aber kann er die Barriere „Antikommunismus“, die eben diesen Hoffnungen, seinem Lebensbild entgegengestellt wurde, nicht überwinden; noch bekennt er sich nicht ausdrücklich zu dem humanistisch-demokratischen Wertmaßstab, aus dem seine Kritik geboren ist; noch sucht er „Waffen“ gegen den Sozialismus, glaubt er an individualistische Lösungen. Darin aber gerade besteht die besondere „Gezieltheit“ der Aktion des Rotbuches. Enzensberger hat es ja gelesen, und er hätte merken können, daß der Ärger des Münchener Arbeitskreises sich nicht vor allem gegen den Einzelgang des Kritikers richtet, sondern gegen die Spuren der Vereinigung, der Sammlung der demokratischen Bewegung. Dies war die eigentliche Absicht: das Zusammengehen der gesamten friedlich-demokratischen Kräfte zu verhindern, das ja nicht irgendwelche kommunistischen Agenten, sondern die Übereinstimmung in wesentlichen Fragen und der Kampf gegen einen gemeinsamen, in „Reihen fest geschlossenen“ Feind erzwingen. Daß in diesem Ensemble auch der Sozialismus ein lautes Wort zu reden hat, entspricht dem Wesen seiner Politik. Die wirkliche Gefährdung aber zu erkennen und sich dennoch dem Antikommunismus zugesellen, das heißt sich selbst mit dem Blut am „Fallschirm“ zu beflecken, das „Kettenhemd“ fester zu schmieden, das „Urteil“ nicht aufgehen zu lassen, in der „Mördergrube“ „Komplize des deutschen Wunders“: Doppelgänger zu bleiben.

Wir wollen uns nicht hinstellen mit erhobenem Zeigefinger: Der Weg zu dieser Erkenntnis und von ihr zur Tat ist schwer, und viel steht ihr entgegen. Gegen die „Tugend des Antikommunismus“ muß erst eine neue gefunden, gegen scheinbare Übermacht muß die Hoffnung bewahrt, gegen die Propagandamaschine muß Wahrheit gesetzt, gegen den Vereinzelungszwang muß der Mut zu Vereinigung geweckt werden. Doch all dies *muß* geschehen, muß *konsequent* geschehen, damit es nicht eines Tages wieder zu spät sei und der Gang der Dinge in den Krieg sich nicht wiederhole. Wenn Enzensberger in seinen „Anmerkungen zum Rotbuch“ fordert, in die schwarzen Listen aufgenommen zu werden, so ist dies wohl auch als der Anfang eines Strebens zu betrachten, in *Gemeinschaft* zu gehen.

In Sack und Asche

Band und Eingangsgedicht heißen programmatisch „landessprache“. Beides ist gemeint: Es wird die Sprache erforscht, die Enzensbergers Land

spricht; und es wird die Sprache gesucht, die diesem Land und seinem Zustand angemessen ist. Der viel beschriebenen „Übernationalität der modernen Lyrik“ werden hier Gedichte entgegengestellt, die aus der besonderen Situation, in der sich Westdeutschland befindet, erwachsen; sie versuchen bewußt, seine Problematik zu erfassen. Die Bilderwelt des Gedichts sagt es aus: Es ist die Bundesrepublik, in der der Dichter zu leben hat:

*in dieser schlachtschüssel, diesem schlaffenland,
wo es aufwärts geht, aber nicht vorwärts...
in dieser mördergrube...
wo die vergangenheit in den müllschluckern schwelt
und die zukunft mit falschen zähnen knirscht...*

(„landessprache“)

Kaltwütig reiht Enzensberger seine Hauptbilder: Überdruß im Reichtum, Armut in Delikateß-Geschäften, verwilderte Jugend, positive Zahlungsbilanz, umherirrende Tarifpartner, Frömmerei und Karriere, Verkäuflichkeit, arischer Schrotthaufen, Ruinen auf Vorrat, erfolgreiche Raserei, ewiger Frühling der Amnesie derer, die, wer sie sind nicht wissen noch wissen wollen, der vertriebene Butzemann, Nahkampfspangen, Kasernen – eine Bombe aus Fleisch. Doch inmitten der satirischen Zynismen, die auch die Standardsprache des „Erfolgsmenschen“ karikieren, erhebt sich Elegie:

*deutschland, mein land, unteilig herz der völker,
ziemlich verrufen, von fall zu fall,
unter allen gewöhnlichen leuten:*

*meine zwei länder und ich, wir sind geschiedene leute,
und doch bin ich inständig hier,
in asche und sack, und ich frage mich:
was habe ich hier verloren?*

*das habe ich hier verloren,
was auf meiner zunge schwebt,
etwas anderes, das ganze,
das furchtlos scherzt mit der ganzen welt
und nicht in dieser lache ertrinkt.*

(„landessprache“)

Enzensberger leidet an Deutschland, und er liebt es auf vertrackte Weise. Der Ton erinnert sofort an Brecht, an die „bleiche Mutter Deutschland“, die besudelt sitzt unter den Völkern. Doch was diese Brecht-Rezeption Enzensbergers bestimmt, das ist die schmerzhafteste Identifizierung des Dichters mit der Schande seines Landes, das ist die Gefühlsaufnahme jenes Brechtschen „Mögen andere von ihrer / Schande sprechen, ich / spreche von

der meinen“. – „eingeboren, doch ungetrost abwesend“ fühlt sich Enzensberger in diesem seinen Deutschland. Der Karneval des Wirtschaftswunders ist vorbei, in Sack und Asche sitzt der Dichter. Seine Menschenverbrüderungshoffnung, das Furchtlos-leben-Wollen im Frieden, das Gute, schwebend auf seiner Zunge, ist verloren in dieser Mördergrube, in der er ansässig ist. Er trägt mit an der Schuld, er fühlt sich verantwortlich: „ich hadere aber ich weiche nicht“. Und mit dem Land zugleich mit sich selbst setzt er, der Doppelgänger, sich auseinander.

Worin sich nun – und hier allerdings grundlegend – die beiden Motivgestaltungen bei Brecht und Enzensberger unterscheiden, ist das Begreifen der nationalen Problematik als einer sozialen Frage. Bei Enzensberger gibt es das Blut des besten Sohnes nicht mehr, um den die Unterdrückten weinen. Alles „... tanzt im notdürftigen nerz, auf zerbrochenen knien“. Daß diese Bundesrepublik den heutigen nationalen Aufgaben nicht entspricht, daß sie ihnen just entgegenwirkt, wird ausschließlich im – erst zu entschlüsselnden – Bild des Menschen-Ich im Doppelgängertum des Dichters gegeben. Dabei wollen wir eines nicht übersehen: Die viel breitere Problematik der Gesamtnation, die das Wesen der nationalen Frage erst enthüllt, die Frage, welcher der beiden Staaten das wahre Deutschland repräsentiert, wird schon gar nicht gestaltet, kann nicht gestaltet werden. Im Gegenteil: Der Trümmerswelt des „feindeslands“, der „himmelschreienden Hälfte“ Deutschlands wird plötzlich die DDR unterschiedslos zugesellt, aus der Absage an die „mördergrube“ wird die Scheidung von den „zwei Ländern“. Enzensberger leidet an Deutschland, noch mehr aber leidet er an seinem falschen Bild des Deutschlands von 1960. Nicht eines der Hauptbilder, die Enzensbergers Abscheu hervorrufen, trifft die DDR – aber die unbelegte, willkürliche und damit falsche Assoziation des sozialistischen Deutschlands raubt ihm selbst Alternative und sichere Hoffnung. Das Verharren im Antikommunismus läßt ihn den Bildgehalt seines Motivs nicht ausschöpfen und verzerrt, was zu sagen seine Sache wäre.

Wir wollen es uns nicht leicht machen und sagen: Die sozialistische Dichtung hat vor dreißig Jahren bereits vollendet, was hier als anfängliche Bemühung versucht wird. Die Verzweiflung ist nicht Pose, sie ist echt erlebt. Faschismus und Spaltung der Nation haben Traditionen unterbrochen. Schon erobertes, vergessen gemachtes Land wird hier tappend, mitunter auf Irrpfaden neu gewonnen – aber man ist auf dem Weg, und noch ist Hoffnung da: Verschämt äußert Enzensberger seine inständige Liebe zum verurufenen Land. Dies besonders in der Beschwörung der Märchentraditionen, jener Kinderliebe zur Nation, die nun zerstört ist, weil die antinationale Entwicklung in Westdeutschland „den butzemann überschwemmt / das löweneckerchen, das allerleirauh / und die schöne rapunzel, die sind nicht

mehr hier“. In einem anderen Gedicht treten die Trauermotive des Märchens hervor: die verlorene Feder des Bruders, drei Tropfen Blut des Vaters, Blatt im Schnee. (Der Verlust, der bei Enzensberger im Vergleich zum bereits Geleisteten eintritt, zeigt sich auch in dieser Märchenaufnahme. Heines Gänseliesel-Germania und Fühmanns Schneewittchen-Volk zum Beispiel erfaßten die soziale Seite des Märchenvorfalles und gewannen Befreiungsmotive aus ihrem Nationalgehalt.) Rumpelstilzchens grausamer Trick klingt an: Wer den Namen nicht weiß, wer die Gefahr nicht bezeichnen kann, ist verloren. In verfremdendem Schein-Einverständnis mit dem Unvermögen, Namen zu nennen, klagt Enzensberger:

*ach wie gut daß ich nicht weiß
wie meine braut mein land mein baus
wie mein bruder
wie ich heiß.*

(„fund im schnee“)

Doch die Trauer wird schon in dem Gedicht, das sich anschließt, aufgehoben. Enzensberger will den Namen nennen, den Zauber lösen, dem Verderben widerstehen:

*ich sage dir deinen namen, sprich
und gib mir die sprache wieder
aus deinem sprachlosen mund.*

*mein land, ich verschone dich nicht,
ich halte dich, selber sterblich,
in dieses sterbliche licht. . .*

*und wie des ölbaums schatten, ausdauernd
gegen das verderben will ich auf dir ruhn. . .
blühend gegen den blutigen schutt
der zeiten, die uns geblieben sind.*

schaum und gewimmer

Enzensberger erkennt die wahren Schuldigen, in großartig grotesk-satirischer Manier zeigt er die Mörder:

plädoyer für einen mörder

... seid mild, ihr richter, vergeibt dem schwächern! . . .

*seht die mienen derer, die euch zu häupten sitzen,
ibr auge herzlich besorgt, zulächelnd den linsen;
seht die vergeistigten schlafen, hinter denen
die austrottung eurer städte eingeübt wird;*

*seht die gepflegten hände, die mit goldner feder
befehlen: die erde unter das rad!
sprecht frei, ihr richter, den jungen mörder!
setzt ihn auf den kurulischen sessel, er wird uns
barmherziger sein.*

Politische Satire haben wir hier vor uns, die ungewohnt ist in Westdeutschland, die hergeholt ist aus den besten Traditionen kritisch-realistischer Dichtung, die durchsetzt ist mit Methoden der dialektischen Zuspitzung der Brecht-Satiren. Gegenstand des Gedichts ist der „abendländische müll“, sind „globkes dossiers“ (in: „verteidigung der wölfe“, 1957). Der Angriff auf die reaktionären, aggressiven Mächte, der Angriff auf ihre Justiz (wer kennt nicht ihre Praktiken!) wird direkt, in den besten Momenten un-verschämt, scharf vorgetragen. Propagandaphrasen werden durch treffsichere Fragen auf ihren Kern geführt, wenn Enzensberger z. B. den Egel, die sein und seines Volkes Blut saugen, die aber Vegetarier zu sein vorgeben, vorhält:

*warum vermehren sie sich
und schwellen dunkel? wie
kommt es, daß sie den spiegel
des himmels und der vernunft
überziehn mit beulendem schleim?
das sind wallfabrten
für frieden und freiheit.*

*mästen sie sich wahrhaftig
von wirsing? ist ihr streit
der unsre? ...*

(„hiruda sanguisuga“)

Das sind Vorstöße. Scheinen sie dem Dichter zu bestimmt, zu radikal? Ausdrücklich sagt er von seinem Gedicht, daß es keine „weltanschauliche“ Bindung zuläßt (es ist hier wohl die politisch-ideologische gemeint). Er fordert statt dessen „sprachliche“ Lösungen („Flinker-Almanach 1958“), die das direkt Politische, das eindeutige Bekenntnis sublimieren sollen, so zum Beispiel:

*schaum vor dem mund des jahrbunderts! schaum
in den kassenschränken! jaulender schaum
in den gebärmüttern und den luxusbunkern!
schaum in den rosa bidets!*

*dagegen hilft kein himmlischer blitz! das blüht,
das überzieht die erde an haupt und gliedern
mit rasendem rotz! das reutet kein feuer,
kein schwert! das endet nicht, dagegen gibt es,*

*eblich gesagt keinen rat, kein beil, kein geheimnis.
das ist zu süß! das steigt aus dem abgrund auf
und schäumt! und schmunzelt! und schäumt!*

(„schaum“)

Hier ist Enzensberger ganz im Gefolge surrealistischer Vorbilder. Dies ist seine Art der Motivgebung: Der auslösende Vorfall bleibt meist von vornherein heraus, alles Reale erhebt sich in konzentrierte Allgemeinheit, die bis zu dem Schaum-Wortbild als Wesensausdruck modernen Lebens und durch diese Undifferenziertheit in die Irre gehen kann. Erlebtes wird in Phantastisches aufgelöst, nicht nur in aussageverschärfende Spukmetaphern (blutige Fallschirme sinken in gefolterten Staub, Kettenhemd und Austerschale) ganze Alptraumwelten wollen die Gegenwart lyrisch verdichten. Montagemethoden, Assoziationsreihenungen lassen die Bilder tanzen, ohne Hemmung vereint sich Entferntes, Wichtiges und Unwichtiges, Gesetz und Zufall schwirren durcheinander: Bidets und Atombunker, Cap Caneveral und Pantoffeln. – In Wahrheit ist die „sprachliche Lösung“, die Suche nach schockierenden Neuheiten, das wüste Bildgerümmel gerade exakter Ausdruck der „weltanschaulichen“ Verfassung Enzensbergers. Der konkrete Zorn auf die Bundesrepublik, auf die westliche Welt und ihre Protagonisten überschwemmt den Mann, greift auf völlig Gleichgültiges über, auf Stempel und Bahnsteige. Bullen, Gaskessel, Registraturen werden mit verantwortlich gemacht für die Dunkelheit auf der Erde, die politische Kritik verwandelt sich mitunter in Kulturkritik, Satire geht über in das „schwarze Gelächter, eine Form der totalen, metaphysischen Revolte“. („Das schwarze Gelächter“) Der Rand der Dekadenz wird erreicht. Die „sprachliche Lösung“ hebt fast das prätendierte politische Gedicht auf – Abgrenztheit der Fronten, Bezeichnung des Übels, Urteil aus gewonnenen Werten: integrierende Bestandteile politischer Dichtung verschwimmen.

Zumeist bedient sich Enzensberger eines politisch bestimmten Weltanschauungsgedichts. Vorfälle und Begebenheiten – die in seiner ersten Sammlung „verteidigung der wölfe“ häufiger gestaltet wurden und poetische Erkenntnisse aus dem Bild heraus ermöglichten – gibt es beinahe nicht mehr. Enzensberger sucht in einer ausgebreiteten Metaphernwelt sein Weltgefühl zu geben, dessen Unbestimmtheit zu den nicht enden wollenden Assoziationsreihen der drei großen Gedichte führt. Leicht gehen die Differenzierungen verloren, Eintönigkeit droht. Denn die Menschen seines Gedichts sind Treibende im Schaum und Gewimmer. Scheintot scheinen sie ihm, „beschneit von zeitungen und von wahlscheinen“, sie sind ihm „sprachlose fresser mit dem räudigen hirn“. So leben sie in Enzensbergers Vorstellung, und so werden sie beherrscht:

*gruß gott! an die barren, zur riesenkippel ein lied!
bis dat qui cito dat! vergelts gott! die fahne hoch!
si vis pacem para bellum! ausziehen! hinlegen!
in saecula saeculorum!*

*das hört nicht auf! das stirbt, ununterbrochen,
aber nicht ganz, das faselt geschmeichelt
von apokalypse, das frißt am nullpunkt noch kaviar.*

(„schaum“)

Wahrhaftig, ein bissiger Angriff gegen dieses Abendland und seine Vertreter, die christlich-militarisiert sterben und fühlen, daß das Gesetz des Handelns nicht mehr bei ihnen ist, die aber krampfhaft vergessen wollen, wohin der Weg geht. Und es ist notwendig, *dieser* Welt die Fratze zu zeigen, zu der sie geworden ist. Aber diese Welt ist nicht die Welt überhaupt, die in den assoziativen Reihungen immer wieder erfaßt werden soll, und die Menschheit befindet sich nicht im gedankenlos-gemeinsamen Wahnsinnslauf in den Untergang. So gut Enzensberger die Bundesrepublik und ihre Prototypen trifft, so weit schießt er daneben, wenn der Sozialismus bemüht wird. Hier bleibt Enzensberger „ganz allgemein“, blaß und unpräzise: Er weiß einfach nicht Bescheid. Hier wird geschwätzt, was in der Bildzeitung gestanden hat, die Enzensberger doch sonst so haßt. Und welche Leute hat der Dichter im eigenen Land vor Kimme und Korn? Etwa jene Delegierten der IG-Metall, die vor kurzem in Berlin als gar nicht „verstörte verräter“ deutlich ihre Meinung äußerten? Etwa jene Bauern, die am Nullpunkt ihrer Existenz keineswegs geschmeichelt Kaviar fraßen, sondern sich protestierend zusammenfanden? Etwa jene Intellektuellen, die doch wohl nicht in Amnesie, sondern in Erinnerung an einen schon einmal gegangenen Weg trotz aller Maßregelung die Wahrheit sagten? – Sie alle offensichtlich nicht.

Wieder zahlt der Antikommunismus heim. Vielleicht war er einst nur Rückversicherung und Nothbremse auf der Fahrt zu echten Alternativen – jetzt ist das daraus sich entwickelnde Zeitbild längst zur Scheinrechtfertigung des Weltekels geworden, der Enzensbergers Gedichte zu beherrschen droht. Er richtet seine Verse gegen Geld und Geschäft, gegen das Karussell des Wirtschaftswunderjahrmärkts der verlorenen Illusionen, gegen die allgemeine Mordpflicht, gegen die Aufrüstung und gegen die Gedankenlosigkeit, die hilft, Katastrophen vorzubereiten. Der antiimperialistische Angriff hat sein Hinterland in der humanistischen Position des Intellektuellen, der die Folgen voraussieht und weiß, daß der Atomkrieg keine Bilderbuchapokalypse sein wird; der aber glaubt, daß er es als einziger weiß. Deshalb wird der Angriff auf halbem Wege gestoppt; die wirklichen

Kräfte der kämpferischen Gegenwart können nicht gesehen, die Scheu, von der Opposition zum Widerstand überzugehen, kann nicht überwunden werden. Unkenntnis schneidet den Blick in die Zukunft ab.

Vom Zerstörbaren reden

Wir wollen eines bei all dem nicht vergessen: Der Weltekel Enzensbergers ist Weltliebe, die sich nicht zu helfen weiß. Ihn gebiert die Angst vor der Bombe und die Depressionsvorstellung von der Ungeschütztheit der Welt. In der riesengroßen Gefahr sieht Enzensberger Menschen schlafen:

*es ist etwas in der luft, klebrig
und zäh, etwas, das keine farbe hat
(nur die jungen aktien spüren es nicht):
gegen uns geht es, gegen den seestern
und das getreide. und wir essen davon
und verleiben uns ein etwas zäbes,
und schlafen im blühenden boom,
im fünfjahresplan, arglos
schlafend im brennenden bemd,
wie geiseln umzingelt von einem zähen,
farblosen, einem gedunsenen schlund.*

(„an alle fernsprechteilnehmer“)

Es erhebt sich metaphysische Furcht, Enzensberger selbst vergißt wieder, daß die Gefahr einen Namen hat – gerade die jungen Aktien fühlen sich wohl im Gifthauch des Atomtods –, daß sie bekämpft werden kann, daß sie bekämpft wird. Es sei nur angemerkt, daß wir, den Siebenjahrplan verwirklichend, nicht im geringsten schlafen. (Auch hier kann Enzensberger in der flüchtigen Erinnerung, daß es ja auch das sozialistische Lager gibt, weder über das Detail, noch über das Wesen etwas Richtiges sagen.) Aus der sehr genau bestimmbaren Bedrohung durch die, denen die jungen Aktien Geld bringen, wird ein kosmischer Akt: „wir sind schon vergessen“ – „die schöpfung / nimmt nicht mehr / von uns notiz. für immer / verstummt aus ekel vor uns / dronte, zobel, albatros“. Beklemmend ernst erheben sich die Bilder: Selbst das Herz der Erde scheint nicht mehr sicher vor dem entfesselten Atom, die Drosseln sind bedroht und die Eulen, mit den Menschen sind bedroht die unschuldigen Geschöpfe der Erde: Seesterne, Butt und Wal, Otter und Robbe. Schier unfassbar, unsäglich ist die Gefahr für den Menschen; sein Mitleid für sie münzt Enzensberger provokatorisch mahnend um:

*sorgt euch nicht um die waisen,
aus dem sinn schlägt euch
die mündelsichern gefühle,
den ruhm, die rostfreien psalmen.
ich spreche nicht mehr von euch,
planern der spurlosen tat,
und von mir nicht und keinem.
ich spreche von dem was nicht spricht...*

(„das ende der eulen“)

In sehr widersprüchlichen Bildern ringt sich aus der Verwirrung die Hoffnung durch. Eine in sich harmonische Natur, die fest steht, auf die sich bauen läßt, die eine Ode wert ist, erscheint als Gegensatz zur unmenschlichen Zeit. Die Natur scheint ihm schön, sie kann trotz aller Bedrohung nicht zuschanden werden, sie ist gefeit und unzerstörbar, sie bietet sich für einen Augenblick als Ausweg an:

*warum kann ich nicht konten und feuer löschen,
abbestellen die gäste, die milch und die zeitung,
eingehn ins zarte gespräch der barze,
der laugen, der minerale, ins endlose brüten
und jammern der stoffe dringen, verharren
im tonlosen monolog der substanzen.*

(„gespräch der substanzen“)

Die Benn-Reminiszenz ist nicht zu verkennen, jenes Lob des Vorbewußten aus Absage an die Welt: „O daß wir unsere Ururahnen wären / Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor. / Leben und Tod, Befruchten und Gebären / glitte aus unseren stummen Säften vor“. (Benn, Gesänge I) Enzensbergers Haß auf die „großen Erfindungen“ steht in unmittelbarer Korrelation zu diesem Flucht-Wollen, in dem sich ein Zug seiner früheren Gedichte von 1957 absurd übersteigert. Damals bot er das Primitivdasein des Hirten, Naturwüchsigkeit, Wälder von Oliven, Buchten aus Schlick – Emigrationssehnsucht und -erfahrung wohl – als Alternativmöglichkeit zur militarisierten Welt – manchmal halb spöttisch – an: „spiralnebel, kulturkrisen, weltkriege / sind ephemere belanglosigkeiten ... / wichtig ist, daß du auf knirschender scheibe / sorgsam den lehm führst“. (In: „verteidigung der wölfe“, 1957). – Noch kann Enzensberger sich vor der Dekaden-Lösung zurückreißen, er gibt ihr zwar den kleinen Finger, aber nicht die ganze Hand. Er vermag, sich und – indirekt – anderen Aufgaben zu stellen. Das unmittelbar folgende Gedicht gibt schon den Gegenpol: Er ruft sich zurück vom Lob des schönen Nordlichts, der Kometen, Grönlands:

*ich will vom zerstörbaren reden,
wo wenig lob ist
und lob wenig, und wenig zeit,
da haust der krebs
in den gruben; und dich, meine hand,
in diese jauche
aus tod und gejoble versenken.*

(„das herz von grönland“)

Auch dieses Motiv ist eine Reminiszenz, doch wird sie von der anderen Front des großen historischen Kampfes bestimmt. Brechts „Schlechte Zeit für Lyrik“ klingt an, das „In mir streiten sich / Die Begeisterung über den blühenden Apfelbaum / Und das Entsetzen über die Reden des Anstreichers. / Aber nur das zweite / Drängt mich zum Schreibtisch“. Zwischen den Polen stehend, zwischen Benn und Brecht, die ja nicht nur verschiedenen literarischen Standpunkt bedeuten, erwägt Enzensberger das Richtige, und die Waage neigt sich unter dem größeren Gewicht, der wahren Menschlichkeit des Fortschritts.

Immerfort in diesen Gedichten wird die Frage nach dem Sinn des Handelns aufgeworfen. 1957, in Enzensbergers erster Sammlung, regierte noch die Aufforderung an den Gestürzten, doch liegen zu bleiben; herrschte das nihilistische Nicht-wissen-was des „lehrgedichts über den mord“:

*der unterschied zwischen mördern
und opfern ist graduell:
der schuldlose, will er den mord
verbindern, mordet selbst.
die weisheit im windschatten
sich eine bütte errichtend, binter
den schultern der täter verborgen,
ist wie diese mörderisch.*

(In: „verteidigung der wölfe“)

Das verzweifelt tapfere Sisyphos-Gedicht war damals noch eine Ausnahme:

*was du tust ist aussichtslos . . .
aber finde dich nicht damit ab . . .
lab dich an deiner ohnmacht nicht,
sondern vermehre um einen zentner
den zorn der welt, um ein gran.*

(In: „verteidigung der wölfe“)

Es war überschattet von dem verzweifelten Drift-Motiv, das in einem typischen Bilde die Konsequenzen der nihilistischen Ausweglosigkeit spät-

bürgerlicher Geistesverfassung aufgreift: Willenlos, hilflos, taub treiben sie da im heißen Wind, zerschellen im Stranden des wüsten Floßes. –

Jetzt, in der „landessprache“, sind solche Bilder als poetische Quellen noch nicht verschwunden, noch gibt es das Gefühl eines „lauschenden Toten“: „vom gewitter verworfen wie korken ruhn wir“; noch ist auch der Weg da, still und stumm zu sein wie die Harze; es tritt gar die verschleiert religiöse, und, durch die Gleichsetzung von Gott und niemand, ketzerische Variante hinzu:

*dein reich kehrt zu dir zurück,
verborgner, gläserner jäger.
in deiner großmut wirst du,
so wie den unschuldigen spargel,
dein ebenbild, das gezeichnete,
erbeuten, vergessen.
dein ist der ruhm und die rache.*

(„ode an niemand“)

Aber all das kommt nicht auf gegen die Verteidigung der Sisyphe-Haltung. Nämlich: Den letzten Sinn des Handelns noch nicht voll erkennend; den kommenden, den nahen Erfolg nicht sehend und doch beharrend auf dem Wesenszug des Menschen zu handeln; sich zu diesem Tun bekennd, sagt Enzensberger ziemlich am Schluß des Bandes:

*das gewimmer ist auf der erde.
macht, daß es weniger wird,
baut feste häuser, richtet euch ein,
verändert das elend, salbt nicht
die totschräger, trinkt alle tiere,
aber bedenkt: auch das,
was weniger wimmern wird,
wimmert allenfalls ...*

(„gewimmer und firmament“)

Und es steht da der Schrei:

*nein. nein,
aus den häusern räuchern, aus dem himmel jagen,
was noch nicht verwirkt ist, einholen, wenden ...*

(„spur der zukunft“)

Walter Jens und Ad den Besten sprechen von der Standpunktlosigkeit, die „moderner Lyrik“ eignet. Enzensbergers Versuch ist offensichtlich nicht standpunktlos. Wohl erscheint nicht alles einheitlich und klar: Verschiedene Lösungen der Probleme unserer Zeit und des Entscheids für den

Dichter tauchen auf. Oft scheinen sie von verschiedenen Anlässen her-
vergerufen, die die Entwicklung aufhalten oder fördern – über sie erfahren
wir nichts. Und so entsteht in Hoffnung und Verzweiflung das Bild der
Krise und des Übergangs. Es ist aber eine Krise, die vom Konflikt des
suchenden Dichters und einer ihm feindlichen Umwelt ausgeht, die ihren
Motor im Nicht-zufrieden-sein mit der Gefahr des vorbereiteten Krieges
und – unter allen pessimistischen Verallgemeinerungen – in einem huma-
nistischen Fundament besitzt.

Handeln für den Dichter ist vor allem dichterisches Handeln. Das will
Enzensberger, sein Streben geht nach der öffentlich bedeutsamen Problem-
stellung. Er sagt: ... zu zweifeln wäre allenfalls an einer Poesie, die sich
unseren Sorgen, Hoffnungen und Wünschen verschließt, sofern sie nicht
privater Natur sind.“ „Flinker-Almanach 1958“ Und mag da auch der
vierte Abschnitt seines Bandes „Loden an niemand“ genannt worden sein,
mag der zweite „gedichte für die gedichte nicht lesen“ heißen: Durch den
Wust einer gründlich rieselnden Propaganda-Reklame, die den Bundes-
bürger einwickeln will in Kurszettel, die ihm die Ohren mit Zuckerguß
volltränke, will Enzensberger zu den Menschen sprechen: „zu denen rede
ich kalt wie die nacht und beharrlich.“ Im Grunde will sein Gedicht ein
Gedicht des Glaubens sein, das Gedicht der Hoffnung, das Gedicht an
jemanden gerichtet. Im „geheul“, der „amtlichen schmierigen adler“ steht
er da: er hält sein Land ins Licht und nennt seinen Namen; er redet vom
Zerstörbaren, damit es nicht zerstört werde; er redet vom Ende der Eulen,
damit der Mensch sich besinne. – Die Adler: sie wollen seine Worte ver-
schlingen, sie fressen an seiner Leber. Das glänzende Bild, in dem der Bun-
des-Adler und der Prometheus-Zerfleischer zusammenfließen, sagt es aus:
Es ist der Bekenner Prometheus, der irgendwie in Enzensberger steckt, der
Lehrer und Menschenformer.

Sein Gedicht ist kein Geschenk, es ist ein „Gebrauchsgegenstand“ – in
Enzensbergers „gebrauchsanweisung“ werden Brechts „Anleitungen zum
Gebrauch der einzelnen Lektionen“ der Taschenpostille rezipiert. Auch dies
ist kein spielerischer Zufall. Als Meister des politischen Gedichts in
Deutschland sieht Enzensberger die „Ausnahmen“ Heinrich Heine und
Bertolt Brecht. Wieder wird Enzensbergers Versuch deutlich, sich in huma-
nistische Traditionen zu stellen: Er mißachtet ausdrücklich jene Literatur,
die konform mit dem „deutschen Wunder“ geht, das nun „nach dem Metz-
gerhandwerk und den Kartellen der Schwerindustrie“ sich auch in der
Literatur breitmacht. Er verspottet die „offizielle Ästhetik“, die „sich, so-
weit sie von der Sache überhaupt Notiz nahm, im Grunde bis auf den heuti-
gen Tag mit der beschämenden Auskunft zufriedengegeben, ein ‚politisch
Lied‘ sei ein ‚garstig Lied‘“. („Flinker-Almanach 1958“) Garstig – freilich

kann Enzensberger harmonische Klänge nicht anschlagen. Aus seiner Negierung des Goldschaums der Kantilene, der schönen Asphodelen auf den Totenwiesen, des menschlichen Schmutzes, der falschen Hymnen, der Innerlichkeiten und Frivolitäten, aus seiner Absage an den „goldenen schnittmusterbogen zur poetischen wiederaufrüstung“ entsteht indirekt sein eigenes dichterisches Programm:

*abschußrampen, armeebischofe, security risks,
leider: vokabeln ohne aroma, keineswegs holzfrei,
kaum zum goldschaum der kantilene zu schlagen,
kaum für trobadore geeignet.*

*asphodelen,
vielliebei, mohn und metaphysik, auch urin
und gebärmutterkrebs sind eber noch erlaubt,
wenn schon moderne, verzicht auf belcanto,
als abendländischer müll, globkes dossiers,
mord feixend gefülmt, sicherheitshauptämter
einst und jetzt . . .*

(In: „verteidigung der wölfe“)

DIE FAHRT NACH DEUTSCHLAND

Und Loli lächelte.

Ich bin ein Weißer, ein Deutscher bin ich, fahre jetzt nach Afrika.

Und war auf einem deutschen Dampfer, kam von Afrika und fuhr nach Deutschland.

Und war ein Schwarzer, Loli.

Und fuhr im Jahre 1896, sechzehn Jahr alt, mit seinem weißen Herrn nach Deutschland.

Loliwe Akunga Ngoma, ein Bantuneger aus Ostafrika, Loli genannt.

Langgliedrig, schlank, leicht hingebogen, lehnte er, mit einer Hand sich stützend, an der Reling, sie kaum berührend. Lächelnd, trotz jahrelanger ernster Belehrung auf Kaiser Wilhelms mächtiger Missionarschulstätte, natürlichem Spiel noch immer lustvoll geneigt.

Und es war doch ein Spiel: Weißer, Schwarzer, Weißer. Nach – von Deutschland. Von – nach Afrika. Afrika, wie das die weißen Lehrer nannten . . . Deutschland? Afrika?

War er nicht grad dabei, eins mit dem andern zu vertauschen?

Und reizte nicht alles zum Verwandlungsspaß, hier überm Wasser, das da unten, eben glatt, vom Schiff zerschnitten, Bugwelle war, und wieder glatt, Bugwelle immer wieder, Wirbel, Durcheinanderstürzen, blaugrünes Lichtspiel, weiß, Schaum, und immer wieder, ins Glatte verströmend, Glätte?

Ich fahre stehend durch das Meer, es läuft davon, alles verwandelt sich, und ich verwandle mich: Ein Weißer bin ich, Deutscher, Kaiser-Deutscher.

Die lockeren Glieder spannten sich. Verkrampften Halses, Kinn zur angenommenen Binde gerissen, senkrecht gereckt, ein Standbild oft geschauter imperialer Forschheit, stand er wie geschnitzt, verkniffenen Gesichts, fühlte so spielend sich als Weißer, als Kaiser-Deutscher vom schwarzen Krauselhaar bis in die Zehen, als hätt er einen Scheitel preußisch und stiefeltrittgewohnte Sohlen – war verwandelt.

Er hatte es im Busch gelernt, dies Sichverwandeln. Im Busch, in der geheimnisvollen tausend Jahre alten Schule seines Stammes für die Knaben, wenn sie Männer werden. Heimlich war er dort gewesen, ohne Wissen der Schul-Deutschen, der Missionare, als sie ihre Ferien machten in der Zeit der feuchten Hitze. Viel hatte er auf dieser Schule im Busch gelernt. Nicht

zuletzt dies Sichverwandeln. Er, Loliwe, hatte der alte Zurunga, der oberste Lehrer des Stammes, dort ihm zugeflüstert, beim Maskenspiel eines Nachts, er sollte nicht wieder zurückgehen zu diesen Nilpferdpeitschen-Deutschen, er sollte ein großer Erzähler seines Stammes werden, seines Volkes, und, vom Geheimbund der Männer geleitet, von Dorf zu Dorf wandern mit allen Wundern der Verwandlung; er könnte das, er hätte das große Geheimnis in sich, die Dinge reden zu lassen, als wären sie Menschen, und mit den Menschen zu zaubern, als wären sie Dinge. Und der alte Zauberer hatte ihm manches verraten vom Zauber zwischen „als wäre es so“ und „es ist“.

Loli war aber doch wieder zu den kalten Steinhaus-Deutschen gegangen. Denn sein Vater, der Häuptling, hatte ein anderes Wort gesagt: „Loli lerne, lern von den Weißen! Wir Schwarzen müssen von ihnen lernen, wie wir es machen, von ihnen frei zu sein.“

Und Loli lernte. Lernte gut.

Er verlor dabei niemals seine Geheimnisse. Hatte auch der alte Zurunga ihm nicht mehr helfen können, nach alter Stammestradition ein großer Kundiger zu werden, seine Natur, seine natürlichen Fähigkeiten im Spiel zu vervollkommen – so gehörten sie doch, wie er da lächelnd an der Reling stand, noch immer ihm. Ihm allein. Er hatte sie noch nicht verkaufen müssen. Noch hatte die „Marie Grootman“ ihr Endziel Deutschland nicht erreicht. Noch hatte Loli unbekümmert seinen Zauber mit sich und mit den Dingen. Er war allein. Um diese frühe Stunde war niemand an Deck. Der schwarze Deutschlandfahrer war jetzt ein weißer Deutscher, fuhr so nach Afrika und fragte die für einen Deutschen kluge Frage: Was werde ich von Afrika wohl nun in Afrika erfahren? Er klatschte mit der Hand an die Reling. Nun! Sag mir's, du! Und ließ dies Ding, die Reling, reden: Nichts, nichts wirst du erfahren, Deutscher. Nicht viel. Du wühlst im Dreck nach deinem Gott, und wo du Gold zu finden hoffst, nennst du den afrikan'schen Boden unsres Stammes dein Bergwerk. Du hast nichts Echtes, bekommst nichts Rechtes und weißt nur Schlechtes! Vom Guten Afrikas erfährt kein böser Weißer.

Lolis Spiel war ein afrikanisches Spiel, afrikanischer Dialog, ein schwarzer Monolog, von dem die Weißen an Bord nichts erfuhren; sie schliefen noch alle in der ersten Klasse oben und unten im Zwischendeck, wo Lolis Bwana, Lolis Herr, ihm einen Platz gegeben hatte. Loli, der erfolgreiche Zögling der Missionarsschule, hatte es ebenso erfolgreich geschafft, trotzallem Afrikaner zu bleiben. Darum hatte er oft solche Spiele. Nie ließ er sich's merken. Waren andere dabei, blieb alles Geheimnis und inneres Gesicht.

Jetzt aber lachte er laut; wie etwa ein Regisseur, den im dunklen Zu-

schauerraum des Theaters bei dem Spiel des Komikers auf einer Probe dies Geheimnis anrührt im seltenen Gelingen der Verwandlung eines deutschen Staatsbürgers, Berufskünstlers, Theater-Vertragsinhabers in ein Wesen andrer Art.

Loli hatte sich ins Lachen hineingespielt, er lachte. Plötzlich aber wurde der sechzehnjährige Knabe, der schon ein stammeskundiger Mann war, ernst. Und alles fiel ihm aus allen Rollen; das Wasser so oder so, glatt oder schäumend, war nur noch Wasser, die Reling Reling, und auch er war nur er selbst, Loli, und fragte nur noch sich selbst, den realen Sinn des Spiels enthüllend, auf der Suche nach der Moral von der Geschichte: Ich bin schwarz und fahre ins Weiße. Was werde ich dort erfahren? Loliwe Akunga Ngoma, du fährst nach Deutschland. Was wirst du in Deutschland erfahren? – Nichts? Erfährt denn Deutschlands Geheimnis jemals ein Schwarzer?

„Loli!“

Er schrak zusammen. Jetzt sprach die Wirklichkeit selbst, ein wirklicher Deutscher, sein Herr, über ihm, über die Reling des Decks der Luxus-Klasse gebeugt. Im Umdrehen, bevor er sah, daß sein Herr ihm freundlich zulächelte, wie gewöhnlich, denn es war ein freundlicher Herr, der Carl Grootman, Sohn des Reeders, auf dessen Schiff er jetzt mit Loli die große Reise nach Deutschland fuhr – im Umdrehen, im Zurücknehmen des Kopfs in den Nacken, um zu ihm aufzusehen, zu dem Herrn, dem Bwana, gingen Schnellabläufe durch Lolis Gehirn, mit Bildern vom Mord und Totschlag an seinen schwarzen Brüdern beim Aufstand in Tanga, jäh wechselnd mit Bildgedanken von der Eisenbahn, den Zwangskolonnen beim Schienenbau, den Brücken, Löchern durch Berge, Plantagen-Peitschen-Soldaten und freundlichen Garten-Missionaren mit diesen guten Büchern, Rohrstöcken, Bonbons und Nilpferdpeitschen und diesen guten und bösen Worten. Ja, ja – die Bilder sprachen auch. Deutsch.

„Hör mal!“

Loli hörte.

„Loli!“

In Lolis Herz war ein Andrang von Blut, Furcht vor Stimme und Weisheit, Macht und Gaben der Deutschen. . . . sie fahren schon viele Tage übers Meer mit mir, wie können sie dies alles tun? Lord Jesus, hast du ihnen dies alles gegeben? Warum? Wozu? Ich fürchte mich . . .

Carl Grootman, sein Herr, freundlich herabsehend, ahnte von alledem nichts. Er hatte, wohlgepflegter junger Mann Ende der Zwanzig, sein Frühstück bereits hinter sich und keinerlei Blutandrang nach dem Herzen. Er konnte auch nichts ahnen. Seine Vorstellungen von afrikanischer Psyche waren nicht aus systematischer Beobachtung der Wirklichkeit hervorgegangen, sondern aus den überheblichen, mystischen, unwissenschaftlichen Schrif-

ten der verschiedenen Großmachtforscher in Afrika, namentlich der deutschen. Damit hatte er zur Ergründung von Lolis Innenleben nicht viel anfangen können. Das ließ ihn seine lässige Neugier auf die Zukunft verschieben: mit Loli in Deutschland. Vorerst hatte er an den immer wieder eindeutig auf ihn wirkenden äußeren Reizen des schönen fremdartigen Jünglings sein Genügen. Wie er jetzt da so genüßlich seinen Schnurrbart drehte, wußte er, obwohl leicht durchschaubar und ohne besondere Geheimnisse, kaum etwas von sich selbst und seinen Regungen, geschweige denn von denen des Loliwe Akunga Ngoma. Herr Carl Grootman hatte im Auftrag der Firma eine Geschäftsreise nach Ostafrika unternommen. Aus der Geschäftsreise hatte er eine Vergnügungsreise gemacht. Genau genommen, hatte er sich überhaupt mit der Geschäftsreise nur beauftragen lassen, um eine Vergnügungsreise zu unternehmen. Wie gewöhnlich. Diesmal nach Afrika. Er, Mitglied der mächtigen Reederfamilie, konnte das. Er war, draußen und daheim, jüngerer Sohn des Seniors ohne Hauptvollmacht, stets mehr mit dem Vergnügen als mit dem Geschäft befaßt. Das Geschäft interessierte ihn nicht, darum mochte ihn alle Welt, die Geschäftswelt gern. Er störte nicht durch Anspruch und hatte nichts von der allzu erfolgreichen Härte seines Vaters, des Seniors, oder von der dynamischen Konkurrenzkraft seines mitregierenden Bruders, des Juniors der Firma. In Hamburg kannte ihn jedermann, aus dem Kreis der alten Patrizier, zu denen er gehörte, und aus dem Kreis der neuen, die dazugehören wollten. Wo immer die goldenen Initialen seiner Equipagen und Sportwagen aufleuchteten, beim Korso, bei Regatten, beim Derby, bei allen gesellschaftlichen Ereignissen Hamburgs, sagte man mit vertrauter und lässiger Zuneigung: „Grootmanns Jüngster isch jo 'n Prachtkirl, nöch?“ Der hanseatische Prachtkerl trug seinen Schnurrbart englisch gestutzt. Nicht wilhelmisch emporgespitzt wie der Kapitän des Schiffes, der eben grüßend und mit strammer Geste übers Meerweisend im Vorbeigehen aus seinem Vorrat oft erprobter, schneidiger Humore etwas von sich gab: „Franzmann in Sicht!“

Grootmans Jüngster, anderer Töne Freund, lächelte schwach. Die Finger seiner rechten Hand beendeten das angenehme Zwirbeln und Streicheln an den Schnurrbarthaaren, die sich ähnlich kraus anfühlten wie die auf Lolis Kopf. Nun war es an ihm, etwas zu zeigen. „Dort, siehst du, dort!“

Loli drehte sich wieder zurück, sah einen Streifen am Horizont. „Deutschland?“

„Nein, boy, Frankreich!“

„Wie ist Frankreich?“

„Habt ihr das nicht auf der Schule gehäbt?“

„Nein, nur Deutschland.“

„Über alles ...“ Der unpassend preußische Ton des Kapitäns – Franz-

mann – hatte in dem Hamburger die traditionelle Opposition mobil gemacht. Darum schüttelte er jetzt verächtlich den Kopf über die kaiser-preußisch-bornierte Missionarbildung. „Macht über alles erscheint unserm Senat unmöglich ohne Wissen der Welt. Wir Hamburger müssen jetzt unser Schulwesen reformieren, sonst sind wir nicht konkurrenzfähig“, hatte sogar Carls ziemlich reaktionärer, kulturfremder Chef und Bruder gesagt. Wie ist Frankreich? Ach ja – er mußte ja wohl antworten . . .

„Komm rauf, boy, das ist eine längere Geschichte.“ Aber erst, als Loli schon dabei war, über die Schiffsgänge und -treppen zu ihm hinaufzukommen, wurde der Kulturbemühte sich der Schwierigkeiten bewußt, einem sozusagen Ahnungslosen, aber auch – auch Kulturfremden, kurz und knapp zu erklären, wie Frankreich ist. Was konnte er auch schon Faßliches herausholen aus dem Durcheinander von Kenntnissen eines gebildeten Hamburgers am Ende des 19. Jahrhunderts? Vor allem hatte er keine Geschichte zu erzählen über Frankreich, keine längere und keine kurze, höchstens Einzelheiten.

„Tja, mein Junge – also Frankreich . . . kennst du Franzosen?“

„Ja, Franzosen kennen wir in Afrika.“

„Franzosen heißen die Menschen in Frankreich.“

„Sind das solche Menschen wie die Deutschen?“

„Das sind Menschen wie wir alle, wie zum Beispiel dein Volk, die Bantu, auch. Das hast du doch auf der Missionarschule gelernt? Das ist christlich.“

„Haben die Franzosen auch einen Kaiser wie die Deutschen?“

„Nein.“

„Aber wer befiehlt ihre Soldaten?“

Grootman ging in Windschutz, um für seine gute Hamburger Zigarre Feuer zu nehmen. Dann tauchte er wieder auf. „Woher weißt du, daß sie Soldaten haben, die Franzosen?“

„Das wissen wir in Afrika . . .“

Der weiße Fragesteller stutzte. Was meint er? – Wir . . . Das wissen wir in Afrika? Was steckt dahinter? – Unsinn. Nichts. Dies unschuldige Gesicht . . . nein, nein.

„Nun frag weiter, mein Kind! Was willst du wissen von den Franzosen?“

„Wie heißt ihr Häuptling?“

Die Zigarre brannte gut. Aber weil der Raucher beim Einziehen des Rauches über die, wie ihm schien, naive Frage lachen mußte, bekam er einen Husten. „Der heißt, wenn du willst, Präsident – aber das wäre auch wieder eine längere Geschichte.“ Der in der indianischen Sitte des Tabaktrinkens nun schon seit Jahrhunderten wohlgeübte Europäer wurde sich, bald paffend, bald inhalierend, bewußt, wie viel sehr lange Geschichten er zu erzählen nötig hätte, um auch nur irgendeine der selbstverständlichen Tat-

sachen seines europäischen Alltags zu erklären. Er versuchte, sich drumherum zu lächeln. „Ich mag sie gern, die Franzosen. Sie sind immer lustig, so wie du, so natürlich.“ Und gleich dachte er: Nein, das stimmt nicht, sie sind doch – das steht ja wohl kaum außer Frage – durchaus dekadent, die Franzosen. Zweikindersystem und so weiter ...

„Haben die Franzosen ein anderes Gesicht als die Deutschen?“

„N-nein.“

„Woher weißt du, Bwana, daß einer Franzose ist?“

„Er – er spricht französisch.“

„Und wenn er stumm ist? Wo siehst du, daß er Franzose ist?“

Der ahnungslose Herausforderer rettete sich nun vor dem Gegenangriff in ein herzlich sein sollendes Lachen. „In seinen Papieren.“

Loli hatte kaum Zeit, das wohlbemerkte Unechte im Gebaren des weißen Mannes zu registrieren; das Ungestüme seiner echten Neugier trieb ihn, weiter zu fragen: „Was für Papiere?“

„Solche.“ Der Europäer versuchte, sich mit einem Ausweis zu retten. Er nahm seinen kaiserlichen Paß aus der Briefftasche. „Deutscher bin ich. Da steht's.“

Loli nahm den Paß in die Hand. „Ja, ja, da steht's ... so ist es wohl wahr ...“

„Was gefällt dir dabei nicht?“

„Ich dachte immer, daß du vielleicht kein Deutscher bist.“

„Warum?“

„Du bist gut zu mir, Herr.“

Der „Herr“ Genannte streichelte ihm freundlich den Wuschelkopf. „Du bist auch ein guter Junge.“

Eine Barkasse legte an. Der Lotse stieg an Bord.

Wie ist Frankreich? Was soll ich ihm wirklich sagen ... ich habe doch hier nicht Vortrag zu halten wie ein Universitätsprofessor. Ein paar Impressionen genügen erst einmal. So stocherte er herum in Reminiszenzen an Pariser Restaurants und Künstlerkneipen, im Wirrwarr seines zeitüblichen Wissens. Was hab ich eigentlich von Frankreich in der Schule gehabt? Nicht viel. Vergessen. Die uralten hamburgisch-französischen Rotweinbeziehungen kamen ihm in den Sinn und viele ergötzliche Geschichten. Romane. Skandale. Prozesse. Die Weltausstellung neunundachtzig. Auch schon wieder sieben Jahre her! Alte Geschichten. Was ist das Neueste von Frankreich? Die Besetzung von Madagaskar? Der Antisemitenprozeß Dreyfus? Ist das französisch? Die Kriegsressentiments – sind die deutsch? Und wer, mein Gott, wer kann das so ohne weiteres verstehen? Zum Teufel, was ist Frankreich, kurz gesagt? Die Teufelsinsel? Elsaß-Lothringen? Carl Grootman kannte viele Länder und vieles auf vielen Gebieten, war aber nirgendwo

ein kurzaussagender Fachmann geworden. So konnte er es dem Fragenden auch jetzt nicht sein in Sachen Frankreich.

Loli sah ihm erwartungsvoll ins Gesicht, erwartete die Antwort von des Deutschen Weisheit. Er wußte noch nicht, wieviel Nichtwisser es damals gab in Europa. Er vermutete in seinem Herrn und jetzt auf dieser Reise mehr als bisher den Alleswisser, den Beherrscher der Kultur, von dem die Missionare soviel gesprochen hatten. Von dieser Kultur als der großen Macht und Zauberei der Europäer hatte Loli nur eine dämmernde Ahnung. Wie konnte er wissen, daß sie, in grandiosen Einzelheiten vor ihm aufleuchtend, als Ganzes mehr Möglichkeit und Werden als Wirklichkeit war. Wie konnte er annehmen, daß vor ihm einer stand, der durchaus kein Zauberer dieser Kultur war, sondern allerhöchstens ihr bemühter Dilettant, ohne Überblick, ohne Begriff von Zusammenhängen, ohne Wissen vom Ganzen. Grootman sprach, aber Loli bekam keine Antwort. Sein Interesse erlahmte, Wesentlicheres ergriff ihn, er schwieg. Auch Grootman, dies und das weiterdozierend, war mit sich beschäftigt. Da hab ich nun drauflos gelebt und gedacht – worin bin ich eigentlich diesem jungen Wilden voraus? Dieser Gedanke, schwarz wie Lolis Haut, tauchte in ihm auf, er war ja durchaus nicht gedankenlos, aber die ausgewachsene Lust am Belehren kitzelte ihn stärker als dieses Aufkeimen unbewußter Selbstkritik. Und während der verspielte Großbürger und Weltenbummler jetzt vergeblich klarzumachen versuchte, was ihm selbst durchaus unklar war, während er Splitter von Bildung und Beobachtung, fast ein wenig stotternd – wie sag ich's diesem Naturkinde? – als Bild des Tatsächlichen ausgab, kam ein Stück französische Wirklichkeit näher und der Hafen von Le Havre in Lolis Blickfeld.

Loli nahm ebensowenig von dessen Realität auf als von Grootmans irrealen Gerede. „Wann kommt Deutschland?“ Deutschland, das war der große, unbekannte Urwald. Loli, bereit, in ihn einzudringen, war ungeduldig, wollte weiter, was kümmerte ihn da noch dies Le Havre, dies Frankreich, er war schon weiter voraus, er erwartete alles von Deutschland.

„Dort links ist der Kriegshafen. Die Batterien vom Fort de Saint Adresse. Daneben der Leuchtturm. Das rechts ist die Seine. Ein großer Fluß, wie der Rufidji bei dir zu Hause in Afrika, er kommt von Paris, der großen Stadt der Franzosen, der Hauptstadt von Frankreich.“ Grootman, neugierig auf die Neugier des Missionarschülers, war enttäuscht, sie nicht in dessen gleichmütigem Gesichtsausdruck zu entdecken. Lolis scharfe Beobachtungsgabe war es ja gerade, die ihm einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, daß er, der ein wenig müde Europäer, ihn als ein Stück afrikanischer Lebendigkeit und unverbildeter Begabung als Beispiel für die Schöpferkraft des unverbrauchten Menschen nach Europa mitzunehmen beschloß hatte.

Der Kunstliebhaber Grootman hatte den prickelnden Wunsch und die listige Freude, den Herren Künstlern einmal zu zeigen, daß ihnen fehlte, was hier vorhanden war und was er nicht zu haben als Nichtkünstler, nur Liebhaber eben, weniger entbehren mußte als sie. – Wie dieser Loli doch ist, was sie sein möchten. Er sah ihn an, der aus der Wildnis kam, und dachte an sie, die sich dort hinsehten, die Künstler. Bei ihnen war es jetzt Mode, vor Masse, Maschinen und Materialismus in die unberührten Einsamkeiten der Welt, auf die Inseln der Südsee etwa, hinauszuflihen. Nach seinen eben in Afrika gesammelten Erfahrungen hielt Grootman aber das Leben in den mehr oder weniger unberührten Einsamkeiten für keinen Spaß auf die Dauer. Und das galt ja denn doch wohl, vom allgemein Menschlichen her betrachtet, für die Künstler ebenso wie für die Nichtkünstler. Er, der nach vergeblichen Versuchen in den verschiedensten Künsten sich, wenn auch weiter dilettierend, kaum noch unter die Künstler zu rechnen vermaß, hatte eine gewisse Freude in der Feststellung, daß es eine Utopie sei, die europäische Kultur fern von ihren Annehmlichkeiten neu zu beleben. Er lächelte über die diesbezüglichen Malergespräche in Ateliers und Literaturdebatten in Künstlerkneipen wie über die verschiedenen Durchführungsversuche da und dort. Seine kritischen Ideen darüber hielt er für sein persönliches, höchst originelles Eigentum. Weit davon entfernt, ihnen durch eine Tat Wirkung verleihen zu wollen oder zu können, hatte ihn aber ein paradoxes Spiel seines leichten Bewegung gewohnten Geistes etwas finden lassen, von dem er noch nicht wußte, wie durchaus es mit großer Wahrheit und Wirklichkeit zu tun hatte: Loli.

Er hatte gefunden, daß in dem einfachen Negerkind mehr Kunst steckte als in all den großspurigen Künstlern zusammen, die daheim den Kunstbetrieb ausmachten. Eines Tages hatte er, beim abermaligen Besuch der Missionarschule von Lolis Schönheit wiederum entzückt, ihn – Zeichnen war immer noch eines seiner Hauptvergnügen – zum Modell genommen. Die fertige Zeichnung hatte er Loli dann gezeigt, hatte ihn gefragt, ob sie gut sei, ähnlich und so weiter. Da hatte dann damals Loli staunend gelächelt. Und das war so entzückend gewesen. Gerade dies Staunen, das sich – wie merkwürdig – vor seiner Zeichnung damals so intensiv und jetzt – wie schade – vor der Wirklichkeit, vor dem so interessanten französischen Hafen nicht einstellte. Zum Spaß hatte er ihm gesagt: „Nun zeichne du!“ und hatte vor ihm ein weißes Blatt befestigt und ihm den Zeichenstift in die Hand gedrückt. Und hatte sich zum Spaß, als wäre er, der Grootman aus Europa, jetzt des Afrikaners Modell, auf Lolis früheren Platz gestellt. Dann aber hatte es ihm den Atem verschlagen. Loli, ohne sich viel zu besinnen, hatte drauflos gezeichnet, und – jetzt war das Staunen an Grootman gewesen – getroffen worden war er, von dieser Zeichnung und von dem Zeichner. Er

hatte gestaunt damals, und auch jetzt sah er Loli an, der ein wenig abgewandt dastand, und staunte noch immer. Er hatte ihn dann dazu gebracht, mehr zu zeichnen und mehr. Erst nach der Natur und dann aus der Erinnerung an Dorf und Busch. Das Resultat war erstaunlich gewesen, épatant, wie der Franzose sagt – der Franzose . . . Und jetzt sollte Loli nach Europa auf eine Zeichenschule, Carl Grootman würde einen großen Künstler aus ihm machen und beweisen – was, war ihm nicht klar, aber dies eminente Naturtalent würde schon irgendetwas beweisen, darum hatte er ihn jetzt mitgenommen. Das hatte sich der reich dotierte Sohn des Reederei-Inhabers leisten, hatte er, Herr aller Verbindungen, durchsetzen können. Um so mehr, als auch die Missionsschulleitung willfährig darauf einging, namentlich als er unter Verschleierung seiner wirklichen Absichten eine weitere Ausbildung ihres Zöglings in Sachen der christlichen Lehre auf einem dazu geeigneten Internat in der Heimat vorgeschlagen hatte.

Für Loli war Le Havre kein besonderes Ereignis. Er hatte inzwischen auf der Reise schon viele Häfen gesehen. Mit erst stürmischem, dann immer schneller abnehmendem Interesse. Leicht ermüdbar war er, wie mancher allzu stark Aufnehmende, Phantasievolle, der, ob Schwarzer, ob Weißer, überall Gefahren der Wildnis des Lebens wittert, Schlangen und Leoparden und Unbekanntes. Er war der Häfen müde. Mit Molen, Segelschiffgestänge, Schornsteinen, Rampen, Kränen, Aus- und Einfahrt glichen sie sich alle. Wenigstens schien es seiner Ungeduld so. Er wollte ans Ziel der Reise, an Land, nach Deutschland. Was ging ihn Frankreich an, die Werften dort, die Silhouetten der Kirchen, der Kai, das Ausladen, das Einladen. Er sollte für Grootman staunen und staunte nicht, der Staunenswerte.

Das Ausladen war bald geschafft. Eingeladen wurde nicht viel. Grootman, auf der Suche nach irgendeiner kleinen Sensation, seufzte verspielt: „Ach – hätte ich das gewußt, boy, ich hätte noch nicht gefrühstückt. Da! Siehst du? Nein dort, so sieh doch hin! Das sind die berühmten, langen französischen Weißbrote. Das ist Frankreich da in dem Korb. Kluger Koch, daß er sie von dem Kocksjung da schnell noch hat einkaufen lassen. Boy! Heut nachmittag zum Kaffee kommst du wieder nach oben. Paß auf! Das wird ein Festschmaus wie auf einer Hochzeit bei dir im Dorf. Du hast doch gefrühstückt?“

„Ich, Bwana, nein, ich . . .“

„Na aber! Dann geh und koste gleich einmal von diesen Broten. Französisch schmeckt gut.“

Loli ging hinunter.

Grootman stieg ein kleiner schiffsklassenbedingter Zweifel auf, ob diese leckere Weißbrotkost wohl auch im Zwischendeck verabfolgt werden würde. Aber der kleine Zweifel blieb nicht lange allein, aus ihm wuchsen

die großen: ob er Loli richtig geantwortet hätte, ob er Loli überhaupt richtig behandle, ob es gut ausgehen würde mit Loli, ob Loli vielleicht von Deutschland zuviel erwarte, enttäuscht werden würde von Deutschland, von Deutschlands Kultur, von Deutschlands Kulturträgern, die vor den Kopf zu stoßen er Loli doch gerade ausersehen hätte. Ob er, Carl Grootman, überhaupt der Geeignete wäre, dem immer Fragenden Rede und Antwort zu stehen, er sei doch nichts als ein Sohn des schiffahrttreibenden Hamburg, ein nüchterner Durchschnittsmensch . . .

Deutsche Reisende kamen an Bord.

Durchschnittsmenschen wie ich, dachte Grootman im Zuge seiner Gedanken, vorerst noch bescheiden, räsonierte dann aber gleich wieder überheblich, großbürgerlich, hamburgisch, sie seien doch sofort und allzu sehr als Deutsche erkennbar. In Gang, Haltung, Anzug. Zu forsch, zu steif, zu dienstlich. Durchschnittsdeutsche! Er nahm die ostentativ legere Pose des überdurchschnittlichen, von nationalen Vorurteilen freien Welt-Herrn, Welt-Mannes an und versuchte dann doch wieder sehr deutsch weiter über seinen Loli nachzudenken: ob's nicht richtig wäre, diesem afrikanischen Genie ein deutsches gegenüberzustellen, dem schwarzen ein weißes. Und weil er, Dilettant in jeder Hinsicht, das zufällig bemerkte Zeichentalent für das Bemerkenswerteste an Loli hielt, sinnierte er, wo es zur Zeit einen genialen deutschen Zeichner gäbe, zu dem er mit Loli gehen, vor dem Loli so klein werden könnte, so durchschnittlich wie er jetzt vor ihm. Ach ja, den gäbe es wohl, den genialen Zeichner und Maler . . . Aber wie er sich ihn dann in Berlin Loli gegenüber vorstellte, schien ihm mit einem Schlage eine solche Gegenüberstellung unstatthaft und lächerlich, ein etwaiges Zusammenbringen unmöglich. Der große weltberühmte Deutsche und der kleine ruhmlose Negerjunge, der nicht einmal wissen würde, was Ruhm ist bei Künstlern und Königen oder was gar ein „Flötenkonzert“. Und weil er an sich selbst soviel zu zweifeln gehabt hatte, zweifelte er nun auch an Lolis Genie und warf sich vor, daß es nur in seiner Einbildung bestünde, weil er in Loli der äußeren Erscheinung, der Schönheit wegen sozusagen, verliebt gewesen wäre.

Und doch, vor allem war es Lolis Genie, das auf ihn gewirkt hatte – das Genie des einfachen, unverbildeten Menschen. Das war für Grootman eine Sensation. War eine Kultursensation für den kulturverwirrten Reeder-sohn, die ihn beunruhigte, die ihm unheimlich war, wie sie ihm immer und überall unheimlich gewesen wäre. Nicht nur in Afrika – daheim. Nicht nur in Schwarz – in Weiß. Als das uralte Weltwunder des Menschen – des einfachen, unverbildeten Menschen. Und plötzlich empfand er – weit entfernt, solch einen Zusammenhang zu denken –, wie sich ihm die klare afrikanische Sensation Loli verwandelte in eine nebelhafte deutsche. Das war

noch unheimlicher. Und er geriet in einen durch die Schwäche seiner Natur gemilderten panischen Zustand. – Ich habe eine Situation herbeigeführt, die ich nicht bewältigen werde. Katastrophen werden kommen, unbekannte Kräfte, ja, unheimliche. Er hatte Angst, Loli zu verlieren. Nicht ohne Grund. Die Situation war aber jetzt schon nicht mehr die seine. Sie gehörte Loli. Der war schon jetzt Herr der Situation. Grootman war durchaus nicht ihr Mittelpunkt; er hatte nur finanzielle und kolonialgouvernementale Macht ausnützen können, um sich vorläufig als zentrale Figur aufzuspielen. Er war Randfigur. Von Anfang an dazu bestimmt, als er Lolis Situation herbeiführte. Loli fuhr nach Deutschland. Was nun werden würde, lag außer an Loli selbst nur daran, welche wirkende Kraft ebenso stark sein würde wie die seine – oder noch stärker.

Überraschend viel Passagiere nach Cuxhaven und Hamburg stiegen ein. In jedem neu Hinzukommenden konnte eine solche Kraft vorhanden sein. Der Kraftlose spürte das, darum hatte er vor jedem instinktiv Angst. Und er begriff nicht, daß nur Loli würde entscheiden können, welche Kraft bleibend, welche entscheidend, welche ihm zufällig und welche notwendig sein würde. Darum dachte der um Antwort Verlegene entsetzt: Wer wird ihm Antwort geben? Wer wird mich verdrängen? Er fürchtete sich vor den Kommenden und dem Kommenden.

Das war die Situation. Und im Kommen waren schon jetzt, noch vor der Ankunft in Deutschland, viele. Der und jener. Vor allem erst einmal ein Mann, namens Präsens. Schon stand er dort auf dem Kai. Und war einer, der dem besitzsüchtigen Grootman gefährlicher, ja sogar Loli ähnlicher war, als es auf Anhieb aussah – kein Durchschnittlicher.

Der vor dergleichen so Besorgte hatte ihn schon gesehen, aber noch nicht ganz erkannt. Durchs Fernglas beobachtend, hatte er einen Augenblick oberflächlich dahingedacht: Ist das nicht der amüsante Rechtsanwalt aus Altona? Wo hab ich ihn doch kennengelernt? Bei Senator Krusemarck? Im Regattaklub? Wie heißt er doch?

Schlanker, gut angezogener Anfangsdreißiger, im zweckdienlichen weit geschnittenen, der Zeitmode entsprechenden Lodenmantel, mit praktischer Reisemütze, sah der Rechtsanwalt Präsens, auch er unverkennbar ein Deutscher, englisch aus, ein ganz klein wenig, wie das viele Hamburger und Altonaer damals mit leichter Distanzierung vom allzu Preußischen liebten und pflegten.

Der ist ungefährlich, der nimmt ihn mir nicht weg, der wird mir helfen, der Amüsante mit seinem Amusement, der wird lustige Antworten geben, der reißt keine unnützen Tiefen auf, der hat die Fähigkeit, heiter, hübsch auf der Oberfläche zu bleiben, wie mir das lieb ist, immer und vor allem jetzt in meiner Situation.

Und wie nun der ein ganz klein wenig englisch Gekleidete, mit der ein ganz klein wenig spitzen, spöttischen Nase und den lustigen, ein ganz klein wenig melancholischen Augen von unten herauf das Schiff musterte, amüsiert, so eben oberflächlich amüsiert, erzeugte er sofort auch in Grootman die gute Stimmung des amüsierten, oberflächlichen Beobachtens und befestigte bei ihm seine augenscheinliche Haupteigenschaft „amüsant“ und die Hoffnung auf gute Gesellschaft bis Hamburg. Und Lolis an allen eigenen Eigenschaften zweifelnder Bwana klammerte sich an die Vorstellung, daß der Amüsante in der Lage wäre, mit den Zaubern seiner Heiterkeit alle aufgetanen Abgründe zu schließen.

Dr. Präsens wollte eben über die Gangway aufs Schiff steigen, als ihm ein eilig herbeilaufender Bote, an seiner Mütze als Angestellter der Grootmanschen Agentur in Le Havre kenntlich, durch den nahezu dramatisch hervorgestoßenen Schrei „Herr Doktor!“ zum Einhalten zwang. Dr. Präsens, Rechtsanwalt aus Altona, den Anruf „Herr Doktor“ nun schon einige Jahre gewohnt, war sofort überzeugt, daß er auch diesmal ihm galt.

„Herr Doktor, ein Telegramm!“

„Ein Telegramm!“ Erstaunt, aber doch sofort mit berufsmäßiger Gewohnheit den Anschein besonderer Aufregung überspielend, griff der Doktor nach dem Papier, las, lächelte und gab es zurück. „Irrtum, mein Lieber. Irrtum! Dr. Billung – das bin ich leider nicht.“

Durch das anregend lächelnde Gesicht des Passagiers mutig gemacht, wagte der Bote ein „Doch!“, das nunmehr den Dr. Präsens äußerst belustigte. „Nein, nein.“

„Doch.“

„Und warum bestehen Sie darauf, daß ich Dr. Billung bin?“ Er nahm die Mütze ab, strich sich übers Haar und stellte sich in Positur. „Sehe ich denn wirklich so bedeutend aus? Wie ein Schriftsteller?“

„Außer dem Telegramm hatten wir in der Agentur noch einen Telefonanruf aus Paris von Herrn Doktors Bruder.“

„Ich habe keinen Bruder.“

„Herrn Doktors Bruder sagten, Herr Doktor reisen wahrscheinlich inkognito.“ Der Bote der Weltfirma hielt sich für einen erfahrenen Welt- und Menschenkenner und ließ sich aus Berufsgründen in seiner Meinung nicht erschüttern. „Inkognito, Herr Doktor!“

„Ich heiße Präsens.“

„Inkognito.“

„Ich wollt, es wär so.“ Nun lachte Präsens sein volles Spaß-am-Leben-Lachen. „Ich bin kein berühmter Schriftsteller, bin nicht aus Berlin. Ich bin ein völlig unberühmter Rechtsanwalt aus Altona. Sie können mir glauben, zu mehr langt's bei mir nicht. Fühle mich aber ganz wohl dabei, junger

Mann. Aber Dr. Billung? Nein, nein, nein. Vielleicht würde ich ihn wiedererkennen. Sein Bild ist oft in der Zeitung. Ich erinnere mich dunkel an sein Gesicht. Warten Sie, ich bleibe hier unten an der Gangway stehen und helfe Ihnen, bis der Dampfer das letzte Signal tutet. Viel Passagiere kommen ja doch nicht mehr. – Das da ist eine Gruppe Artisten. Die hab ich eben bei der Zollkontrolle erlebt. Nette Leute, aber keine Schriftsteller. Vielleicht deswegen. – Ah, Herr Morton! Vorsicht! So, bitte...“ Er setzte an, einem Mann auf Krücken zur Gangway hinaufzuhelfen, nahm aber sofort mit einem fröhlichen „Bis nachher“ davon Abstand, als er merkte, daß der geschickt Hinaufhüpfende keine Hilfe wünschte. „Das war der Manager der Artistengruppe. Dem gehört das Variété ‚Harmonia‘ in Hamburg. Das auf der Reeperbahn. Kennen Sie doch!“

„Tjå –“ meinte unsicher lächelnd der immer noch ein wenig mißtrauische Bote zu dem vermeintlichen Inkognito.

Präsens nahm den vertrauten Ton sofort auf. „Na, mien Jong? Bist auch von der Waterkant?“

Der Bote stand ein wenig unsicher, ein wenig geschmeichelt neben ihm, der jetzt, durch die Verwechslungssituation amüsiert und angeregt, den Spaß vorspielte, alle vom Kai her sich zum Schiff hinbewegenden Personen nacheinander für einen – den gesuchten – Schriftsteller zu halten. „Inkognito!“ sagte er, kniff ein Auge und hob den amüsiert zuckenden Zeigefinger. „Der Fall ist klar. Der Schriftsteller verbirgt sich in der wohlgelungenen Maske des Schauermannes dort, der eben die Kiste an Bord huckt. Auf der Flucht vor dem trügerischen Lorbeer in das ehrliche Gewand des schlichten Werkmannes! Vom Mann der Feder zum Mann der Arbeit! Geben Sie ihm das Telegramm, verehrter Grootmanscher Bote des Schicksals! Der da mit seinem Nietzschebart ist unser Doktor Billung. Kein anderer!“

Rums – bums! Die schwere Kiste kam etwas polternd zu Schiff. Eine scharfe Stimme schimpfte scheppernd aus „Marie Grootmans“ Schiffbauch hinter dem Kistenträger her. Der, Franzose, ein junger Arbeitsloser, ungewohnt solcher Arbeit, wischte sich den Schweiß aus dem Nacken und blickte mit einem erstaunten Lächeln zurück ins Dunkle, wo wütendes Gebrüll kein Ende nahm.

Präsens schüttelte den Kopf. „Nein, er ist es doch nicht, unser Billung. Das wäre wohl auch zuviel Last gewesen für einen berühmten Feuilletonisten. So einer trägt nichts Gewichtiges. Zudem – wie vergnügt sieht er jetzt aus, trotz allem Grollen der Unterwelt, unser junger Schauermann. Ich habe mich geirrt. Das ist kein deutscher Schriftsteller. Ein solcher ist kompliziert, aber nicht vergnügt wie ein Franzos. Vielleicht ist es der da ... warum nicht? Ein Komödiendichter als Bootsmann verkleidet, in Uniform. Natürlich. Komödiendichter haben bei uns alle Uniform an.“

Diesen Witz verstand nun der Bote überhaupt nicht. Damals verstand einer wie er die Uniform keineswegs in komischen Zusammenhängen. Witzblätter wurden von seinesgleichen nicht gelesen. Kein Angestellter in seiner Stellung war literarisch interessiert. Der Kulturanspruch hörte beim Leiter des Büros auf, der ab und zu in das französische Varieté ging. Der Bote der deutschen Schiffsagentur lachte nur schwach, devot und unehrlich. Präsens, der bei seinen Späßen starke Lacher gewohnt war, ging darum sofort zu der derberen Wirkung über, in verschiedenen Tieren, die, von den wachsamen Artisten begleitet, teils mit, teils ohne Käfig an Bord befördert wurden, den gesuchten Schriftsteller zu vermuten. Die ernste, würdige Art zu argumentieren, warum in dem Fell dieses Kamels oder jenes strubbligen Hundes, vielleicht aber in dem dieses gutmütig tappenden Bären mit den kleinen böartigen Augen unbedingt der berühmte Schriftsteller versteckt sein müsse, brachte nun auch den Boten, er wußte nicht recht wie, von einem Lachanfall in den andern. Der Doktor dozierte mit dem lustig zukuckenden Zeigefinger und einem spitzbübischen Gesicht. „Der Fall ist klar. Nicht in diesem häßlichen Affen, nicht in diesem unflätigen Papagei mit seinen unverblühten Aufforderungen haben wir ihn, unsern feinsinnigen Literaten zu suchen. Es wäre auch zu billig, ihn dort zu finden. In diesem Seehund aber ist er zweifellos verborgen. Wir haben ihn. Dies ist sein Inkognito. Betrachten Sie doch nur, wie ungehemmt durch Knochen der Körper hin- und herrutscht unter diesem glatten, blanken Fell. Und diese Nase, mit der er fähig ist, uns alles, ja aber wirklich alles vorzubalancieren – er schwebt an Bord in seinem Käfig. Er ist's. Der Seehund ist's. Er ist an Bord. Es tutet. Leben Sie wohl. Geben Sie Ihr Telegramm diesem Steward hier. Er ist ein freundlicher Mann und wird es befördern.“

Präsens verschwand leichtfüßig und vergnügt nach oben.

„Jawohl, Herr Doktor!“ rief ihm der kleine Angestellte nach; denn Billung oder nicht Billung, mindestens ein Doktor mußte er ja doch wohl gewesen sein, dieser ohne Zweifel hochgebildete amüsante Herr. Dann übergab er das Telegramm dem Steward.

Der Dampfer verließ den Hafen.

Grootman hatte Präsens zu dessen Überraschung überaus freundlich begrüßt. Und nun erzählte der Altonaer, neben dem Hamburger an der Reling die Ausfahrt genießend, mit den Ausschmückungen des geübten Erzählers die Komödie, wie man da eben durchaus einen harmlosen Juristen von der Waterkant in einen Berliner Poeten hatte verwandeln wollen. Die Waterkant mußte nun bei dieser Antithese herhalten, weil einem Hamburger damals durch die unangenehme Tatsache, daß Altona staatsrechtlich zu Preußen gehörte, ab und an das Lachen verging. Das hatte der Amüsante in der Praxis von Wirtschaftsprozessen oft genug erlebt, er snakte also

darum jetzt hamburgisch-demokratisch ein bißchen im Dialekt weiter, und da er nun seinen Zuhörer durch all dies genug amüsiert hatte, wies er mit ironisch-pathetischem Zeigefinger auf die schwarz-weiß-rote Handelsflagge, die munter, wie er betonte, am Heck des Schiffes im frischen französischen Küstenwind hin- und herflatterte. „Verehrter Herr Grootman, ich nehme an, Sie kennen den neuesten Erlaß Seiner Majestät, unseres Kaisers.“ Dabei deutete er, ehemaliger Einjähriger im Schleswig-Holsteinischen Artillerieregiment Nr. 45, nunmehriger Vizefeldwebel der Reserve, mit den erforderlichen, gut eingeschliffenen Reflexbewegungen ausgestattet, mühelos, routinierter Schauspieler wie jeder gewesene Soldat, jene Haltung an, die im kaiserlichen Deutschland einer dem andern als Disziplin vortäuschte. „Auf allen Seehandelsschiffen, deren Führer Offiziere des Beurlaubtenstandes oder Secoffiziere a. D. sind, wird die Handelsflagge mit Eisenkreuz gesetzt.“

Der Reederssohn kannte den Erlaß und gab seiner im Schoße der Hanseatenfamilie geborenen Mißbilligung unverblümt Ausdruck. Präsens aber, der nun sicher war, das richtige Publikum dafür zu haben, spottete im Ton der Bismarckanhänger, denen er nahestand, freiweg über den schneidigen Jung-Kaiser und dessen Hurradiplomatie. „Auch diesen Erlaß hat die französische Presse und die englische natürlich mit Begeisterung veröffentlicht. Ich selbst habe ihn in Paris zu meiner unbeschreiblichen Freude gelesen. Er hat im Ausland ein nur allzuberechtigtes Aufsehen erregt.“ Präsens kickste in den höchsten Tönen wie ein überforderter Wagnertenor. „Das Vertrauen zur deutschen Handelsflotte ist in einem ungeheuren Ausmaß gestiegen. Auch hier kann unter Führung eines solchen Eisenkreuz-Käptens lieb Vaterland ruhig sein. Hier kommt alles in die rechten Hände, wie auch besagtes Telegramm. Passen Sie auf, hier ist nicht nur der falsche, hier ist auch der richtige Billung an Bord. Hier herrscht Ordnung.“

Sie herrschte nur scheinbar, die Ordnung unter Wilhelms des Zweiten Flagge mit dem Eisenkreuz. Zwar war der richtige Billung an Bord, aber in voller Unordnung. Dafür sorgte Helene, die er mitgebracht hatte. Sie hatte Billungen während des Auspackens der Reiseutensilien in reizvoller, aber durchaus ungebührlicher Weise abgelenkt, nun lag sie mit ihm auf dem Bett der Luxuskabine und zwang ihn, ganz der Ehemann zu sein, als der er sich – höchst unordentlich – bei der Buchung der Schiffsplätze ausgegeben hatte: Ehemann Wölfert. Dr. Wölfert natürlich – mit Frau. Es war das eine ziemliche Frechheit von Billung, denn Helene war in Berlin sehr und durchaus nicht als seine Frau bekannt. Die „fromme Helene“ wurde sie im Konfektionsviertel um den Hausvogteiplatz und im Vergnügungsviertel um die Friedrichstraße genannt. Aber Billung hatte damit gerechnet, keine Bekannten zu treffen auf dieser Strecke Le Havre-Ham-

burg und gedachte, auf dieser Dampferfahrt einen schönen Abschluß zu haben nach der Riviera-Reise und nach Paris. „Wir wollen an Deck!“ Billung sprang auf. „Zieh dich an!“ Er selbst tat es, ein wenig schnaufend und ohne sich seines Bauches zu schämen, der hinter dem des arbeiter eleganten Europas, des Prinzen von Wales, allerdings noch ein wenig zurückstand. Bäuche waren damals Mode für alle, die auf der nationalen Suppe oben schwammen, als Fettschicht. In England und in Deutschland. Billung war Deutscher, deutsch durchaus und entschiedener als Präzens, gehörte er durch seinen Bruder, den Legationsrat im Auswärtigen Amt, zu den Anhängern des von Jung-Wilhelm II. gestürzten Altreichskanzlers Bismarck, seines nationalen Abgottes. Aber sein Lebensstil war ein internationaler, und die Riviera und Paris hatten ihn wieder einmal überzeugt, daß auch der Deutsche mit seinem mächtig anschwellenden Reichtum dazugehörte. Zu dick oder nicht zu dick, der Frack war teuer und saß. Die Perlenknöpfe im Hemd waren kostbar. Für Billung war die Schriftstellerei ein einträglicher Beruf. „Es ist Zeit zum Diner“, sagte er, immer gierig nach irgendwelchen Genüssen, „mach, mach, Helenchen, da kannst du mal zeigen, wie eine richtige Frau Dr. Wölfert zu sein hat.“

„Na und? – Na, wie denn?“

„Vornehm, zurückhaltend, taktvoll, mit Haltung, alles Unlautere von vornherein abweisend, kurz – eine Dame.“

„Wenn's weiter nichts ist. Können wir. Kennen wir.“ Helene kannte den kultivierten Geschmack der modernen Dame, den sie in der Branche hatte ausbilden helfen. Sie nahm das schwarzgraue Kleid aus dem Koffer. Am Hals hochgeschlossen, mit weißem Halskragen, weißen Manschetten, leicht gepufft auf den Schultern, war es kein großes Kleid fürs Diner, aber gerade deshalb vornehm, zurückhaltend, taktvoll und so weiter. Dazu eine schwarze Federboa, und Helene hatte sich, ihre erprobt attraktive Figur mit einbeziehend, in eine äußerst wirkungsvolle, vornehme Dame verwandelt, in eine Frau Dr. Wölfert, wie sie nicht besser sein konnte.

Und sie wirkte. Die table d'hôte im Salon der Luxusklasse war gut besetzt. Außer den Deutschen gab es Reisende aller Nationen. Mit echten Damen und Herren, deren flaggenbehütete Lebensführung zum Teil durchaus so unordentlich war wie die des unechten Ehepaars und ebenso unerheblich. Es hatte sich international bemerkbar gemacht, daß Verpflegung und Bedienung auf deutschen Dampfern vorzüglich waren. Der Kapitän Hansen, dieses deutschen Erfolges wieder einmal ansichtig, weit davon entfernt, ihn freudig und bescheiden zu genießen, biß wie berauscht in sein deutsches, wohl zubereitetes Englisches Steak und blitzte nur so vor Hochmut. Herr Grootman, der Sohn und Bruder seiner Chefs, saß selbstverständlich am Kapitänstisch, ebenso der amüsante Herr Dr. Präzens, den er

mitgebracht hatte. Lolis wegen mitgebracht hatte, denn er dachte, ihn nach dem Essen als Amüsierer, Retter in der Not, Lolis Fragenbeantworter und, wer konnte wissen, juristischer Berater in dessen Angelegenheit auszubeten. Er sprach, immer in Vorbereitung darauf, von Afrika, dozierte von Wildheit, Barbarei und Gentilorganisationen, was er, ohne es richtig begreifen zu können, in einem englischen Buch gelesen hatte. Präsens aber hörte kaum zu. Er fand es spaßiger, unter diesen gepflegten Wilden, unter diesen Barbaren im Frack mit den kultivierten Manieren den Dr. Billung zu suchen, denn an den mußte er denken, an diesen Literaten, für den man ihn gehalten hatte, und an sein Inkognito. Dort einer von denen? Nein, nein. Das sind keine Literaten, nicht einmal Leser von Literatur. Und das da sind Engländer, ganz Weltherrschaft, jenseits von Inkognito und Nichtinkognito.

„Herr Dr. Wölfert und Frau, Luxuskabine 7 und 8, Fabrikbesitzer.“ Mit einem Kopfnicken verabschiedete der Kapitän den leise Auskunft gebenden Obersteward. Frau Dr. Wölfert hatte gewirkt. Auf den Kapitän, auf den ganzen Saal. Man sah. Und auch der Suchende konnte an ihr nicht vorbeigehen. Der Mann jener bemerkenswerten Dame, Dr. Wölfert, sitzt mit dem Rücken zu uns, ob der vielleicht ... Bis der Beobachtete sich endlich, dem Steward winkend, herumdrehte, lag Präsens auf der Lauer, und dann glaubte er mit Bestimmtheit, Billung, den ziemlich berühmten Billung, nach Zeitschriftenbildern wiederzuerkennen. Er war aus Taktgründen mit Grootman übereingekommen, dem Kapitän nichts von der Telegramm-affaire zu erzählen, man könnte ja selber mal in die Lage kommen, soll doch der Kapitän mit dem Telegramm machen, was er will. Aber Billung – und es ist Billung da drüben! – gehörte zur Bismarckfronde, das wußte Präsens. Billungs Bruder war ebenfalls ein bekannter Schriftsteller und Legationsrat, vielleicht war darum das Telegramm doch wichtig, politisch wichtig ... Obwohl Präsens alle Politik verdrießlich und gleichgültig war, unerheblich, trieb ihn wieder einmal irgendetwas zur Aktivität. Ist das Frau Dr. Billung? fragte er sich jetzt und bekam Spaß an der Sache. „Ja, ja, das ist Dr. Wölfert“, sagte er laut zu Grootman und dem Kapitän. „Ich kenne Dr. Wölfert. Ich muß ihm einen Guten Tag wünschen.“ Und schon ging er mit seinem amüsanten, wippenden Gang, den Körper leicht vornüber geneigt, die Füße ein wenig auswärts, als hätte er von Kindesbeinen an auf der Wasserkante balanciert, geradeswegs auf Billungs Tisch zu, verneigte sich ehrerbietig im Glanze seines wie bei allen Passagieren der Luxusklasse gut sitzenden Fracks vor der „frommen Helene“, als wäre sie die Dame der Damen. Dann wandte er sich, leicht und elegant grüßend, an ihren Tischherrn, den er – Billung oder nicht Billung – auf alle Fälle erst einmal von Mann zu Mann, verheiratet oder unverheiratet wie er selbst, als Besitzer eines schönen Eigentums respektierte. „Herr Dr. Wölfert?“

Ein zögerndes: „Mja –“

Ein vorstoßendes: „Wir kennen uns.“

Ein abweisendes: „Das ist wohl nicht gut möglich –“

Und dann bluffte der geschickte Advokat mit der Wahrheit: „Ein Telegramm ist für Sie gekommen.“

Und warnte: „Vielleicht ist es dringend . . .“

Und enthüllte: „Unter anderm Namen freilich . . .“

„Ein Telegramm?“

Und lockte: „Da Sie Dr. Billung täuschend ähnlich sehen, wollte ich Ihnen helfen, daß Ihr Inkognito allseits und auch vor dem Kapitän gewahrt bleibt.“

„Ich verstehe nicht ganz, aber bitte nehmen Sie doch Platz, Herr . . .“

„Präsens – Rechtsanwalt Dr. Präsens aus Altona –“, und schon wußte er, was er wissen wollte. Und schon saß er.

„Toller Kerl, der Rechtsverdreher!“ meinte Hansen in seinem Jargon, bewundernd und doch über die unanständige Courage des Zivils indigniert. „Der geht ran. Ob er sie ihm ausspannt? Wir werden ein kleines Tänzchen haben an Bord. Heut abend. Da ist Gelegenheit. Aber dann für Sie, Herr Grootman.“ Und er meinte: Für mich.

Grootman war der Forsche nicht angenehm. Weibersachen? dachte er. Warum hab ich so gar keine Lust dazu? Loli ist im Zwischendeck. Präsens ist weg und meine gute Laune auch. Er fürchtete schon, den Retter aus seiner Not an diesen Dr. Wölfert verloren zu haben. „Tja, Käpten. Ich kenne diesen Herrn aus Altona. Von Senator Krusemarck und von der Regatta. Wo der Mann hinkommt, fangen die Leute vergnügt zu lachen an. Ich beneide solch einen Menschen. Sehen Sie nicht hin jetzt, Hansen, oder doch: sehen Sie hin! Dort: der Dr. Wölfert kugelt sich, und seine schöne Frau kommt beinah aus der Fassung.“

Präsens erzählte noch ausgeschmückter, noch gekonnter die Geschichte von der mißglückten Metamorphose eines mürrischen Rechtssklaven in einen sonnigen freien Schriftsteller, wie er sich jetzt ausdrückte. Der Große Billung, selbst Mann mit Humor oder doch der Neigung dazu, fand sofort Gefallen an dem unbekannten, kleinen, aber amüsanten Rechtsanwalt aus Altona und weihte ihn, die angebotene Hilfe akzeptierend, völlig offenerzig in die Lage ein. Er sei Billung, übrigens auch Dr. und auch Fabrikbesitzer, sozusagen aktienmäßig. Und Helene wahrte ihre äußere Vornehmheit durchaus, während sie die innere bei allerhand höchst unvornehmen, wenn auch sehr leisen Bemerkungen diesem Jadochalleswischer von Rechtsanwalt gegenüber schnell schießen ließ. Es war ein Spaß, und Spaß sollte sein. Darum beschloß Billung, gelassener Weltmann, das Telegramm, und sei es noch so wichtig, bis Cuxhaven in der Hand des Kapitäns zu lassen.

Von dort würde Helene sofort per Eisenbahn nach Berlin fahren, und er hätte für sich sowieso aus Gründen den Umweg über Hamburg geplant. In Cuxhaven würde er nach Helenes Abreise mit dem Kapitän sprechen. Das wäre früh genug. Denn in Cuxhaven wäre die erste Möglichkeit, etwas zu unternehmen, wenn der Inhalt des Telegramms das verlange – vorher sowieso nicht. „Auf alle Fälle danke ich Ihnen. Aber wir wollen uns durch nichts und abernichts die gute Laune nehmen lassen, die wir haben. Herr Rechtsanwalt, sehr zum Wohl! Das Wetter ist schön. Auf zum Kaffee an Deck, meine Herrschaften.“

Das Ganze ist also, dachte Präsens, wohl doch nur eine unerhebliche Affaire, die aber immerhin erheblich hätte sein können.

An Deck aber war Herr Morton, Varietéherrscher und so auch ein Luxusdeckreisender, mit von der Gesellschaft. Trotz seiner Krüppelhaftigkeit wurde er, auf eine Krücke gestützt, im Shuffelboard-Spiel verlegen bewunderter Sieger, und so hatte man ihn auch, der Takt verlangte es, aufgefördert. Er saß mit den vermeintlichen Wölferts, Präsens, Grootman, dem Kapitän und einem Engländer; den zu besiegen war seine besondere Freude gewesen, denn er hatte sich die Minderwertigkeitsgefühle vieler Deutscher der Kaiserzeit zugelegt und so auch seinen anglisierten Vaternamen Morton statt gut deutsch Martin, Morten oder Martens. Morton, englisch, klang ihm besser. Der Engländer, Lord von den Inseln, war freundlich, sehr entgegenkommend und machte nicht viel von sich her. Aber Grootman lobte ihn und seine Leistung als Großwildjäger in Zentralafrika äußerst intensiv, um doch auch einmal, wenn auch a conto eines anderen, etwas zu bieten. Neben Präsens, der, weiterhin von Lacherfolgen getragen, Mittelpunkt des heiteren Zusammenseins war. Da weder Billung, noch Morton, noch Präsens Jäger waren und sein wollten, machten Grootmans Berichte von den Löwen des Lordes keinen Eindruck, und weil er den doch durchaus erzielen und Präsens dafür interessieren wollte, begann der hamburgische Busch- und Urwaldreisende jetzt von seinem eigenen Löwen zu erzählen. Von seinem Afrikaner. Von seinem Loli. Er schwärmte von ihm, renommierte über dessen Zeichenkünste, bis er, wie ersehnt, von seinen Zuhörern gezwungen wurde, Zeichnungen aus seiner Kajüte und schließlich den Zeichner selbst aus dem Zwischendeck herbeiholen zu lassen.

Die Zeichnungen machten Eindruck. Großen Eindruck. Alle sprachen überrascht von diesen treffsicheren, kraftvollen Zeichnungen eines – wie gesagt wurde – Wilden.

„Gauguin hat nicht so unrecht“, meinte Billung.

„Aber der hat doch die Wilden gemalt, und sie nicht ihn“, bemerkte der Lord.

„So fing's bei mir auch an, aber ...“, Grootman erzählte noch einmal seine Geschichte.

„Tatsächlich? Ein Schwarzer hat das gemacht?“ fragte, erstaunt auf die Zeichnung in ihrer Hand blickend, auch Helene, die längere Zeit Modell und Freundin eines berühmten Malers gewesen war, manches Kunstwerk im Entstehen, im Prozeß der Arbeit beobachtet und so mit ihrem gesunden, nicht ungeschulten Kunstempfinden eine gute Zeichnung von einer schlechten unterscheiden gelernt hatte. „Einen Strich hat der Bengel!“ Sie sah selbst, was an diesem Strich zu bewundern war, repetierte aber dazu den oft gehörten Maler-Fachtext, was Billung, der wußte, woher sie den hatte, ärgerte. Sie hat nichts Eigenes. Wie alle Weiber. Sieht sie ihn noch, den Maler? Er nahm ihr die Zeichnung weg, gab sie schlecht gelaunt Grootman zurück.

„Sechzehn Jahre alt und ganz schwarz.“ Grootman war stolz und wollte die Spannung auf Loli erhöhen.

Helene – von der Billung, der berühmte psychologische Schriftsteller nichts ahnte, wußte, bemerkte – bemerkte sofort dessen Verstimmung. Und sie fühlte, es war Zeit, ihm nach dem Munde zu reden: „Ich mag keine Neger.“ Jetzt sprach aus ihr, dem klugen Mädchen, die große Dummheit ihrer Zeit. Und alles war wieder in Ordnung für Billung. Es war ihr leicht gefallen, so schnell wieder sein Dummerchen zu werden und seinen Beifall zu finden, denn auch sie, die oft über Vorurteile klagen mußte, hatte teil an dem größten ihrer Epoche. Wie jeder kleine Mann und jede kleine Frau von 1896.

Grootman war irritiert. Vor seiner Reise zu den Negern nach Afrika hatte er dasselbe gesagt. Dieser große Mann war auch nichts als ein kleiner. Jetzt aber gab es Loli. Ich mag keine Neger? Den mochte er doch. Loli war ein Neger. Wie wird das in Hamburg werden, wenn ich mit Loli dort ankomme ... Ich mag keine Neger?

„Was wollten Sie sagen, Herr Doktor?“

Präsens wog ab, was er sagen wollte. Mögen? Nicht mögen? Über Geschmack läßt sich streiten. Die Äußerung dieser schönen Dame grad jetzt im Augenblick ist geschmacklos. Er sagte dann vorsichtig, um sich nicht als Gegen-den-Stromschwimmer zu decouvrieren: „Es ist heutzutage sehr schwierig nachzuweisen, ob ein Geschmacksurteil etwa ein Vorurteil ist.“

„Ein Urteil auf alle Fälle.“ Zack-zack. Auch Hansen hatte die schöne Helene, wegen der er länger geblieben war als gewöhnlich, aus der Seele gesprochen. Er blitzte ihr durch das Gestrüpp seiner weißblonden Augenbrauenbüsche vollkommenes Einverständnis, grüßte sie und dann die ganze Gesellschaft, zack-zack, wie gesprochen – und verschwand auf die Kommandobrücke. Die Laune des jungen Grootman, ausgerechnet auf seinem

Schiff einen Neger mitzuschleppen, paßte ihm durchaus nicht in den Kram. Aber die Reederei gehörte der Familie. Nicht viel sehen, nicht viel hören, Nichteinmischung ist besser!

Billung war, als Schriftsteller in Mode, ebenfalls gewohnt, nicht unnötig Stellung zu beziehen. Helene hatte gesagt, was hatte gesagt werden müssen. Ich mag keine Neger. Das genügte.

Nur Morton opponierte. Ebenfalls vorsichtig. Der Kapitän war gegangen, aber in diesen Zeiten kolonialer Hochstimmung warnte da oben die Eisenkreuzflagge, hart knatternd. Darum sprach er klug und zurückhaltend, wenn auch etwas bestimmter als Präsens und nicht ohne einen Ton von Güte, der wie Kritik an den andern wirken mußte: „Ich habe mit Negerkünstlern immer die besten Erfahrungen gemacht.“

Präsens, hellhörig, spürte den Vorwurf. Er hatte die Negerfrage wie so vieles andere aus seinem Bewußtsein verdrängt, aus seinem Gewissen. Obwohl er im vorigen Jahr die Entrüstung so vieler geteilt hatte, als der Skandal mit den Auspeitschungen der Dahome-Negerinnen die deutsche Öffentlichkeit – einen Augenblick lang – beunruhigte. Vergessen, schon wieder vergessen. Ach ja, ich erinnere mich. Im Volkstheater auf der Reeperbahn haben sie ja auch ein Stück darüber gegeben, monatelang: Die Geheimnisse von Kamerun oder die gepeitschten Negerweiber ... großer Erfolg! Und das Ballett vom Hammonia-Theater war beteiligt. Darum spielt sich der Artistendirektor hier jetzt so auf ... So war Präsens auch. Sein Gewissen, lebendig geworden, quälte, das unruhige, unbequeme – aber noch entzog der Rechtsmann sich ihm durch schnelle Ausflucht in Ungerechtigkeit. „Na, mein lieber Herr Morton, Sie haben mit Negern und Negerstücken doch gute Geschäfte gemacht!“

„Ja. Freilich. Ich bin aus einer alten Artistenfamilie. Ich bin reich geworden, nachdem ich einer der Ärmsten war. Krank mußte ich nach oben in die Zirkuskuppel und stürzte ab. Ich weiß, was arme Menschen sind. Ich vergesse das nicht.“

Dann sprang aber doch – Tasse ausgeschlürft – Billung ein: „Was arme Menschen sind, wissen wir allmählich alle. Unsre ganze Literatur ist voll davon. Daher der Name Naturalismus. Aber was hat das mit Negern zu tun?“

„Handelt sich's da nicht um dasselbe?“ Morton hatte sehr viel Geld und wußte, daß er sich's leisten konnte, verblüffende Gedanken zu äußern. Und auf die kam er, weil ihn die Bitternis seiner Krüppelhaftigkeit oft zum Nachdenken zwang. Obwohl sie ein so bekanntes und beliebtes Motiv in allen Theaterstücken seiner Zeit war, die mit dem Zirkusmilieu eine lebens-echte Wiedergabe der Wirklichkeit nur vortäuschten. Auch Morton hatte die Leiden eines Artisten am eigenen Körper verspürt. Aber sie schienen

ihm nirgends zu Ende gedacht. Sie selbst zu Ende zu denken, seine mitunter recht bösen Gedanken, hatte er allerdings kaum Zeit und auch wiederum zuviel Geld inzwischen. Viel Geld hatte er, das unterstellten alle dem Luxuskabinnenreisenden, und darum empfanden sie das Gefährliche seiner Bemerkung von den armen Menschen, Artisten und Negern als ungefährlich und gingen schnell darüber hinweg als über irgendein dahingeplaudertes Paradox.

„Nun ja, ich kenne ja gottseidank bisher keine Neger persönlich, und der ist erst sechzehn.“ Helene hielt das für ein freundliches Einlenken und rührte damit noch einmal Billung, der doch nicht gern gemocht hätte, daß sie Neger möchte, aus weiße Herz.

„Aber das Lied von den zehn kleinen Negerlein kennen Sie doch?“ Der Rechtsanwalt, hilfsbereit und stets zur Ablenkung vom Unangenehmen bereit, trällerte lustig das bekannte Liedchen. Helene machte mit. Dann fielen auch die andern ein. Selbst dem Lord war das ein großer Spaß.

Mitten hinein in die fröhliche Wiedergeburt der verlorenen Negerlein kam Loli. Er hatte mit den Artisten im Zwischendeck, die gleich mit ihm gut Freund waren, akrobatische Kunststücke probiert. Dazu hatten sie ihn die lästigen europäischen Kleider – Rock, Kragen, lange Hose – ablegen lassen, und einer vom Hochrecktrio hatte ihm Probesturnhose und -hemd geliehen. Der Steward, der nach ihm ausgeschickt worden war, hatte ihm keine Zeit zum Umziehen gelassen, und so kam er.

Jetzt war Helene von Loli noch mehr beeindruckt als von seinen Zeichnungen. Das war kein Neger, den man nicht mochte. Das war auch kein drolliges Negerlein wie aus den „Münchener Bilderbogen“ etwa. Das war ganz und gar nichts Komisches. Nichts Armes. Das war ein Geschöpf, reich an aller Anmut und Heiterkeit dieses Daseins. Sie spürte es. Alle spürten es sogar.

Loliwe Akunga Ngoma hatte, nach allen Seiten grüßend, den Mittelpunkt des Kreises eingenommen, in den ihn gerufen hatte, der immer noch für ihn der Bwana war, der das Recht hatte, ihn zu rufen, jederzeit, das Recht und die Macht. Der Mächtige war für ihn immer noch Grootman. Was wollte der Mächtige? Was sollte geschehn?

Da stand Loli und lächelte – wartend.

Wieder war eine Pause entstanden unter den Weißen. Aber die dummen Gedanken, welche jene erste Pause hatten entstehen lassen durch einen Satz „Ich mag keine Neger“, brauchten die jetzige, um langsam in ihr Nichts zurückzusinken vor der Wirklichkeit Loli. Er lächelte, ein Wesen andrer Art. Schwarz. Aber jenseits von Mögen und Nichtmögen.

Präsens fühlte sich diesem Wesen sofort vertraut. „Guten Tag, Loli, mein Freund!“ Er gab ihm die Hand. Einfach und selbstverständlich. Und das

war wieder der andere Präsens. Der ohne Flucht und Ausflucht. Der mutige Präsens. Im Jahre 1896 gehörte Mut dazu, mit allen Menschen Mensch zu sein, es war nicht üblich in Präsens' Kreisen. Er wirkte auch jetzt dadurch, durch derlei Extravaganzen, überraschend, konnte sich's aber im Augenblick wieder einmal leisten, denn auch hier war er, wie gewohnt, schon wieder der wohlakkreditierte Amüsante; Präsens war ein amüsanter Spieler in dem merkwürdigen Gesellschaftsspiel von der Gesellschaft. Bei ihm nahm es keiner so ernst, wie's gemeint war.

Nur Loli. Der hatte ihn gern, vom ersten Augenblick an. „Guten Tag.“

„Du verstehst also deutsch?“

Loli nickte froh.

„Die Missionarschule, wie ich Ihnen sagte ...“ beeilte sich sein Vorfürer noch einmal zu wiederholen.

„Verzeihen Sie mein Mißtrauen, Herr Grootman! Du aber, du bist also ein großer Zeichenkünstler. Ich schlage vor – hier sind Zeichenblock, Zeichenstift –, zeichne mich! Schön wie ich nun einmal bin, wirf mich hier aufs Papier – eins, zwei, drei – Zauberei! Zum Entzücken dieser entzückenden Dame und all dieser anderen charmanten Kunstfreunde hier.“

Und nun stand Präsens da und lächelte, und Loli zeichnete. Eins, zwei, drei – Zauberei!

Helene sah neugierig über die schwarzen Schultern des Knaben auf das sich schnell bedeckende weiße Papier. Loli trug ein ärmelloses, am Hals tief ausgeschnittenes Hemd zur kurzen Hose. Seine Haut glänzte. Helene sah wohl auch das nebenbei, doch es störte sie jetzt durchaus nicht. Sie hatte oft das Werden von Zeichnungen so über die Schulter beobachtet, aber da hatte es doch bei allem Können – jener war der Maler der Berliner Gesellschaft – Zögern gegeben, Wegwischen, Verbessern von seiner weißen, gepflegten Hand. Die schwarze hier setzte sicher Strich neben Strich. Unbekümmert. Helene war erstaunt. Dieser Neger war für sie eine Ausnahme, ein Wunder. Der Hamburger hatte recht: eins, zwei, drei – Zauberei – und das war der Rechtsanwalt da auf dem Papier. Fertig. Nur sein Kopf, von links oben nach rechts herunterblickend. Präsens hatte sehr nah gestanden. Loli hatte ihn, von unten heraufblickend, gezeichnet. Nur seinen Kopf. Aber es war der ganze Mann.

„Traurige Augen und ein lustiger Mund“, sagte Helene leise, merkte immer mehr, wie gut, wie richtig gesehen alles war, schwieg, von diesem überraschenden Können, das doch wohl Kunst sein mußte, betroffen, und vermied, Präsens anzusehen, der ihre Bemerkung recht gut gehört hatte.

Die andern hatten sie, im Banne der Leistung, nicht beachtet. Und Bildung war mit Schneiden und Anrauchen seiner neuen „Upman“, einer großen regalia imperial, hinreichend beschäftigt.

Grootman versuchte, Lolis Erfolg als den seinen einzukassieren: „Ja, ja – da schlummert Kunst.“

„Na und?“ Jetzt wurde Billung wieder hineingerissen. Er hatte das Wort Kunst nicht gern. Er galt in der Berliner Kunstwelt als bedeutender Künstler und ahnte, daß er vielleicht überhaupt keiner war. „Kunst ist nicht der Nabel der Welt!“

„Aber sie beschaut ihn.“ Präsens, der durch Lolis Zeichnung und Helenes Bemerkung so gut Getroffene, hatte sich wieder gefangen. Diese schnelle Replik imponierte dem Schriftsteller Billung ungeheuer. Er notierte sie zu baldiger Verwendung in seinem Kopf und begann, in dem bisher nur Amüsanten eine beachtliche Persönlichkeit zu vermuten.

„Kunst ist nicht der Nabel der Welt, aber sie beschaut ihn. – Dabei kann sich jeder denken, was er will. Egal, es ist doch sehr treffend.“ Und zugleich dachte Billung: Dieser Rechtsanwalt aus Altona ist mir viel interessanter als dieser Loli, dieser kritzelnde Negerjunge. Er sah Helene an, die Loli ansah. Leute von der bildenden Kunst gibt's schon viel zu viel. Unsre Kolonien sind nicht dazu da, ihre Anzahl zu vermehren. Ein Engländer würde nie auf so einen Einfall kommen. So witzelte er mit leiser, aus unkontrollierten Bezirken aufsteigender Wut in sich hinein. Ein kurzer Seitenblick auf den Engländer veranlaßte ihn aber, auch weiter zu schweigen wie der. Der sah aus, der war wie einer, der die Welt besitzt und sie nicht erst zu erkämpfen braucht, geschweige denn zu interpretieren. Oh, wären wir doch erst wie der, wie die – wir Deutschen – Herren des Lebens!

Dem beneideten Engländer aber, dem Lord und Löwenjäger, war nicht anzusehen, wie wenig er war, was er darstellte. Auch er war ganz Neid. Er beneidete den Deutschen, diesen Mister Grootman. Ihm gefiel Loli, dieser schöne Junge. Er dachte an Samba, seinen Askarijungen im Busch. Der war nun tot. Der vermeintliche Herr des Lebens war ein Mensch, er dachte an den Tod, an seinen eigenen vor allem. Sentimental wie so mancher Deutscher und Engländer. Wir sterben alle. Wann sterbe ich? Er trank langsam eine Tasse Kaffee aus und dachte dabei an Kaffeesatzweisheit und dann wieder auch an Livingstones Begräbnis in London. Er war noch ein Junge, da hatte ihn schon das Schicksal des berühmten Afrikaforschers erregt und bestimmt, selbst einmal nach Afrika zu gehen. Als Forscher. Sklavenbefreier. Nun, es war anders gekommen. Aber die beiden Neger in der feierlichen Prozession hinter Livingstones Sarg hatte er selbst noch gesehen mit dem weißen Banner und der Aufschrift: „Livingstone, der Freund der Sklaven.“ – Ich werde alt. Das war vor zwanzig Jahren. Als wir Engländer so etwas brauchten. Ein weißes Banner gegen die schwarze Sklaverei. Ein Banner, um, hinter ihm hermarschierend, ein weißes Kolonialreich zu machen. Jetzt haben wir es, das Kolonialreich, für immer und ewig. Aber ich

bin kein Junge mehr und weiß, wie alles zusammenhängt. Ob ich heute meine Stellung beim Informationsdienst verlieren würde, wenn ich mit einem Negerjungen ankäme in London? Diesem Hamburgmann könnte ich ihn leicht abjagen, den Loli da. Loli heißt er . . . nett! Oder lassen wir das lieber? Dieser Herr Grootman in Firma Grootman weiß nicht, welchen Schatz er besitzt. Aber er ist reich genug, um Schätze besitzen zu können. Reicher als ich. Unabhängig, ein freier Mann, sehr zu beneiden.

Das war also der beneidenswerte Engländer mit den langen Beinen da gegenüber, dem nachzuschweigen Billung sich vorgenommen hatte. Er täuschte sich in ihm, wie sich damals allüberall und jeden Tag Deutsche in Engländern täuschten, und Engländer in Deutschen. In ihren Freiheiten. In ihren Möglichkeiten. Eine gefährliche Täuschung.

Billung sah in dem Lord den Typus des freien, unabhängigen Mannes und ärgerte sich, daß er, der sogenannte freie Schriftsteller, dem Auswärtigen Amt verpflichtet war über seinen Bruder Hans. Sollte das Telegramm doch etwas zu bedeuten haben? . . . Ach was! Er schob das weg und wickelte sich aus seinem wieder heraufgekommenen Ich-mag-keine-Neger-Gefühl eine Geschichte über diesen Nichtstuer und Reedereisproßling. Eine Afrikanovelle . . . ? Oder lieber nicht? Die Havanna schmeckte. Sie ist teuer. Aber es lohnt doch nur, diese teuren Zigarren zu rauchen oder keine. Nein, nein – man könnte kombinieren, wer gemeint ist . . . keine Afrikanovelle, wenigstens keine solche! Die Grootmans sind mächtig, und so ein Prozeß käme meinem Bruder Hans vielleicht höchst unerwünscht. Die Afrikanovelle des Literaturkünstlers ging in Rauch auf, im teuren Havannarauch des Lebenskünstlers.

Carl Grootman hielt dies erste Auftreten Lolis in der Nähe der Heimat für eine gelungene Generalprobe. Es würde alles gutgehn in Hamburg. Er ahnte nicht, was alles sich jetzt schon vorbereitete, um sein so schlicht begonnenes, harmloses Abenteuer von Anfang an als das verteilte, komplizierte und höchst explosive Spiel zu zeigen, das es war. Er ahnte nahe Gefahren nicht und erst recht nicht die Zukunftsgefahren. Aber auch die bereiteten sich vor. Schon jetzt. Grootman Juniors Bruder wußte davon nichts. Die neue Generation des Bürgertums insgesamt wußte nichts davon, hatte vergessen, daß auch die Zukunftsgefahr der Vergangenheit, die heute Gegenwart war – der Junior-Kaiser und sein persönliches Regiment mit der knatternden Eisenkreuzflagge –, daß diese heutige Gefahr in der Zeit der Väter bereits lebendiger gewesen war, als eine siegberauschte Generation damals geglaubt hatte.

Und wenn jetzt Präzens gutmeinend dahinsagte: „Der muß was lernen, der Junge!“ so ahnte auch er nicht und niemand an Bord dieser die Wogen des Atlantik schnell, stolz und wie es schien unaufhaltsam durchschneiden-

den „Marie Grootman“, wie folgenreich es sein würde, daß die Lolis anfangen zu lernen. Das waren aber reale Zukunftsgefahren. Schon jetzt. „Lerne, Loli!“ hatte der Häuptling seines Stammes gesagt. Und Loli hatte nicht vergessen, warum. „Ja, ich will lernen“, sagte er auch jetzt. „Alles!“ Er zitterte ein wenig vor Aufregung dabei, was für naive Freude gehalten wurde, weil eben die komplizierteren Gründe zum Zittern unbekannt waren und die Situation allgemein für harmlos gehalten wurde. Damals, 1896.

Aber jetzt kam Morton zum Zuge, und damit meldete sich eine der aktuellen Gefahren, die schlimmer war als alle, die aus den mehr oder weniger bösen Absichten des Lords oder Billungs hervorzugehen drohten. „Was braucht er noch zu lernen? Der kann genug. Der verdient bei mir, was er will. Mit dem mach ich eine große Nummer fürs Varieté. So, wie der aussieht.“

„Varieté?!“ Das kam wie ein Aufschrei. Grootman sah voll Entsetzen Mortons Varietébühne vor sich: Applaus, einer verneigt sich, verneigt sich immer wieder, plötzlich kommt eine Hand, riesengroß, aus der Kulisse, reißt ihn fort – Loli. Loli war fort. Der Teufel hatte ihn geholt mit seiner großen Papphand, der Teufel. Der Teufel aus der Kulisse. Der Teufel war Morton. Grootman starrte ihn an, sprachlos. Er sah auf den Knaben. Er sollte ihn verlieren? Noch nie im Leben hatte er, Besitz gewohnt, so um Verlust gezittert wie jetzt. Das einzige sollte der Weiße verlieren, was er je selbst erworben hatte, gefunden, erfunden: das schwarze Genie? Nein, nein, nein. Das Gesicht des Wohlerzogenen verzerrte sich, denn seine Besitzgier war so stark, daß nicht einmal die gute Erziehung ihn gehindert hätte, Morton zu schlagen. Es war nur seine Schwäche, die ihn hinderte. Wie ihn der Krückenmann reizte! Sendbote der Hölle. Wenn man doch nur noch einmal wild sein könnte. Auf ihn zufahren jetzt, wie ein Buschmann oder wie ein Leopard. Das war tief innen drin in Grootman, heraus kam aber nur ein seinen Begriff von Kultur demonstrierendes leises: „Man nimmt hier ganz harmlos seinen Kaffee. Und plötzlich wird man überfallen. Wir sind doch hier nicht mehr in Afrika!“

Morton durchschaute das, lachte laut darüber hinweg. „Eben drum! Ich gebe einen Vertrag und alles, was unter Kulturmenschen üblich ist.“

„Wir sprechen zwei Sprachen.“ Das wieder sollte bei Grootman heißen: Herr, die Kultur ist meine Domäne! Er lachte jetzt auch. Leise, leise. Es sollte spöttisch klingen, aber alle verstanden, daß Mortons Vorschlag ein Angriff war und daß dieser Angriff auf Grootman und das, was er bisher so selbstverständlich als sein Eigentum behandelt hatte, ernst war, ziemlich ernst.

Nur Loli selbst begriff nicht die böse Erregung, die er deutlich sah. „Die Weißen haben nackte Gesichter“, hatte ihm einmal ein chinesischer Schiffs-

koch in Tanga gesagt. Er hielt noch immer den Bleistift in der Hand, es lockte ihn, sie zu zeichnen, alle. So, wie sie waren. Aber er begriff noch nicht alles. Von Varietés, Hagenbecks Völkerschau und dergleichen hatte er daheim in Afrika viel zu unbestimmt munkeln hören, um jetzt zu verstehen, worauf dieser Mann mit den Krücken hinauswollte, den der sonst immer nur durch einen schmalen Schlitz blinzelnde Bwana auf einmal augengroß anschaute. Grootman stieß jetzt ein so qualvolles, heftiges „Nein!“ hervor, daß Loli unwillkürlich Angst bekommen mußte vor irgendeiner drohenden Gefahr. Präsens merkte das und nickte beruhigend. Er wollte dem Jungen unnötige Aufregung ersparen. Das war ihm erst einmal wichtiger als der beginnende Zweikampf Morton-Grootman, den er trotzdem aufmerksam verfolgte.

„Nein? Wer sagt denn hier nein?“ Morton der gutmütige Shuffelboardspiel-Gewinner, konnte recht schlechtmütig sein, wenn er irgendwo verlieren sollte. Außerdem war er ja auch beinahe so ein Millionär wie Grootman, warum mußte er da verlieren? Er wollte gewinnen. In der Idee mit dem Negerjungen steckten große Gewinnchancen. „Mein sehr verehrter Herr Landsmann, wer gibt Ihnen das Recht, nein zu sagen? Ist er unmündig? Sind Sie der Vater?“

„Na, hören Sie mal!“ Billung wurde die Situation unangenehm.

„Sie selbst haben gesagt, daß er die Missionsschule vollendet und den sechzehnten Geburtstag hinter sich hat.“ Morton griff weiter an, ohne sich um den Schriftsteller zu kümmern, unerbittlich. „Also hat nur er das Recht, ja oder nein zu sagen, er ganz allein.“ Triumphierend kam das.

„Ich bin ...“ Grootman blieb im Hals stecken, was er war.

„Sie sind weder sein Vater, noch sein gesetzlich bestellter Vormund. Die Sklaverei ist abgeschafft. Dieser junge Neger ist frei. Oder wollten Sie sagen: Ich bin sein Bwana, und er ist mein Sklave?“

Wieder war eine Pause. Helene konnte kaum atmen. Ja, was ist er denn eigentlich nun? Sein Sklave – oder nicht?

Und Morton, eifriger „Simon-Arzt“-Vertilger, hauchte jetzt seine Worte mit dem Rauch der türkischen Zigarette von sich, als wären sie ebenso wohlschmeckend. „Sie können das aber nicht sagen, Herr Grootman, daß er Ihr Sklave ist. Sie können auch nicht so handeln, als ob er Ihr Sklave wäre. Das ist bei uns in Deutschland verboten. Wir sind doch eine Kultur-nation, wir Deutschen.“

Da verging Grootman sein Deutsch. Auf Kisuaheli wollte er Hilfe suchen bei Loli, aber aus Angst, die Sache noch zu verschlimmern, ließ er auch davon ab, er schnappte nur ohne jede schwarze oder weiße Sprache nach Luft.

Der Engländer, von Haus aus gewohnt, mit Verboten zu rechnen oder

nicht zu rechnen, je nachdem, hätte dem Varietédirektor gern antworten mögen, aber er wollte lieber abwarten. Vielleicht könnte er im geeigneten Augenblick, wenn hier der Kampf um Loli ausgetragen würde, den Beschützer spielen – ja, den Beschützer –, das würde auch in London einen guten Eindruck machen, vielleicht könnte man die Sache auch so arrangieren, daß Loli in London im Varieté aufträte . . . mit oder ohne diesen Morton. Er rechnete sich jetzt seine Chancen aus, seine. Grootman sah die seinigen schwinden. Morton sprach wieder. Der Rechtsanwalt legte beruhigend den Arm um Lolis Schulter, weil der jetzt doch zu begreifen begann, daß es um ihn ging, um sein Schicksal. Vielleicht komm ich doch nicht nach Deutschland? Morton sprach von Papieren, sie müßten doch da sein, sowas gäb's doch wohl nicht auf deutschen Schiffen und würde es doch wohl erst recht nicht auf deutschem Boden geben – Menschen ohne Papiere. Papierlos würde ja nach Deutschland keiner hereingelassen.

Loli zitterte stärker. „Sei ruhig, mein Junge, ich helfe dir, ich bin Rechtsanwalt.“ Es kam leise, aber bestimmt. Loli wußte nicht recht, was ein Rechtsanwalt war, aber daß dieser Mann, der so gut zu ihm war, helfen wollte, ihm helfen, beruhigte ihn ein wenig.

„Ich denke, wir brechen dieses unerquickliche Gespräch nun endlich ab!“ raffte sich Grootman auf. „Meine Damen und Herren . . .“ Er wollte sich erheben, wollte die Kaffeetafel verlassen. „Loli!“

Da bluffte Morton. Schnell, sehr schnell. Präsens merkte es gut. „Sie haben keinen Vertrag mit dem jungen Mann!“

„Ich, ach . . .“

„Wofür auch?“

„Ach, ich . . .“

„Ich bin bereit, einen notariell beglaubigten Vertrag zu schließen.“

„Dazu haben Sie kein Recht.“ Völlig sinnlos kam jetzt Grootman mit dem Rechtsgedanken. Aber der Anwalt soufflierte: „Dazu hat jeder ein Recht.“ Er wollte dem Hilflosen seine Chance klarmachen. Aber der merkte das nicht und ging nicht darauf ein. „Was wollen Sie denn mit ihm?“ rief der gepeinigte Dilettant statt dessen und hoffte, alle Sympathien der Anwesenden auf sich zu versammeln, indem er ausrief: „In diesem jungen Mann steckt Kunst!“

„Aber Kunst ist in den Machtfragen des Lebens kein Argument.“ Damit stand Billung auf, um seinerseits ein Ende zu machen. „Wir Europäer haben außerdem Kunst genug. Weiße Kunst. Was brauchen wir schwarze?“

„Im Varieté haben die Schwarzen immer den größten Erfolg.“ Der Varietébesitzer ließ nicht ab.

„Im Varieté meinetwegen“, knurrte Billung. „Varieté ist keine Kunst!“ schrie der empörte Kunst- und Lolifreund.

Helene aber blieb sitzen, ganz bei der Sache. So konnte auch Billung noch nicht fort. Der Kampf ging weiter.

„Das Wort Artist kommt von l'art – die Kunst. Artisten sind Künstler.“ Morton verteidigte wütend seine Interessen gegen Leute, die seiner Meinung nach Einheit und Unterschied von Artisten und Künstlern überhaupt nicht begriffen hatten. Der Direktor und gut geübte Verhandler im Kampf von Interessen ließ sich aber nicht weiter darauf ein. Kunst oder Nichtkunst war ihm doch eine Nebenfrage, und schnell kam er wieder zurück zur augenblicklichen Hauptfrage: Was wird mit Loli? Er versuchte, seine Chancen durch sachliche, konkrete Vorschläge zu vergrößern. „Kunst oder Nichtkunst? Die Hauptsache ist die Wirkung. Das Publikum. Und das Publikum besteht aus Menschen. Da muß der Mensch sich neue Tricks ausdenken. Immer neue. Ich habe einen Vorschlag. Einen Glücksvorschlag. Und es ist ein Glückstag, diesen jungen Mann hier zu treffen.“

Für wen? dachten alle. Grob und oberflächlich, je nach ihrem Interesse. Nur Präsens dachte: Warum ist es eigentlich auch für mich ein Glückstag? und seine Gedanken hatten einen großen Zug. Sie kamen aus Menschenfreundschaft und aus dem ehrlichen Versuch des Freiberuflichen, in seinem privaten Leben frei von Interesse zu sein.

Morton aber, interessengepeitscht, geriet jetzt in Begeisterung, berufliche. „Durch ihn da ist mir ein neuer großer Trick eingefallen: Schwarz auf weiß. Die Bühne – ist Urwald im Felsengebirge. Kampf zweier Negerstämme. Wilder Kriegstanz. Die einen siegen. Kannibalen. Ein Gefangener. Unser Loli – im Kostüm seines Stammes. Ohne das weiße Hemd da. Er wird an den Marterpfahl gebunden, vor dem Scheiterhaufen. Keine Angst, mein Junge, keine Angst! Es wird nicht so schlimm. Alles nur Theater! Drum herum Freudentanz der Sieger und ihrer Frauen. Loli darf noch einen letzten Wunsch äußern. Er tut es. In Todesgefahr erklärt er allen: Ich bin ein Zauberer. Laßt mich frei, und zum Dank werde ich euern Häuptling an die Wand dieses Kalkfelsens zaubern. Und er wird doppelt leben, wie ein Zwilling. Dort unter euch und hier an der Wand. Hin und her. Großes Palaver. Schließlich: der Häuptling erlaubt's. Und jetzt – Musik! nimmt Loli ein Stück Kohle aus dem Scheiterhaufen und zeichnet eins, zwei, drei den Häuptling an die Felswand. Pause. Große Pause des Staunens. Der Ruf: Ein Zauberer, welch ein Zauberer – hurra!! Applaus. Jetzt zeichne uns alle! schreit die ganze Horde, und nun zeichnet er sie alle, alle rund um den Häuptling. Ein Massenbild um den Häuptling. Das ist die Kunst, das, meine Herrschaften, ist Kunst. Das ist Kultur. – Fertig. Noch größerer Applaus, noch größerer Freudentanz! Und dann geht der Häuptling mit Loli aus dem Urwald ins Publikum. Beide brabbeln dazu in der Neger Sprache. Aufmunternde Zurufe aller Negerstatisten auf der Bühne. Und die

beiden Schwarzen, Loli und der Häuptling, holen irgendeinen, natürlich darauf vorbereiteten, einfachen, ungeschminkten weißen Menschen aus dem Publikum auf die Bühne. Musik. Wilde Negermusik. Und dabei zeichnet Loli – eins, zwei, drei und – und Westermanns Löwengruppe! Die heult dazu. Oder nein: Eine weiße Frau muß von ihm gezeichnet werden. Die Musik spielt dazu das Lulubei-Lied. O my baby, so Lulubei ...“

„Pfui! Pfui! Das werde ich verhindern!“ schrie der Dilettant.

„Die Kunst ist frei!“ schrie der Artist.

„Nein – nein ...!“ Grootman war vor Erregung vollkommen heiser. Und nun wollte Präsens durch eine humoristische Wendung eine versöhnliche Stimmung schaffen und meinte, ob Kunst oder Unkunst, die Varieténummer wäre eine ganz außerordentliche Idee des verehrten Direktors, aber um im wahrsten Sinne des Wortes der Sache die Krone aufzusetzen, dürfe auf das Konterfei des Negerhäuptlings keinesfalls das eines schlichten Variétébesuchers, sondern nur das unseres allerdurchlauchtigsten Landesherrn folgen. Unbedingt! Das sei im Staatsinteresse. Hochaktuell bei der von S. M. immer wieder betonten Negerfreundschaft. Und dann vielleicht nicht mehr bloß Kohle, nicht mehr bloß schwarz auf weiß ... „Rote Farbe dazu – schwarz-weiß-rot! Das ist ein garantierter Welterfolg. Das ist eine Kulturtat!“

„Mir ist es ernst“, sagte Morton.

„Wem nicht?“ erwiderte Präsens verbindlich.

„Sie haben Humor – aber dieser Mann meint es doch wirklich verdammt ernst“, seufzte der vorläufige Lolibesitzer.

Im übrigen wurde herzlich gelacht. Besonders von Billung. Solche Anspielung auf S. M. gefiel dem Bismarckianer nur zu gut.

Präsens hatte sich überlegt, daß es in Lolis Interesse doch vielleicht besser wäre, erst einmal Mortons Absichten zu verhindern, und wollte Grootman unterstützen, obwohl er die Feststellung Mortons: Loli ist nicht Grootmans Sklave, für nicht unberechtigt hielt. Der Witz über S. M. sollte nur eine günstige Atmosphäre schaffen, eine kritische. S. M.'s Stellung war kritisch, Grootmans Stellung war kritisch, alles war kritisch, aber auch Mortons Position. Da mußte man anpacken. „Die Kunst ist frei? Lieber Herr Morton, wer ist denn frei? Sie haben recht. Loli ist nicht frei. Er ist eine Art Sklave. Aber wer ist nicht eine Art Sklave? Wir alle sind Sklaven!“ Präsens sah sich im Kreise um. Weder der Sklave seiner Familie, noch der Sklave der Literatur, noch der Sklave des Informationsdienstes sagten etwas. Sie widersprachen nicht. Sie hüteten sich. Im allgemeinen blieb alles Kritische unerheblich, und seine besondere Sklavenhaftigkeit kaschierte jeder durch Schweigen. Nur Helene nickte unmerklich. Präsens bemerkte das sofort. „Die Frau ist die Sklavin des Mannes. Nicht wahr, Frau Dr. Wölfert? Und der Mann –“ er brachte das alles als leichtverständliche humoristische

Pointe –, „lassen wir das! Ich bin unverheiratet. Im übrigen hat unser Loli sehr wohl ein Papier, aus dem hervorgeht, daß er kein Reichsangehöriger ist, er ist – bitte, Herr Grootman, zeigen Sie doch ruhig einmal dieses Papier! Wenn Sie's in der Kajüte haben, warten wir solange. Oder haben Sie es bei sich?“

Grootman zögerte noch einen Augenblick, dann holte er ein Papier aus seiner Brusttasche und gab es Präsens. Der faltete es auseinander. Loli sah ihm aufmerksam zu. „Bitte, meine Herrschaften ... Herr Morton! Hier steht's: Loliwe Akunga Ngoma – Neger. Untertan des Deutschen Reiches. Sie verstehen – Reichs-Untertan, nicht Reichs-Angehöriger. Er hat unser Papier, aber nicht unsere Rechte. So wird das amtlich bei uns geregelt. Die Sklaverei ist aufgehoben, aber unser Neger ist deswegen noch lange nicht unser Deutscher. Der Sklave wird zum Untertan der Kolonialverwaltung und ihrer Organe, des Feldwebels Piepenbrink und so weiter, und natürlich auch des Herrn Grootman – bitte, Herr Grootman, nehmen Sie das Papier wieder an sich. Loli ist ein Untertan des Reiches. Wir hingegen sind Untertanen Wilhelms II. Das ist doch wohl ein Unterschied! Ihre Bemerkung aber, Herr Morton, daß ein Untertan ein Sklave ist, scheint mir doch ein wenig abwegig, gefährlich und juristisch zumindest in unserem Kaiserlichen Deutschland nicht haltbar.“ Das war eine Warnung, die Morton nur zu gut verstand. „Außerdem – vom kaiserlich-staatlichen auf das bürgerliche Leben übertragen: Was ist ein Sklave? Sie wollen einen Vertrag. Was ist ein Mensch, der gezwungen ist, einen Vertrag zu unterschreiben? Ein Sklave. Ein Sklave dieses erzwungenen Vertrages zum mindesten.“

„Und wenn er ihn freiwillig unterschreibt?“ Morton schnaufte.

„Wer von uns unterschreibt seine Verträge freiwillig? Ihre Artisten etwa? Vom Standpunkte der Artisten – ich hatte die Ehre, einige von ihnen schon in Prozessen zu vertreten – ist ein Manager und erst recht ein Direktor ein Sklavenhändler. Ihre Artisten fahren meist dort unten im Zwischendeck, Sie fahren Luxuskabine.“

„Sie auch, Herr Doktor!“

„Aber ich bin nur ein Rechtsanwalt und kein Sklavenhändler.“

„Doch. Sie verkaufen uns alle.“ Jetzt hatte Morton zum erstenmal auch einen Lacherfolg.

Aber das Lachen wirkte trotzdem für Präsens, der sicher war, in heiterer Form die Absichten Mortons vereiteln zu können, indem er, sein wohlgeübtes Spiel spielend, die Waffen der Juristerei im Bismarck-Wilhelmschen Machtstaat nur so wie von ungefähr im Lichte seines Spottes blitzen ließ.

In unserem Rechtsstaat gibt es kein Recht, das sicher ist, Herr Morton, hieß das. Wenn Sie etwa kämpfen wollten – es ist sowieso schon unwahrscheinlich, daß Sie einen Grootman und seine Beziehungen überwinden

könnten –, aber das allgemeine Menschenrecht, die große Rechtsfrage der Sklaverei aufzurufen, ist unmodern, mein Herr, in unserem Vaterlande. Präsens glaubte, daß der Varietékünstler mit seinen Einfällen, Ambitionen und Vertragsvorschlägen endgültig im allgemeinen Gelächter untergegangen wäre. Aber Morton wollte sich nicht geschlagen geben und wiederholte: „Sie verkaufen uns, Herr Rechtsanwalt.“

„Umgekehrt, Herr Morton. Wir Rechtsanwälte müssen uns verkaufen wie eine Ware auf dem Markt. Lecker oder nicht lecker, das ist die Frage. Wir müssen begehrt sein. Mit alten Tricks oder mit neuen. Wie die Artisten. Der freie Berufsmensch ist eine Ware wie unser Loli hier. Das müssen auch die Fabrikbesitzer zugeben, Herr Dr. Wölfert!“

Dr. Wölfert, Fabrikbesitzer, alias Dr. Billung, Schriftsteller, schwieg und verbarg seine Meinung unter einem undefinierbaren Lachen. Denn alles wurde ja von Präsens scherzhaft vorgebracht und wirkte auch so. Und Morton, dem's doch ernst war, machte einen letzten Versuch. „Die Gesetze von Kaufen und Verkaufen sind eben unerforscht und dunkel für die Herren Juristen. Einer verkauft den andern. Aber das ist eine Frage für National-ökonomien. Sie, Herr Doktor – wenn man Sie so hört, Sie sind doch sicher für's freie Wahlrecht für jedermann. Lassen wir also Loli selbst entscheiden, Loli persönlich.“

Zu einer solchen persönlichen Entscheidung konnte es natürlich aus vielen Gründen noch nicht kommen. Vor allem war ja Loli noch nicht freie Wahl-Persönlichkeit, sondern Untertan des Reiches, in dem er nichts zu entscheiden hatte. Aber dieser hier nur an einer Kaffeetafel aufglimmende Konflikt wurde mit ihr aufgehoben, als Kapitän Hansen mit einer alarmierenden Nachricht zu Grootman kam.

Der Überseedampfer hatte sich inzwischen Deutschland weiter genähert. Von Emden war eine telegraphische Nachricht durch Schnellboot überbracht worden. Kapitän Hansen, der inzwischen bestimmte Maßnahmen schon veranlaßt hatte, gab sie bekannt. Die Abgeordneten des Deutschen Reichstages hätten soeben den neu erbauten, im Vorjahr eröffneten Kaiser-Wilhelm-Kanal, den Kanal zwischen Nord- und Ostsee, besichtigt. Sie würden nun als Gäste der Reederei Grootman in Cuxhaven die „Marie Grootman“ erwarten, um dann – wenigstens zum Teil – auf ihr die Fahrt nach Hamburg die Elbe hinunter festlich und wohlbetreut zu unternehmen.

Die Passagiere aller Klassen räumten jetzt die ihnen zugehörigen Decks. Denn nun wurde gefegt und geschrubbt und gemalt und geputzt, daß den nicht daran Beteiligten nur übrig blieb, das kommende Ereignis drinnen im Trockenen zu diskutieren. Draußen kippten die Handelsmatrosen Pütz nach Pütz Wasser über Deck, auf daß sich die Hamburgische Seefahrt in Gestalt der „Marie Grootman“ den Volksvertretern so sauber wie möglich zeigen

sollte, ganz wie die reine Unschuld einer Jungfrau. So hatte das der K p'ten formuliert. Aber daß die Einladung an Bord nicht von reiner Unschuld diktiert war, wußte nach den allbekannten Dampfschiffs-Subventionsdebatten im Reichstag die ganze Mannschaft und jedermann im Luxus- und im Zwischendeck. Dahin war Loli einstweilen zurückgeschickt worden. Präsens hatte es gereizt, Morton und Grootman trotz ihres Widerstrebens mit ein paar lustigen Worten zu einem Whisky einzuladen.

„Jede Einladung zur kostenlosen Vereinnahmung von Spirituosen ist natürlich von irgendeinem Interesse diktiert. Prost, meine Herren! Ein Getränk für umsonst hat nun einmal etwas Bestechendes. Und es ist der Irrtum des kleinen Mannes, Korruption für eine geheimnisvolle Sache zu halten. Die geht ganz offiziell vor sich.“ Präsens sagte das in einem versöhnlichen Ton, mit freundlichen Blicken abwechselnd auf Grootman und Morton, um ihnen beiden endgültig die Situation klarzumachen. Als junger, im Aufstieg begriffener Anwalt tat er das gern. Morton und Grootman waren mögliche Kunden, speziell Grootman. Aber vor allem dachte er doch an das Interesse Lolis, dem er helfen wollte. „Das mit der demokratischen Entscheidung des jungen Mannes, mit seiner freien Wahl sozusagen, ist wieder einmal ein geradezu hervorragender Einfall, Herr Direktor Morton. Aber er führt zu nichts. Das sehen Sie nirgendwo besser, meine Herren, als an unserm Reichstag. Sie haben es gesehen, und Sie werden es sehen. Die Freiheit der Wahl ist schon für einen Weißen eine höchst problematische Sache, aber für einen Schwarzen bedeutet sie gar nichts. Wen sollte der junge Loli wählen? Sie etwa, Herr Grootman? Wer sind Sie? Wer sind Sie für ihn?“

Grootman war erschöpft und heiser. Sein Einwurf war nicht zu verstehen.

„Und Sie, Herr Morton? Weiß Loli, was ihn bei Ihnen erwartet? Ja, welcher weiße Junge weiß denn, was ihn erwartet, wenn er Artist wird? Da sollte es unser schwarzer wissen? Prost, meine Herren, prost! Was konnten die amerikanischen Neger mit ihrer Freiheit anfangen, als ihnen die besten Amerikaner – entschuldigen Sie schon, Herr Morton –, die Abraham-Lincoln-Amerikaner das Wahlrecht erkämpft hatten? Nichts konnten sie damit anfangen, die amerikanischen Neger, nichts. Sonst wären sie ja heute frei. Und sie sind es nicht.“

„Ja, ja – das weiß ich von meinen Negerartisten“, sagte jetzt auch Morton. „Na, denn prost!“ Er war kleinlaut geworden.

Präsens nahm ein Flakon mit Eau de Cologne aus der Tasche und betupfte sich die Stirn. Es war heiß, und niemand am Tisch merkte, daß dieser beherrschte Jurist nur seine Erregung  bertupfen wollte.

„Unser Deutschland aber – bedenken Sie's bei all diesem wohl, meine

verehrten heimreisenden Landsleute –, unser Deutschland ist ein schönes Land. Und es muß schön sein für einen Menschen – er ist ein Mensch, dieser Loli –, Deutschland zum erstenmal sehn zu können: neu, ein nie-gesehenes, unbekanntes, unerhörtes Land – Deutschland! Ich versuche, mir vorzustellen, wie wunderbar das sein müßte.“

Er war begeistert, aber ein fortschrittlicher deutscher Bürger jener Zeit hatte ständig Angst, in die Nähe des nationalistischen wilhelminischen Rummels zu kommen, und so suchte auch Präsens sofort sein durch Loli, den Fremden, auferwecktes Gefühl fürs Vertraute, fürs Vaterland, fürs deutsche, von Kindesbeinen an – zu parodieren.

Er hob den zuckenden Zeigefinger und sang, einen berühmten Tenor kopierend, den Beginn der großen Arie des portugiesischen Afrika-Umseglers Vasco da Gama, mit der jener in Meyerbeers Oper „Die Afrikanerin“, zarter Empfindungen voll, afrikanischen Boden betritt: „Land, so wunderbar . . .“

Die Welterfolgsarie hatte wie immer Erfolg.

Aber diesmal einen besonders gearteten. Nicht nur, daß es Präsens gelang, mit seiner Parodie den eigenen zarten Empfindungen für das deutsche Land alles etwa Pathetische zu nehmen – er zwang gleichzeitig Morton und Grootman, den eben erlebten Loli, die Wahrheit, die Wirklichkeit in Afrika, die Brutalität der europäischen Kolonialkrieger von Vasco da Gamas Portugiesen bis zu Carl Peters Deutschen, mit Meyerbeers süßen Tönen zu kontrastieren.

Die beiden lachten über den Amüsanten, aber sie spürten, wie ernst all seine Späße waren. Und er wollte, daß sie es deutlich spürten: „Ja, ja! Der Meyerbeer hat sich seine ‚Afrikanerin‘ grade in derselben Zeit zurechtgemacht, meine Herren, als sich Frankreich sein großes afrikanisches Kolonialreich zurechtgemacht hat. Zufall?“ Der Zeigefinger zuckte. „Land, so wunderbar . . .“

„Haben Sie was Eisiges?“ fragte Präsens den Steward.

„Was Sie wünschen, mein Herr! Hier ist die Karte. Wenn ich Ihnen ein Halbgefrorenes à la Helgoland empfehlen könnte, das ist bei uns immer ganz besonders gut. Oder einen Eisbecher à la Fürst Bismarck – jetzt, wo der Reichstag kommt . . .“

ERSTE VERSUCHE

Die folgenden lyrischen Arbeiten dreier junger deutscher Intellektueller scheinen mir kritischer Aufnahme und fröhlichen Nachdenkens wert – gerade vor, während und lange noch nach dem V. Deutschen Schriftstellerkongreß. Die Gedichtproben (und ihre Autoren selbst) können als Pegel der hochflutenden sozialistischen Kulturrevolution in unserem Teil Deutschlands dienen. Und sie verdienen es – wie viele Tausende anderer.

Eigen ist ihnen Volkseigenes, nämlich: materialistisches Lebensgefühl, humanistische Ideale und Vertrauen in vereinte Menschenkraft. Gemeinsam ist ihnen unser Gemeinsames: Kenntnis der gesellschaftlichen Entwicklungsgesetze, der Wille zu künstlerischer Erkenntnis und Umgestaltung der Welt, die Lust an Neuem. In diesem Sinne sind sie wirklich modern.

Erfreulich bei soviel Gleichem fällt ihre Unterscheidbarkeit in Auge und Sinn, eines jeden andersfarbige Fantasie, eines jeden zu Zustimmung oder Widerspruch reizender Charakter, eines jeden bereits Gesicht zeigende Persönlichkeit... Ob schon zur Genüge? – das ist die praktische und poetische Streitfrage, der unaufhörliche Wettkampf, erregend und wahrhaft menschenwürdig, den wir praktisch und poetisch zu führen haben. Wer oder was hindert uns eigentlich daran? Mangel an Kunst, an Mut, an Einsicht oder an Papier? Auch das ist gemeinsam zu untersuchen und zu ändern. Denn auch das hört nimmer auf, dem Leben Dank!

Zur Information: Ingo Härtelt, 22, Lehrer; Hellmut König, 21, Volontär in einer Berliner Druckerei, zum Studium der Philosophie an die Humboldt-Universität delegiert; Günter Wünsche, 30, Sohn eines Hilfsarbeiters, Schlosser, dann vom Braunkohlenwerk Berzdorf zur ABF und zum Studium der Metallurgie nach Freiberg delegiert, seit 1957 Diplom-Ingenieur. Alle drei haben neben Arbeit und Studium vielseitige künstlerische Interessen und Tätigkeiten, so Härtelt als Graphiker und Schauspieler, König als leidenschaftlicher Poet der Kamera, Wünsche als begabter, zäh experimentierender Dramatiker. Alle drei sehen ihre lyrischen Exkursionen eben als Versuche an, als ernst betriebene, vorbereitende Klettertouren an einer lockenden, aber ihnen noch unbekannten Steilwand. Allen dreien sind andere Marschrouten zum Gipfel vertrauter und lieber. Aber alle drei sind Alpinisten.

Paul Wiens

IN DER SONNE

*Seht die Sonne.
Seht die Sonne hell am Himmel.
Seht die dotterfarbene Sonne.
Spürt die Wärme.
Merkt, wie Leben wächst im Licht auf Erden.
Auf meiner Erde, auf deiner Erde, auf unserer Erde.*

*Die Früchte hängen rot und golden,
voller Kraft am Baum.
Die Felder stehn in Pracht,
der Weizen dort zum Beispiel ...
... und seine Halme wiegen sich im Wind.
Den Mähdrescher fährt eine Frau – Tatsache! –
und sie winkt mir zu.
Du bist eine Kußhand wert!
Sie lacht.*

*Hier bleib ich,
mache Rast im weichen Gras,
den Rücken an den Baum gelehnt.
Das Leben ist zu schön!*

*Und schmatzend kau ich,
dabei die Zeitung lesend, Wurst und weißes Brot.
Dann les ich:
HUNDERTTAUSEND MENSCHEN TÄGLICH
STERBEN DEN HUNGERTOD.*

*Lange bin ich ohne nahen Blick.
Ferne Länder seh ich klar vor Augen.
Brüder, denk ich,
Brüder,
seht die purpurfarbene Sonne,
seht die Sonne
und das Morgenrot über unserer Erde!*

AUS „MOMENTAUFNAHMEN“

I

Das grüne Tal

*Ein junges Mädchen
dort unten
im Tal.
Grün
ist das Tal..
Nur grün.
Jetzt aber leuchtet.
Das macht das
brennende
Rot.
Ein ganzes Tal
verglüht.
Durch einen
reinen
Ton.
Ihr rotes Kleid.*

2

Waldlandschaft

*Er begann mit einfachen Akkorden,
aufbauend, als müsse er vorerst sammeln.
Gar nicht verbunden – er und das Spiel.*

*Auf einmal zerreißt der Alltag.
Er hat einen Ton wie eine braune
Waldlandschaft, webend und weit,
und weich, ein glückliches Kind
zwischen den schlanken Stämmen,
gleiten die Finger über die Tasten,
ständig neue Klänge zu entdecken.*

*Seine Töne sind Farben,
die endlich das Auge hört.*

Erde

*Dein lachender Mund.
Plötzlich erschrecke ich
vor der einfachen Macht
siegender Erde.*

Wie in schwarzen Wäldern

*Eine Sommernacht
am schweigsamen Wasser
ist dein Gesicht.
Tagsüber
sind hier Menschen
und lassen ihr Geheimnis
in den Wäldern
und bei dir
auf deinem Gesicht.
Warm
wird dein Gesicht
vom Singen des
schwarzen Waldes.
So aber sehe ich dich
zum ersten Mal.*

Liebknecht 1961

*Abseits ein wenig
auf der Holzgalerie,
doch
nahe dem großen Toten
sitzen die Arbeiter
bei einer Feier
zum Gedenken Liebknechts.*

*Schämen sie sich
ihrer schweren Schube,
in den Saal
hinunterzugeben?*

*Ihr leuchtendes Auge
ist Eintrittskarte
auch für den Marmorsaal.*

Günter Wünsche

BAGGERREPARATUR

*Am Langteich liegt ein toter Riese.
Auf der linken Schulter trage ich
den Blechkasten mit Hämmern und Schraubenschlüsseln.
Das Schwellenband des Grubengleises führt mich,
im Dunkel geh ich, den Riesen zu wecken.*

*Er liegt im Morast kalt und grau wie der Novembormorgen.
Den Zylinderkopf öffne ich, blase den Schmutz
aus der Brennstoffleitung und prüfe die Kontakte.
Das Metall saugt die Wärme aus meinen Händen,
mit Motorenöl mischt sich der Schweiß meiner Stirn.*

*Endlich, aufbrüllend in der Abendstille,
schüttelt der Riese die Kälte ab, reckt sich.
Seht seine Hände, sie fassen
mehr als alle die Hände der Menschen in meiner Stadt,
seht ihn den Berg auseinanderreißen.*

*Er gehorcht
jedem Druck meines Fingers am Schaltbrett.*

HERBSTGEDANKEN

Schön ist es zu baden in warmer Luft und Helle . . .

*Seit gestern aber gibt es die Sonne nicht mehr.
Den Horizont entlang am Tag ein paar düstere Stunden
rutscht ein schlecht geputzter Messingknopf.*

*Welch schlechter Trost! Ich spuck auf die Attrappe.
He, Sommer, schaff mir die Sonne her,
die Sonne wieder, warm und hell!*

*Noch hat mein Befehl keine Gewalt, ich stehe
unzufrieden und klein unter dem Lauf der Gestirne.
Leis wiederhole ich NOCH – und lächle . . .*

Horst Haase

War das der Expressionismus?

Walter H. Sokel: „Der literarische Expressionismus“
Langen-Müller Verlag, München 1960

Lange Zeit hat der Expressionismus in unserer literarischen Diskussion kaum eine Rolle gespielt und schien nur noch im akademischen Bereich als historisch überholtes Phänomen zu existieren. Das hat sich in den letzten Jahren zu ändern begonnen. Georg Maurer forderte auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongreß zur kritischen Auswertung des Expressionismus auf. Johannes R. Becher korrigierte in den letzten Lebensjahren seine bis dahin ziemlich scharfe Ablehnung dieser Dichtung, die auch ihm einst so viel bedeutet hatte. Die Moskauer Diskussion schließlich zwischen I. Fradkin und T. Motylowa zeigte, daß auch in der Sowjetunion die Probleme des literarischen Expressionismus zum Teil neu aufgeworfen werden (NDL Heft 1/60).

Die Stille um den Expressionismus in der marxistischen Literaturgeschichtsschreibung und -kritik war nicht zuletzt auf Georg Lukács' einseitige, streng abwertende Einschätzung dieser Literaturperiode zurückzuführen. Diese Einschätzung vernachlässigte die positive Bedeutung der kritischen Elemente, die sich bei nicht wenigen expressionistischen Dichtern und Schriftstellern in der Auseinandersetzung mit dem in seine allgemeine Krise eintretenden Imperialismus herausbildeten. Sie unterschätzte den Einfluß der Arbeiterklasse und besonders ihrer revolutionären Elemente auf die Entwicklung der jungen bürgerlichen Intelligenz, deren beste künstlerische Produktion dadurch zu einem Bestandteil des Kampfes gegen den antidemokratischen preußisch-deut-

schen Obrigkeitsstaat, gegen Militarismus und Krieg werden. Lukács unterbrach damit die historische Kontinuität in der literarischen Tradition dieser national bedeutsamen Stoffe und Themen und ihres partiell neuartigen bildhaften und metaphorischen Ausdrucks vor allem in der Lyrik. Von seinen Auffassungen her mußte unverständlich bleiben, warum Becher die besten Elemente des Expressionismus als eine der Wurzeln der proletarisch-revolutionären Literatur bestimmt hatte.

Andererseits gab Lukács eine treffende Kritik der bürgerlich-imperialistischen politischen, philosophischen und ästhetischen Konzeption, die das Schaffen aller Schriftsteller dieser Richtung beeinflusste und bei nicht wenigen völlig bestimmte. Scheinradikalität in Form und Inhalt hemmte die Entwicklung subjektiv ehrlicher Künstler. Überspitzt idealistische und mystische Konstruktionen gerannen zu einer dem Realismus abträglichen und feindlichen Form. Wer diese Dinge nicht in Rechnung stellt, wie es zeitweilig bei uns in den Diskussionen über den Expressionismus in der bildenden Kunst geschah, muß ebenfalls bei der kritischen Auswertung dieser Periode in die Irre gehen. In diesem widerspruchsvollen Charakter der Bewegung des Expressionismus, seinen beiden Haupttendenzen, spiegeln sich direkt die zugespitzten Hauptwiderprüche des Imperialismus wider.

Im Gegensatz zur marxistischen hat die bürgerliche Literaturgeschichtsschreibung und -kritik in der Zeit nach dem zweiten

Weltkrieg dem Expressionismus verhältnismäßig große Aufmerksamkeit geschenkt. Das ist in gewissem Maße natürlich, gibt es doch zwischen dem Zustand der heutigen kapitalistischen Welt und der damaligen durchaus deutlichere und aktuellere Parallelen als zwischen jener und dem Sozialismus. Nicht zufällig schreibt der Autor des hier zu besprechenden Buches von den großen Wirkungen der theoretischen Programmschriften des Expressionismus „auf die abstrakten Expressionisten des *heutigen* Amerika“ (Sokel, S. 22, von mir hervorgehoben, H. H.). In den bürgerlichen Darstellungen des Expressionismus mischen sich die verschiedenartigsten Ansichten, doch sind sie im wesentlichen auf die unkritische Erläuterung und Verallgemeinerung der vom Realismus wegführenden Elemente dieser Literaturbewegung orientiert, so daß insgesamt gesehen eine mehr oder weniger starke Verfälschung des Gesamtcharakters des Expressionismus herauskommen muß. Das Verdienst der bürgerlichen Forschung liegt auf dem Gebiet der Sammlung und der ersten philologischen Bearbeitung des Materials (z. B. die Ausstellung „Expressionismus, Literatur und Kunst 1910 bis 1923“ im Schiller-National-Museum Marbach/Neckar 1960; eine Reihe Ausgaben gesammelter Werke, etwa die Stadler-Ausgabe des Ellermann-Verlags, herausgegeben von Karl Ludwig Schneider, oder das Buch desselben Forschers: „Der bildhafte Ausdruck in den Dichtungen G. Heyms, G. Trakls und E. Stadlers – Studien zum dichterischen Sprachstil des deutschen Expressionismus“, Heidelberg 1954).

Auch in den USA gab es in den vergangenen Jahren eine ganze Reihe von Teiluntersuchungen zur expressionistischen Literatur, die sich meist auf die dorthin verschlagenen Original-Materialien stützten. Eine erstmalige Zusammenfassung des Themas aus dieser transatlantischen Sicht liegt uns vor in dem Buch des Mit-herausgebers der bedeutendsten germani-

stischen Zeitschrift der USA, Walter H. Sokel. Der anspruchsvolle Titel der deutschen Übersetzung und die Würdigungen in westdeutschen Fachorganen unterstreichen die Bedeutung, die dieser Publikation in der bürgerlichen Expressionismusforschung zugemessen wird.

Das Buch hat zwei Teile. „Die neue Form“ heißt der erste, „Der neue Mensch“ der zweite. Diese Teilung mag für die Darstellung ihre Vorteile haben, für die literaturwissenschaftliche Analyse erweist sie sich als problematisch. Will sie doch trennen, was nicht zu trennen ist: die im Expressionismus oft so vordergründige Einheit von Inhalt und Form. Der Autor vermag deshalb diese Trennung auch nicht durchzuhalten.

Im ersten Teil finden sich bei der Untersuchung der Rolle des Symbols, des Traumspiels und der spezifischen Erscheinungsformen der Dialogsprache im expressionistischen Drama Hinweise, die der Leser mit Nutzen vermerkt. Die Ursachen dieser formalen Erscheinungen werden jedoch kaum irgendwo wissenschaftlich exakt dargestellt. Wie der Verfasser zum Beispiel den konzentrierten und verstümmelten Dialogstil Wedekinds und dessen Weiterentwicklung bei Sternheim und Kaiser aus deren persönlich-biographischen Entwicklungsbedingungen unmittelbar ableitet, ist alles andere als überzeugend. Hinsichtlich Wedekinds lehnt er sich dabei an die Auffassungen Kadidja Wedekinds, der Tochter des Dichters, an, die er unkritisch übernimmt, worin eine andere für das ganze Buch bezeichnende Tendenz deutlich wird: das eklektizistische Zusammentragen der Meinungen aus der bürgerlichen, speziell der amerikanischen Literatur zu den jeweiligen Themen.

Sokel will in seinem Buch eine Gesamteinschätzung des Expressionismus geben. Hervorzuheben ist sein Bemühen, sowohl innerhalb der expressionistischen Bewegung als auch zum Teil in ihrem historischen Ablauf stark zu differenzieren. Dadurch macht er auf die großen Unter-

schiede zwischen den einzelnen Schriftstellern und Dichtern und zwischen bestimmten Gruppierungen aufmerksam, vermag ihnen allerdings in den seltensten Fällen mit seiner Einschätzung gerecht zu werden. Schon die Mehrzahl der Bezeichnungen, die er den einzelnen Gruppen gibt, weist darauf hin; er kennt abstrakte, kubistische, surrealistische, naive und rhetorische, aktivistische, kommunistische, messianistische und sachliche Expressionisten, läßt sich also von gewissen äußerlichen Merkmalen leiten, die keine einheitliche und klare Bewertung zulassen. Dabei ist durchgängig spürbar, daß der „politische“, „ethische“ Expressionismus gegenüber dem „abstrakten“ Expressionismus Bennischer Prägung in dieser oder jener Weise abgewertet wird, wie in den meisten bürgerlichen Darstellungen dieser Literaturperiode.

Der Verfasser will den Expressionismus in größere literatur- und geistesgeschichtliche Bezüge einordnen. Er entwickelt eine philosophische Linie von Kant zu Schopenhauer, an die der Expressionismus anknüpft. Das allgemein grundlegende idealistische Element im Expressionismus mag damit gekennzeichnet sein, und tatsächlich führt ein direkter Weg von Schopenhauer und anderen spätbürgerlichen Philosophen zum Expressionismus. Aber diese philosophischen Bezüge sind in anderen Arbeiten schon gründlicher und exakter untersucht worden (z. B. bei W. Stuyver: Deutsche expressionistische Dichtung im Lichte der Philosophie der Gegenwart, Diss. Amsterdam 1939). Jedoch hat Sokel den Ehrgeiz, diese philosophische Traditionslinie historisch zu begründen. In einer Aneinanderreihung von Wahrheiten, Halbwahrheiten und Fälschungen verabsolutiert er gewisse Besonderheiten der deutschen Geschichte und gelangt zu einer Misere-Konzeption, in die er dann die literarische Entwicklung einzubauen sucht. Neben berücktigten geistesgeschichtlichen Traditionslinien, die man auch sonst häufig in der bürgerlichen Literaturge-

schichte findet (Rousseau – Sturm und Drang – Romantik – Expressionismus) konstruiert er andere mit einer Unbefangenheit, die der ernsthafte Leser kaum für möglich hält. So gibt es nach seiner Meinung eine dem Expressionismus entgegengesetzte Tradition, in der Goethe und der Marxismus stehen, wobei ihm der Marxismus mit der opportunistischen Sozialdemokratie identisch ist, deren Entartungserscheinungen allerdings einigen expressionistischen Dichtern ein Dorn im Auge waren, während die Bekanntschaft mit dem revolutionären Marxismus bei den verschiedenen Expressionisten durchaus zu unterschiedlichen Ergebnissen führte. Durch die Konstruktion solcher Traditionslinien will Sokel dann die weitgehende Ablehnung des realistischen Erbes durch die meisten Expressionisten motivieren; ein völlig unzureichendes und an den eigentlichen Ursachen der Scheinradikalität bewußt vorbezielendes Verfahren. Seine Willkür entlarvt sich, wenn er Nietzsches Lehre vom Übermenschen als direkte Fortsetzung der Goetheschen Auffassung von der Persönlichkeit bestimmt. Mit solchen Methoden läßt sich zweifellos alles beweisen.

Im Laufe seiner Darstellung beschreibt Sokel zahlreiche Werke der expressionistischen Literatur, vor allem der Dramatik. Dadurch wird manches Interessante und fast Vergessene ans Licht gezogen, das den Leser nützlich belehrt. Auch die Sympathie mancher expressionistischer Schriftsteller für die Not und den Kampf der Arbeiterklasse oder die antimilitaristische Komponente in ihrem Werk wird durchaus deutlich, etwa in seinen Bemerkungen zu Werken Ernst Tollers und Leonhard Franks. Der Bedeutung von Krieg und Revolution für die Entwicklung des Expressionismus wird verhältnismäßig viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie man es sonst kaum bei bürgerlichen Autoren findet. Aber es bleibt bei Einzelkenntnissen und auch sie werden meist wieder zunichte gemacht. Sie werden aufgehoben und verfälscht durch den anti-

kommunistischen Grundzug, der unverkennbar ist und besonders bei den Hinweisen auf die spätere Entwicklung Johannes R. Bechers seine Kapriolen schlägt. Sie werden aufgehoben und verfälscht durch die entscheidende methodologische Grundlage Sokels: Bei ihm sind die Vorstellungen der Dichter und Schriftsteller, ihre Neurosen vor allem, das Primäre, das sie unter bestimmten Umständen auch zu politisch bedeutsamen Entscheidungen und dementsprechenden künstlerischen Darstellungen treibt. Ein besonders auffälliges Beispiel dafür sei zitiert: „... es ist überaus bemerkenswert, daß Ehrenstein, der heftig unter dem Gefühl sexueller Unzulänglichkeit litt, zeitweise zum kommunistischen Aktivisten wurde“ (Sokel, S. 249).

Damit sind wir an dem Punkt angelangt, an dem sich die philosophischen und methodologischen Grundlagen dieser Art von Literaturgeschichtsschreibung, die für eine Richtung in den USA typisch ist, am besten fassen lassen. Das Wesentlichste in der Konzeption Sokels ist seine durchgängig zu findende Orientierung auf die Freudsche Schule. Sie ist der Hauptfaktor seiner Analysen und die Grundlage der literarischen Entwicklung aus seiner Sicht. Mit ihr motiviert er die Entwicklung der expressionistischen Dichter und Schriftsteller und ihrer Hauptmotive. Diese Konzeption schließt die Beachtung anderer Faktoren und Sphären des gesellschaftlichen Lebens nicht aus, sondern erfordert sie sogar. Sie hat das Verhältnis

von Kunst und Wirklichkeit im Auge, wenn auch in vulgärer Form; sie gelangt zu historischen Fragestellungen, wenn auch in ihrer subjektiven Interpretation der Geschichte; sie sieht die Probleme der Form nicht isoliert und verabsolutiert sie nicht. Sie mag aus all diesen Gründen sympathisch erscheinen. Aber gerade diese Sympathie, dieses Vertrauen der Menschen zur Wirklichkeit und zum Historischen nutzt die moderne bürgerliche Soziologie aus, deren psychologische Richtung als Grundlage der Sokelschen Konzeption gesehen werden muß, um ihre im Wesen falsche Darstellung an den Leser zu bringen. Im Rahmen der verschiedenen Faktoren und Sphären des gesellschaftlichen Lebens sind Sokel die „sozial-personalen Probleme“ ursächlich bestimmend, so daß er notwendig zu einer falschen Einschätzung der Kausalität der gesellschaftlichen Erscheinungen gelangen muß. Den tatsächlich letzten Ausgangspunkt dieser Erscheinungen, zu denen auch die Literatur gehört, die ökonomische Struktur einer historischen Periode, vermag er auf diese Weise geschickt zu verdecken und fast völlig hinauszuerwerfen. Damit ist die Literaturgeschichte auf eine Grundlage gestellt, die auch das richtige beschränkte Einzelergebnis in Frage stellt und das Gesamtergebnis als falsch aufhebt. Das umfangreiche Werk des amerikanischen Autors läßt deshalb nur den einen Schluß zu, daß die im Titel der Rezension aufgeworfene Frage mit „Nein“ beantwortet werden muß.

Max Walter Schulz

Liebesgeschichten — alt und neu

Boris Djacenko: „Und sie liebten sich doch“. Erzählungen
Mitteldeutscher Verlag, Halle 1960

Vor einigen Jahren mußten unsere jüngeren Autoren schon den Vorwurf einstecken, die Liebe in ihren Gedichten und

Geschichten zugunsten anderer Motive allzu sehr vernachlässigt zu haben. Heute liebt man sich auch in unserer Gegen-

wartsliteratur wieder, und die Liebesgespräche werden nicht mehr nur hinter der Rampenkulisse eines Traktors geführt. Das Liebesmotiv hat seine angestammten poetischen Rechte wieder angetreten. So auch in Boris Djacenos zehn Liebesgeschichten, die, mit unaufdringlichen Tuschzeichnungen versehen, in einem Band von gut dreihundert Seiten vereint sind.

Boris Djacenko, der 1917 in Riga geboren, wurde weit in der Welt umgetrieben, bis er 1945 als Fremdarbeiter der Sowjetarmee entgegenfloh und in deren Verband nach Deutschland zurückkehrte. Er kann also von einer farbenreichen Erlebnispalette malen, kann als Schauplätze Spanien, Polen, Amerika, Frankreich, Hitlerdeutschland, die lettische Heimat und die Wahlheimat DDR wählen. Und mit dem Wechsel der Schauplätze verbindet sich in den meisten Fällen ein Wechsel der Zeit, des gesellschaftlichen Klimas. Das schafft gute Vergleichsmöglichkeiten.

Unter den zehn Liebesgeschichten gibt es solche, die mich beeindrucken, aber nicht erregen, solche, die mich beeindrucken und erregen und solche, die mich beeindrucken und aufregen, weil sie mir nicht gefallen. „Das Glockengeläut“ zum Beispiel gehört für mich in die erste Gruppe. Es ist die Geschichte zweier armer Liebesleute vom Rigaer Strand, die sich von dem reichen Fettwanst Kjesberis auseinanderbringen lassen, obgleich sie ihm Trotz bieten, obgleich ihn der arme Liebende beim Geläut der Weihnachtsglocke in der Sauna ersticken läßt. Niemand entdeckt es. Aber die Liebe ist auch hin. Kjesberis' Geld lebt weiter und verdirbt die Liebe. – Die Geschichte erwächst solider Erzählertradition. Formal gesehen ist sie meines Erachtens die beste des Bandes. Sie hat mich beeindruckt, aber nicht erregt, nicht überrascht: die tragische Pointe mit dem Geld kennen wir schon seit Balzac. Die Humoreske aus Frankreich – ein hübscher junger Kapitän will ein spätes Mädchen hereinlegen, fällt selbst herein und wird doch glücklich da-

bei. – nehme ich auf Treu und Glauben hin. Sie fordert zu unkritischem Vergnügen auf. Von Zeit zu Zeit liest man was Altes gern. Die „Begegnung“, eine Erzählung, die im Nachkriegs-Dresden spielt, berichtet von einem jungen Ingenieur, der ein Mädels, das sich aus Liebes-Enttäuschung in die Elbe gestürzt hatte, vom Tode rettet, es heiratet und sich wie selbstverständlich auch des Kindes, obwohl es von einem anderen stammt, als Vater annimmt. Auch hier ist man beeindruckt, aber man vermißt das eigentlich Neue, das Motiv aus unserer Zeit. Der junge Ingenieur liebt aus Liebe schlechthin; die naheliegende, thematisch auch notwendige Frage, was denn nun die öffentliche Meinung dazu sagt, wird nicht gestellt.

Anders ist es mit den Geschichten, die parteiiche Haltung besitzen und herausfordern und starke Gefühle ansprechen. Da ist die Spanienerzählung „Das Versteck“: Eine Frau, die in den Wehen liegt, und ihr Mann verbergen vier von den Franco-Leuten verfolgte Soldaten in ihrer Hütte. Das Wehkämmerchen wird zum Versteck. Die Flüchtigen scheinen geborgen. Die Frau verbeißt den Schmerz, der Mann überlistet die Faschisten, aber das Kind, das zur Welt kommt, verrät alle. Drei der Soldaten und José, der Wirt, werden erschossen. Der vierte Soldat, ein Deutscher, wird der Gestapo ausgeliefert. – In einer Geschichte aus Hitlerdeutschland, „Der Kammgarnanzug“, heiratet ein norwegischer Fremdarbeiter ein harmlos-liebes deutsches Mädchen, dessen Bruder bei der SS steht. Sie staffiert ihn gut aus, schenkt ihm auch einen Anzug. Einen Tag nach der Hochzeit erfährt er durch einen im Futter des Anzugs gefundenen Brief, daß er die Kleidung eines ermordeten Juden trägt. Er schlägt die Frau und verläßt sie. Man bringt ihn in das gleiche Lager, in dem der Bruder der Frau Wachoffizier gewesen war.

In diesen beiden Geschichten und auch in der lettischen Erzählung „Ein heißer Tag“ wird die alte Pointe vom Geld, das erbarmungslos trennt oder schamlos kittet,

außer Kraft gesetzt und durch eine neue ersetzt. Geld und Besitz hören auf, Schicksal zu spielen. Das wahre menschliche Wesen setzt sich als echter Reichtum frei. Das konnte nur einem Schriftsteller gelingen, der mit den Kräften des Fortschritts „engagiert“ ist.

Nun zu den Beiträgen des Bandes, gegen die ich etwas einzuwenden habe: „Ein Anruf in der Nacht“, dessen Schauplatz Volkspolen ist, und, die beiden Erzählungen „Das Spargelfeld“ und „Der Kommissar und die Pastorentochter“, die bei uns auf dem Lande spielen. Am problematischsten scheint mir diese letzte Erzählung und speziell die Titelfigur, der „Kommissar“. Er heißt Stephan Matuschak, ist etwa zweiunddreißig und arbeitet ums Jahr 52 auf einer MTS. Sein Vater wurde von den Faschisten ermordet. Er wächst bei kommunistischen Verwandten auf, geht als Soldat vor Stalingrad zur Roten Armee über, wobei er eine deutsche Streife von drei Mann niederschießt. Nach dem Krieg „hatte er wieder als Zylinderschleifer in einer Fabrik zu arbeiten begonnen. Er hatte Verpflichtungen übernommen, die nur mit großer Anstrengung zu schaffen waren... und aus dem gleichen Grunde hatte er sich vor anderthalb Jahren zur Arbeit auf dem Lande gemeldet, obwohl er für das Landleben nichts übrig hatte.“ – In einer dunklen, windigen Märznacht, auf dem Weg zur MTS, trifft dieser Stephan Matuschak zufällig Christine, die Tochter des Großbauern Utzkait. Und beide verlieben sich ineinander. Christine ist fünfundzwanzig, hat schon ein wenig verkniffene Lippen, muß schwer arbeiten, geht sonntags zur Kirche, liebt die wehmütige Andacht der Friedhöfe. Ihre drei Brüder sind im Krieg umgekommen. Der Vater glaubt noch an die Rückkehr des vermißten Jüngsten. Der Bauer ist von der „Erbhofselbstherrlichkeit“ befallen. Die Mutter liegt auf den Tod krank und stirbt kurze Zeit später. Den Hof belasten Soll-Schulden. Es fehlt an Arbeitskraft. Der alte Utzkait schlägt Stephans Rat

in den Wind, zwanzig Morgen gegen Entschädigung an die LPG abzutreten, um die Schulden loszuwerden. Statt dessen schlachtet der Bauer schwarz, kauft vom Erlös Getreide und erfüllt so sein Soll. Christine spricht mit Stephan darüber, nachdem es geschehen ist. Er bringt Utzkait zur Anzeige. Da der Bauer vor Gericht keine Reue zeigt, wird er zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Im Gefängnis stirbt er. Die Liebe zwischen Stephan und Christine scheint zu erlöschen. Matuschak verbeißt sich wütend in seine Arbeit. Im nächsten Frühjahr läßt er sich versetzen. Am Tag vor der Abreise treibt es ihn noch einmal zu ihr. Widerstreben und Vereinigung. Am anderen Morgen geht sie mit ihm fort.

Ich frage mich, wohin diese Geschichte, die teilweise in recht ruppiger Sprache geschrieben ist, zielt. Will Djacenko nach der Redensart „Wo die Liebe hinfällt...“ den alten Konflikt zwischen Bindung und Neigung optimistisch auflösen? Natürlich zielt die Geschichte in diese Richtung. Aber wo befindet sich dabei der Standpunkt des Autors? Ich werde das Gefühl nicht los, daß der Autor mit der *undistanziert* gezeichneten Figur des „Kommissars“ (so wird Matuschak von Utzkait genannt) auf einem überholten, ja sektiererischen Standpunkt steht. Bildlich ausgedrückt: Wenn zwei Soldaten zum Angriff vorgehen, und der eine bleibt zurück, dann kann der vordere, nach vorn zielend, nur den Feind treffen, der Hintere, blind nach vorn zielend, aber auch den Freund. Und Djacenko, meine ich, zielt in dieser Geschichte durch undistanzierende Schreibweise aus hinterer Position blind nach vorn.

Ich möchte einen Vergleich anstellen: In Djacenos Roman „Herz und Asche“ fällt der während des Krieges illegal nach Deutschland geschickte sowjetische Ingenieur Pertuchow der Liebe des bürgerlich erzogenen Mädchens Carla anheim. Diese Liebe trägt dazu bei, daß Pertuchow am Sinn des Widerstandskampfes verzweifelt und in Hoffnungslosigkeit sinkt. Ein Ge-

nosse reißt ihn aus der Lethargie, hilft ihm über die Grenze, damit er an der Front wieder frische Luft schöpft. – Bei Matuschak tritt ebenfalls ein Zustand der Verzweiflung ein. Nach dem Bruch mit Christine liest man folgenden Satz: „Das Bewußtsein, daß er selbst sein Lebensglück hatte zerstören müssen, daß die Frau, die ihm dieses Glück hätte bringen können, ihm entrückt war... ließ in ihm über nichts mehr dauerhafte Freude aufkommen.“ Im Unterschied zu Pertuchow findet Matuschak keinen Genossen, der ihm hilft. Ich argwöhne, Matuschak will keinen Genossen finden, weil er keinem traut. Schon am Anfang der Geschichte, beim ersten Gespräch mit Christine, sitzt ihm eine einzelgängerische Unrast im Genick: „Seit ich zurückdenken kann, immer dasselbe: Ich war nie zufrieden, weder mit mir selbst, noch mit der Welt, noch mit den Menschen, die für mich etwas bedeuten“. Djacenko gibt seiner Figur eine politische Vorgeschichte, aber kein privates Vorleben. Hat Matuschak bis zu seinem zweiunddreißigsten Jahr nie eine Frau angeschaut? Er lebt wie ein Roboter. Oder soll damit die Leidenschaft motiviert sein, die ihn zu Christine treibt? Wirft er sich nicht auf sie, auf die „Pastorentochter“ (wie er sie nennt) wie

auf die nächste Beste? Was eigentlich ist der gemeinsame Kern ihrer Charaktere?

Ein seltsamer Kautz, dieser Matuschak. Gewiß, der Autor muß ihn nehmen, wie er ist, aber der Autor muß sich – wie schon gesagt – hüten, den Mann ohne jedes Mittel der Distanzierung als Muster eines Kommunisten erscheinen zu lassen. Mit Distanzierung meine ich keine plumpen Autorenkommentare. Es gibt bessere Mittel, zum Beispiel, ihn aus den Augen anderer Leute im Dorf zu betrachten, mit denen der Autor offen sympathisiert.

Nicht distanzieren heißt in diesem Fall tatsächlich blind zielen. Gewisse Leute, die nicht unsere Freunde sind, haben eine Schwäche für solche undistanzierten Typen. Sie halten sich streng an den Text und machen „ganz objektiv“ einen Kronzeugen des „kommunistischen Ahumanismus“ aus dem Matuschak. Und aus dem alten Utzkait machen sie „ein Opfer der Kollektivierung“. Und damit wäre die gute Absicht, die ich der Geschichte zuerkenne, vertan. Welche Absicht? Ich vermute, Djacenko projiziert in die psychologische und ideologische Situation des Stephan Matuschak nolens volens ein Abbild oder Teil-Abbild seiner eigenen Situation. Die Absicht hieße dann Selbstverständigung.

Jo Schulz

Ohne Fleiß kein Mais

Gedanken eines Stadtmenschen

Heinz Kablau: „Maisfibel“, Verlag Volk und Welt, Berlin 1960

Zuvörderst:

Dies ist ein gutes Buch, weil es nützlich ist.

Dies ist ein nützliches Buch, weil es gut ist.

Es ist das Buch eines Autors, der seinen Mais mit Fleiß studiert hat – und es seinem Leser daher leicht macht.

Es ist ein Buch für Fachleute, d. h. ein Buch, das seine Leser zu Fachleuten macht.

Der Autor läßt keine Frage offen. Er informiert vollständig, vermeidet Halbheiten und somit Halbwahrheiten.

Jeder Dichter sollte ein Lehrer sein. Die Maisfibel ist ein Buch des Lehrers Kah-

lau, das dem Dichter Kahlau Ehre macht. Sie ist ein Buch des Dichters, das den Lehrer nicht verleugnet.

Früher genügte dem humanistischen Bildungsbedürfnis, einiges zum Beispiel über die Bauten der Inkas zu erfahren. Und was aßen die Inkas? Sie aßen Mais.

Kahlau beginnt seine Chronik des Maisanbaues mit folgendem:

Zehnmahl tausend Jahre ist der Mais schon alt.

Wild hat er bei Gras und Strauch gestanden,

bis ihn Menschen gut und nützlich fanden.

Indianer holten ihn aufs Feld aus Busch und Wald.

Das ist plastisch, bildhaft, einprägsam – Kulturgeschichte in vier Zeilen.

Da stehen Sprüche – unmittelbare Nutzanwendung fordernd; in ihrer schlichten Sinnfälligkeit werden sie schon beim ersten Lesen oder Hören zum geistigen Besitz des Konsumenten. Beispielsweise: Ungeduld und Knickrigkeit / verschwenden Geld, verschwenden Zeit. Oder: Wer Rechtes tut zur rechten Zeit, der bringt es in der Arbeit weit.

Auf Seite 43 im Kapitel „Fütterung“ heißt es u. a.: Das Schaf ist meistens sehr vergnügt, / wenn es genug zum Fressen kriegt. Doch ist das Heu im Winter knapp, / macht auch der größte Hammel schlapp.

Das ist genau gezielt, redet nicht um den Kern der Sache herum, sondern trifft ihn. Das ist ökonomische Agitation und zugleich Humor einer Kategorie, die Ruhm und Popularität auch eines Wilhelm Busch begründet hat.

Die kraftvollen originellen Zeichnungen (Rodewald) sind Fleisch vom Fleisch des Buches, Mais vom selben Stengel.

Die Verse dieser „Maisfibel“ sind vielseitig verwertbar. Sie lassen sich lesen, sprechen und singen. Ich wünsche sie uns auf Schallplatten und in Lesebücher, als Wandsprüche – an Stelle der handelsüblichen Kachelbanalitäten wie „Unser Vati ist der Beste“ oder „Einer spinnt immer“ u. ä. – und für Kalendarien.

Als abschließender Wink mit dem Zaunpfahl:

Dieses Buch ist für Bauern geschrieben, aber auch für Intellektuelle nutzbringend. Unter einer Voraussetzung: Daß sie es lesen.

Max Walter Schulz

Eine Generation deutscher Literaturstudenten und ihr Philosophielehrer aus Moskau

Was den Philosophielehrer betrifft, ist die Rede von Professor Nikolai Janzen. Was die Studenten betrifft, sind die jungen Schriftsteller und schreibenden Arbeiter gemeint, die das Institut für Literatur „Johannes R. Becher“ in den Jahren zwischen 1955 und 1960 besuchten, etwa ein dreiviertel Hundert an der Zahl. Während dieser Zeit lehrte dort Professor Janzen. Im vergangenen Sommer kehrte er nach Moskau zurück. Die Gewißheit, viele Menschen in unserem Deutschland zu Freunden, Kampfgefährten des Sozialismus gewonnen zu haben, konnte sein wertvollstes Reisegepäck sein. Man darf diesen Vergleich ziemlich wörtlich auffassen. Nikolai Janzen ist ein bescheidener Mensch in dem Sinne, als er sich mit wesentlichen Ergebnissen bescheidet. Daß ihn unsere Regierung mit dem Vaterländischen Verdienstorden geehrt hat, ist ein äußeres Zeichen der hohen Anerkennung, die wir ihm schulden.

Das Wirkungsfeld Professor Janzens reichte weit über das Literaturinstitut hinaus. In ungezählten Vorträgen wandte er sich an die Jugend, an Lehrer, an Arbeiter, an Funktionäre und auch an Kreise christlich gesinnter Menschen. Welches Thema er immer wählte, er sprach einfach darüber, er benutzte die Philosophie des Marxismus-Leninismus als Lebenserfahrung, als Klassenerfahrung. Von den überprüfbarbaren Dingen des gesellschaftlichen Seins ausgehend, war es ihm besonders darum zu tun, das moralische Gesicht des Sozialisten formen zu helfen. In wieviele Hirne und Herzen Nikolai Janzen den fruchtbaren Zweifel am Alten, die echte kritische Liebe zum Neuen ge-

sät hat, läßt sich schwer einschätzen. Feststellbar ist aber das Maß seiner Persönlichkeit als Lehrer des neuen sozialistischen Lebens, feststellbar am hohen Maß der Wesenseinheit zwischen der Lehre und dem Lehrer. Die Lehre erfüllt sich um so mehr mit Leben, je mehr das Leben des Lehrers selbst von der Ethik des Stoffes erfüllt ist. Und Nikolai Janzen stand mit seiner Person hinter seinen Worten.

Was seine Tätigkeit am Literaturinstitut betrifft, sei mir erlaubt, vor allem aus der persönlichen Erinnerung zu sprechen. Ich kenne das Institut seit dem Sommer 1957. Zwei bekannte Namen repräsentierten damals seinen Ruf: der von Professor Alfred Kurella und eben der von Professor Nikolai Janzen. Ich war sehr glücklich, bei solchen Lehrern in die Schule gehen zu können. Die Generation, der ich angehöre, die Generation der in den zwanziger Jahren Geborenen (und ihr entstammte der allergrößte Teil der Studierenden) trug an dem Unglück, vor den Schulmeisterpulten der Nazis gesessen, Prügler, Blubo-Hengste und Totentanzpfeifer zu Lehrern gehabt zu haben. Wir waren einmal freiwillig oder unfreiwillig mit dem sargbrettsteifen Hakenkreuzadler auf dem Waffenrock in den Krieg gezogen, hatten das Mensch-Sein verlernt und waren mit Dezimierung noch einmal davongekommen. Als wir mit Maschinenpistolen an den ersten rauchigen Tag des Friedens getrieben wurden, nach Hause oder in die Gefangenschaft trotteten, ging schon wieder einmal das mystische Graune von der verlorenen Generation unter uns um. Und auch als wir, die Be-

vorteilten dieser Generation, in den ersten Jahren nach 1945 in die andere Richtung gedreht wurden, als man uns sagte: nehmt nun die antifaschistische Straße unter die Sohlen und lauft euch in den Sozialismus gesund, kamen wir zuerst mühsam genug voran; manche krochen wieder zurück. In den ersten Nachkriegsjahren gab es in Deutschland allzu wenige Lehrer, die uns den aufrechten menschlichen Gang am Beispiel ihres eigenen Lebens hätten lehren können. Das faschistische Henkerbeil hatte eine gräßlich breite Blutbahn in die Reihen der Unbeugsamen geschlagen. Und doch verstummte unter uns das Geraune von der verlorenen Generation bald wie Unkenruf im Wind. Die zur Macht gekommene Arbeiterklasse erteilte uns gesellschaftlichen Elementarunterricht. Die Hauptfächer hießen Arbeit und sozialistischer Optimismus. Aber Umbruchszeiten sind ungeduldige Lehrmeister. Wir mußten das Neue rasch begreifen und noch in der gleichen Stunde anwenden. So begriffen wir manches auch zu rasch, zu praktizistisch.

Ich hatte nach fünf Jahren Barras auf Baustellen und im Schacht gearbeitet und war dann Mittelstufenlehrer geworden. Alte, verworrene Dichterträume nahen sich wieder, nüchterner, unheiliger, doch immer noch an Wirklichkeit arm genug. Nun, da das Fundament der antifaschistisch-demokratischen Ordnung stand und der sozialistische Aufbau begonnen hatte, war der große, ungeduldige Lehrmeister geduldiger geworden. Nun gab uns der Arbeiter-und-Bauern-Staat auch Zeit zum Lernen die Fülle.

Die ersten Lektionen bei Professor Janzen lösten helle Begeisterung aus. Er behandelte seine Vorzugsthemen, sprach über die kämpferische Moral des Sozialisten, setzte sich dabei auch mit der christlichen Moral und der Genesis der Bibel auseinander. In der Regel sprach er frei, nahm nur Stichwortnotizen zu Hilfe, sprach in einem grammatisch sauberen, nur leicht slawisch getönten Deutsch. Wenn er zum Beispiel das Wort „schön“

gebrauchte (und er gebrauchte es oft), klang der Umlaut wie ein Zwielaht, klang das Wort wie „schoin“. Die Brieftasche des Genossen Janzen enthielt keine Geldscheine, sie enthielt Notizzettel, Zeitungsausschnitte, Buchauszüge, Zitate, Argumente aus seiner reichen Materialiensammlung. Darunter fanden sich sehr viele Selbstentlarvungen der anderen Seite, geeignet, den Gegner mit eigenen Waffen zu schlagen. Genosse Janzen vertrat stets nachdrücklich die Meinung, daß der Marxist in der Auseinandersetzung mit der Gegenseite deren Positionen fortwährend genau studieren muß. So war er zum Beispiel bibelfester als mancher passionierte Kirchgänger und rühmte als Atheist die Sprachkraft der Bibel.

Nach den ersten Lektionen beim Genossen Janzen folgten die ersten philosophischen Seminare. Und hier stellte sich in unserem Lehrgang plötzlich – warum sollte ich's verschweigen? – eine Opposition ein. Sie wurde nicht von allen unterstützt, nicht hinter verschlossenen Türen betrieben, aber sie wurde hinter dem Rücken des Lehrers geführt. Es regte sich Widerspruch gegen die seminaristische Lehrmethode des Genossen Janzen. Um es im Groben zu verdeutlichen: Genosse Janzen fragte: „Was heißt Klasse?“ Na, solche Definitionen hatten wir uns doch wahrlich schon an den Schuhsohlen abgelaufen! Warum spricht er nicht eingehend über das Verhältnis zwischen Philosophie und Literatur? Wir sind doch schließlich Schriftsteller oder wollen es werden. Wir möchten möglichst bald neue theoretische Erkenntnisse in die literarische Praxis umsetzen und schwarz auf weiß in die Verlagshäuser tragen. – So opponierten wir eine Weile, weit von der Erfahrung entfernt, daß sich Praktizismus und Opportunismus gern die Klinke in die Hand geben. Der Lehrer vorn am Tisch hätte den Jahren nach vielen von uns der Vater sein können. Seine hellen Augen suchten unseren Blick. Er besaß eine kräftige, gedrungene Gestalt. Er war Oberst der Sowjetarmee ge-

wesen. Das volle zurückgekämmte Haar fing an, graufädig zu werden. Aber auf seinem Gesicht lag noch die frische Wetterbräune brutheißer russischer Sommer, frostharter Winter. Trotzdem konnte ich mir den Mann, der mit Vorliebe einen graugrünen Zweireiher trug und im Sommer Sandalen, schwer in Uniform vorstellen. War sein Gesicht für meine Vorstellung von einem sowjetischen Obersten zu väterlich, zu gütig? Ich weiß es nicht. Ich begegnete dem Blick aus den hellen Augen auch etwas trotzig, etwas verlegen und fragte im stillen: Warum nehmen Sie uns nicht für voll, Genosse Janzen? Sie exerzieren Philosophie mit uns. Wir möchten uns lieber sansculottisch frei im Gelände bewegen. Wir sind doch nicht irgendwer, einige von uns haben schon Bücher veröffentlicht, Romanel. Doch wie viele von uns im stillen auch so dachten, keiner sagte es frei heraus. Wir bereiteten uns mit respektvollem Fleiß auf die philosophischen Seminare vor, lasen mit dem Bleistift „Staat und Revolution“, „Die große Initiative“, den „Linken Radikalismus“ – immer wieder die historische Seite der marxistisch-leninistischen Philosophie. Zu Hause auf den Schreibtischen türmte sich die Aufgabenlektüre zu Bergen. Zum Schreiben kam keiner mehr von uns, höchstens noch die schon halb Arrivierten, und die sagten nicht, woher sie die Zeit nahmen. In der Studentenbrust regte und vertiefte sich der Widerspruch zwischen Schreiben-Wollen und Lernen-Sollen-Wollen. Und dieser latente Scheinkonflikt vertiefte die Spannung zwischen Genossen Janzen und einem Teil von uns. Die Konfliktgeplagten ahnten aber nicht, daß ihnen ihr Lehrer jenes gewisse Mißbehagen schon an der Nasenspitze angesehen und es bei sich wahrscheinlich in die Rubrik „gesetzmäßige Erscheinungen“ eingetragen hatte. Er kannte unsere Generation schon recht gut aus den Antifalagern in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft. Er war maßgeblich an der Leitung dieser Lager beteiligt gewesen. – Zunächst sagte Genosse Janzen nichts. Es

kam auch so – und er wird das an der wachsenden Mitarbeit bemerkt haben –, daß uns der Appetit mit dem Essen kam, mit zunehmender Sicherheit im Stoff und im Herstellen der aktuellen Zusammenhänge. Und nur ein Splittergrüppchen der Opponenten hielt sich noch eine Weile, bis es aufflog. Einer aus dieser Gruppe hatte ein Referat zu halten, und er ließ sich's anmerken, daß er den Stoff aus den Ärmeln schütteln konnte. Begriffe, Fremdwörter und Zitate platzten wie ein Feuerwerk über unseren Köpfen. Da geschah es nun, als das Feuerwerk abgebrannt war und der Feuerwerker lobessicher einige Zettelchen (siehe Janzen) in die Brusttasche stopfte, daß Genosse Janzen präzise Zusatzfragen stellte, die auf das Erkennen aktueller, praktischer Zusammenhänge zielten. Und siehe da, unserem Feuerwerker gelang es nicht, auch nur einen einzigen Funken zu schlagen. Er wollte sich mit dem Argument „keine Zeit gehabt“ rechtfertigen, ihm wäre nur die Eisenbahnfahrt zur Vorbereitung übriggeblieben. Darauf sahen wir Genossen Janzen das erste und einzige Mal in heftiger, zorniger Erregung. Er nannte das Übel bei Namen: intellektuelle Überheblichkeit, Räuchern mit Worten und Begriffen, Ausschlagen des einfachen, wissenschaftlich trotzdem richtigen Arguments zugunsten eines (im besten Fall) dogmatischen Kauderwelschs. Der Gerügte, und wer sich mitgerügt fühlte, war tief beschämt. „Ich glaube“, sagte Genosse Janzen, „Sie können das, was ich eben aussprechen mußte, auch auf Ihre schriftstellerische Praxis anwenden.“ Als unser Studienkamerad Selbstkritik üben wollte, wehrte Genosse Janzen ab: „Das ist eine Sache Ihres Verhaltens in der Zukunft.“

Später, nicht ganz unabhängig von diesem Vorfall, erzählte uns Genosse Janzen, wie er während des Krieges einmal vor gefangenen deutschen Offizieren gesprochen und ihnen nichts anderes vorgelesen hatte als die in einem erbeuteten deutschen Tagebuch aufgezeichneten

Greuelthaten, die von der betreffenden deutschen Einheit an Sowjetbürgern begangen worden waren. Auch in die Familie des Obersten Janzen waren die Faschisten wie Wölfe eingebrochen, auch der Rotarmist, der mit der Maschinenpistole neben ihm stand, hatte ermordete Blutsverwandte zu beklagen. Und wie reagierten die gefangenen deutschen Offiziere? Sie hörten sich die eigene Schande wie Greuelmärchen an und versteckten sich hinter verächtlichen arroganten Gesichtern. „Meinen Sie“, sagte Genosse Janzen, „es wäre mir angesichts dieser bornierten Arroganz leicht gefallen, dem Genossen Rotarmisten an meiner Seite, nicht den Befehl zum Schießen zu geben? Aber ein Kommunist läßt sich nicht von Rachegefühlen leiten. Übrigens“, fuhr der Erzähler fort, „hat mir damals ein Deutscher die Beherrschung leichter gemacht. Einer trat aus dem Offiziershaufen hervor und schrie: ‚Das kann nicht wahr sein! Sie lügen!‘. Sehen Sie, das war ehrliche, gewissenhafte Entrüstung, die habe ich dem Mann abgenommen. Das einfache, unbestechliche Argument hatte ihn empört. Er brauchte nur noch von der authentischen Wahrheit der Verbrechen überzeugt zu werden, damit der Aufruhr seines Gewissens in die richtige Bahn gelenkt wurde. – Ich habe diesen Mann heute noch im Gedächtnis: das einzige menschliche Gesicht unter einem Dutzend Larven. Heute bekleidet er in der Deutschen Demokratischen Republik eine verantwortliche Funktion.“

Ein Jahr darauf, als der neue Lehrgang ans Institut gekommen war, traten im Philosophieseminar ähnliche Spannungen auf. Es ist aber bezeichnend für das Wachsen der sozialistischen Moral in unserer Republik, daß es diesmal nicht zu einer versteckten Opposition kam. Die neuen Studenten baten von sich aus sofort um eine Aussprache. Und auch sie sahen ein, daß die Pädagogik (selbst die Bildung Erwachsener) vom Einfachen zum Schwierigeren fortzuschreiten hat, vom kleinen Einmaleins zum großen. Und

wenn es so scheint, als würde das, was die im Altersdurchschnitt etwa Dreißigjährigen an Wissen mitbringen, negiert, dann geschieht es in Absicht der doppelten Verneinung. Auch das Zwischenergebnis aus Mitgebrachtem und Dazugelernem soll sich negieren, soll sich auf eine dritte Stufe heben. Und ohne Zweifel wird der junge Schriftsteller, wenn er genug Gesundheit, Lernbereitschaft und Erdreich rings um sich besitzt, diese dritte Stufe, die Meisterschaft, erreichen. Aus dem Saatkorn wächst der Halm, aus dem Halm die Ähre.

In allem, was uns Genosse Janzen lehrte, ging er sehr gründlich von dem breiter ausgearbeiteten Teil der marxistisch-leninistischen Theorie aus, vom historischen Materialismus. Erst wenn er sicher war, daß wir hier festen Fuß gefaßt hatten, kam Lenins „Materialismus und Empiriokritizismus“ an die Reihe. Auch dieses Werk wurde einschließlich der Quellenliteratur „sehr gründlich“ (ein bevorzugter Ausdruck des Genossen Janzen) durchgearbeitet. Das dritte Studienjahr wäre dem philosophischen Nachlaß Lenins und der kritischen Sicht auf die zeitgenössische bürgerliche Philosophie vorbehalten gewesen. Leider war es Genossen Janzen nicht möglich, ein drittes Studienjahr in Philosophie zu unterrichten. Er wurde, wie gesagt, 1960 wieder nach Moskau zurückberufen, und erst 1958 war der erste planmäßige Dreijahreskurs am Literaturinstitut angelaufen.

Aber alle Themen, die wir bei ihmörterten, wurden im leninschen Dreischritt des Erkennens erarbeitet; wurden von der Praxis zur Abstraktion und zurück in die Praxis geführt. Und wir spürten dabei immer mehr, daß dieser Erkenntnisweg nicht allein die Denkfähigkeit ausbildet, sondern auch den Charakter erzieht. Er läßt sich nicht anders gehen als in Sachlichkeit und Unbestechlichkeit. Dazu demonstrierte unser Lehrer eine dritte Eigenschaft marxistisch-leninistischer Bildung und Erziehung: die parteiliche Herzlichkeit. Sein Ziel hieß, junge Schrift-

steller intellektuell und moralisch zu Lehrern, Bahnbrechern des neuen Lebens zu befähigen. „Jeder fordere den positiven Helden zuerst von sich selbst“, sagte Genosse Janzen. „Das schützt vor Verzeichnungen.“

Auf dem letzten Absolvententreffen des Instituts vertrat Genosse Janzen die Forderung, es wäre an der Zeit, daß wir den deutschen Pawel Kortschagin, einen Helden des sozialistischen Aufbaus schufen. Natürlich ging es ihm nicht um eine simple Übertragung des Typs, es ging ihm um die Schaffung des potentiellen Typs des deutschen Kortschagin, um echte positive Leitbilder besonders für unsere Jugend. „Warum haben Sie eigentlich dieses Leitbild noch nicht als wirksamen literarischen Faktor in der Nationalerziehung? Wäre denn der sozialistische Aufbau eine unheldische Sache? Darf denn der Schriftsteller nicht aus Tausenden und aber Tausenden ‚stillen‘ und ‚kleinen‘ und ‚inneren‘ Heldentaten eine Summe ziehen?“

Das Gespräch kam aber trotz dieser anstachelnden Fragen nicht recht in Gang und blieb im ganzen unbefriedigend. Im stillen fragten wir uns, ob wir unseren Lehrer gerade in dieser wichtigen Frage doch nicht recht verstanden hätten. Wir konnten uns auch mit ihm über den deutschen Kortschagin nicht noch einmal auseinandersetzen. Es war das letzte philosophische Seminar, tags darauf reiste er ab. Ich will aber versuchen, einige Gedanken wiederzugeben, die wir uns im kleineren Kreise nach Genossen Janzens Abreise über diesen Abend gemacht haben.

Wenn junge Schriftsteller auf das Thema „positiver Held“ kommen, so denkt wahrscheinlich jeder an „seinen“ Helden, den er bereits beschrieben hat oder den er zu beschreiben im Begriff ist. In einem größeren Kreis scheut man sich, die Handlungskonzeption der eigenen Figur auszubreiten, glaubt man könnte zu wenig im verallgemeinernden Sinn sagen, fürchtet unplatzierte Detail-

Einwände oder unfruchtbare kollegiale Verbesserungsvorschläge. Doch diese Scheu ist trotzdem von Übel. Wahrscheinlich besitzen wir noch nicht im genügenden Maß die Fähigkeit, über die Idee eines Vorhabens zu sprechen, d. h. über die wesentlichen gesellschaftlichen (politischen, historischen) Komponenten eines Stoffes und ihre schöpferische Vereinigung in den geplanten Hauptfiguren. Wir fürchten, in solcher Abstraktion Sprachröhren des Zeitgeistes vorzustellen und nicht lebendige Repräsentanten von Zeitströmungen. Das ist erklärlich, weil der Schriftsteller vor allem nach lebendigen Vorbildern in bewegten Bildern und in Dialogen, oft ausschließlich und unmittelbar in Handlung denkt. Dieses natürliche, unmittelbare, ausschließlich gestalterische Denken kann aber auch zur Misere werden, vor allem dann, wenn der Vorrat an starken Eigenerlebnissen aufgebraucht ist, wenn die Phantasie gewaltsam bemüht wird. Und wessen Vorrat an starken Eigenerlebnissen wäre unerschöpflich! Aber unerschöpflich ist die Idee, die Idee als Summe aus Wirklichkeiten, die nicht alle leiblich erlebt zu sein brauchen. Und das Denken in der Philosophie des Marxismus-Leninismus ist in diesem Sinne auch ein ideelles Denken. Dem Schriftsteller nützt es u. a., mögliche Blockierungen des gestalterischen Denkens zu verhüten oder zu lösen. Es hilft, den Standpunkt des Autors zu erhöhen, ihm mehr Weltblick und Weitblick und Sicht auf das Wesentliche zu geben, ohne daß er dabei Schaden an seiner poetischen Substanz nehmen soll.

Hätten wir an diesem Abend des Absolvententreffens über die Idee (und nicht über die Ausführung) eines deutschen Pawel Kortschagin nachgedacht, wäre uns das Gespräch leichter geworden. Wir wußten ja alle, daß Genosse Janzen mit seiner Forderung recht hatte, aber die suggestive Vorstellung vom Bild des gestalteten (und freilich unnachahmbaren) Pawel Kortschagin hemmte die Zustimmung. Der deutsche Pawel kann Rolf oder Hans,

kann auch Inge oder Bärbel heißen. Die Typik des heldischen Charakters verändert sich unter anderen typischen Umständen – bis auf die eine ideale Eigenschaft, sich, wenn es sein muß, bis zum Letzten und Äußersten für den Sieg des Sozialismus einzusetzen. Ja, wir haben junge Menschen mit dieser idealen Eigenschaft. Wir haben mehr von ihnen, als der einzelne Schriftsteller kennen kann. Wir brauchen sie nicht mit der Laterne zu suchen, wir brauchen nur Augen und Ohren aufzumachen, um sie in einem Stall, an einer Maschine, in einem Hörsaal, auf einer Sitzung, hinter einem Katheder, auf einer Bank im Park... zu erkennen. Wie oft mahnte uns Genosse Janzen: „Schafft Menschen, von denen man weiß, daß sie in der härtesten Prüfung nicht umfallen. Bereite sich jeder selbst auf solche Prüfungen vor. Wir leben zwar schon in einer Zeit, wo uns der Krieg nicht mehr aufgezwungen werden kann, aber der absterbende Imperialismus ist noch zu stark, um uns in Sorglosigkeit zu wiegen. Sorglosigkeit zeugt Bequemlichkeit; Bequemlichkeit zeugt Stillstand. Wir Sozialisten und Kommunisten tragen die Verantwortung für die Zukunft der Menschheit.

Wir dürfen keinen Augenblick stillestehen. – Und was Ihre Literatur betrifft: Es wird auch in der Dichtung deutscher Sprache nichts Bleibendes mehr geschrieben werden außer dem, worin die Schriftsteller das Bündnis mit der friedlichen sozialistischen Zukunft der Menschheit suchen.“ Aber der Optimist vergaß nicht den Mahner. „Manchmal“, sagte er, „habe ich den Eindruck, Sie wenden sich noch zu wenig an die Adresse Gesamtdeutschlands. Sie geben sich noch mit zu wenig Leidenschaft dem Kampf um die nationale Wiedervereinigung hin.“ Er empfahl uns Gorkis Worte an einen jungen Schriftsteller zur Beherzigung: „Arbeiten Sie mehr, lesen Sie und beobachten Sie die Menschen, lassen Sie sich erregen! Überhaupt – wenn Sie sich einmal der Kunst verschrieben haben, schonen Sie sich nicht! In der Kunst ist es erforderlich, daß das Herz reizbar und leidenschaftlich sei.“

Was für ein schöner, erhabener Gedanke, die kriegerische Gegenwart, in der wir noch leben, in eine endgültig friedliche Zukunft zu verändern! Was für Lehrer, die diesen Gedanken als lebendige Wahrheit zu lehren verstehen!

Heinz-Dieter Tschörtner

Ein Lied von unserm Jahrhundert

Gerhart Hauptmann starb vor 15 Jahren

Von den drei Gedichtsammlungen Gerhart Hauptmanns – „Das bunte Buch“, „Ährenlese“, „Neue Gedichte“ – ist „Das bunte Buch“ erst viele Jahre nach seinem Entstehen veröffentlicht worden. Hauptmann hatte die in den achtziger Jahren in Italien, auf Rügen und Hiddensee; in Körtzschenbroda, Berlin und Erkner entstandenen frühen Gedichte im Jahre 1888 herausbringen wollen. Aus dieser Zeit sind uns handschriftliche Entwürfe des Titelblattes und ein Kostenvoranschlag des Buchdruckers A. L. Meinhard aus

Meerfelden überliefert. Der Konkurs des „Verlegers“ verhinderte jedoch die Veröffentlichung. Nur einige lose geheftete Korrekturbogen blieben erhalten. Einen einmaligen Sonderdruck in neunundneunzig Exemplaren veranstaltete 1924 der Leipziger Bibliophilen-Abend. Aber erst mit der siebzehnbändigen Ausgabe letzter Hand von 1942 wurde „Das bunte Buch“ allgemein zugänglich.

Das war kein Zufall. Hauptmann ließ auch das 1885 auf eigene Kosten herausgegebene Jugendepos „Promethidenlos“

zurückziehen, nachdem er mit den Novellen „Fasching“ und „Bahnwärter Thiel“, vor allem aber mit seinem dramatischen Erstling „Vor Sonnenaufgang“ zu einem „gesunden verwurzelten Baum“ geworden war. Ibsens „Nora“ wirkte auf den zuerst in epigonaler Germanenthematik sich übenden jungen Dichter ein. Tolstois „Macht der Finsternis“ wies ihm die Richtung. Er erkannte: „Es gibt keine Dichtung, ebenso wenig wie eine Blüte oder Frucht, sie sauge denn ihre Kraft aus der Erde!“ Daher war er auch wenig daran interessiert, die „kleinen Sachen“ des „Bunten Buches“ der Öffentlichkeit vorzulegen. Noch aus seiner Vorbemerkung zu der Leipziger Bibliophilausgabe spricht die Distanz zu diesen Versen: „Ob sie nun dichterischen Wert haben oder nicht, sie sind da, und ich werde sie nicht ableugnen. Sie gehen von einfachen Empfindungen aus, und hierin sehe ich noch immer das Wesen der Lyrik.“

Die Lyrik Gerhart Hauptmanns – soweit sie nicht episch erzählenden Charakter trägt – ist vor allem Erlebnisdichtung. Sie ist von recht unterschiedlicher dichterischer Qualität, im Ganzen jedoch zu unrecht wenig beachtet worden. Hauptmann ist als Lyriker überall dort stark, wo er Vision und Impression gibt. Die Jugendgedichte sind oft konventionell und gekünstelt, überwuchert von romantischen Arabesken und übersteigerten Wehmuts-empfindungen; sie zeugen andererseits aber auch von der tiefen Naturverbundenheit und dem großen Gefühlsreichtum des jungen Dichters. Da sich ihre Entstehungszeit über einen längeren und für Hauptmann wichtigen Zeitraum erstreckt, finden sich hier bereits sozialbetonte, ja bewußt programmatische Gedichte. Zu ihnen gehört das elf zehnzeilige Strophen umfassende Gedicht „Im Nachtzug“. Es ist eines der bedeutendsten und bekanntesten Gedichte Gerhart Hauptmanns, was freilich nicht verhindern konnte, daß im Jahre 1952 zwei Strophen daraus in einer Veröffentlichung der Deutschen Akademie

der Künste (zum 90. Geburtstag des Dichters) als Auszug aus dem „Promethidenlos“ deklariert wurden.

Die Ausgangssituation des Gedichts „Im Nachtzug“ zeigt deutlich eine Verwandtschaft zum „Bahnwärter Thiel“: Der Dichter sitzt im Schnellzug und fährt durch das nächtliche Land:

*Es poltert der Zug durch die Mondschein-
nacht,
die Räder dröhnen und rasen.
Still sitz' ich im Polster und halte die
Wacht
Unter sieben schnarchenden Nasen.
Die Lampe flackert und zittert und zuckt,
und der Wagen rasselt und rüttelt und
ruckt,
und weit, wie ins Reich der Gespenster,
weit blick ich hinaus in das dämmerige
Licht,
und schemenhaft schau' ich mein blasses
Gesicht
im lampenbeschiedenen Fenster.*

Während der Zug durch die Nacht rast, an Wiesen, Wäldern, Mauern, Staketen und Bäumen vorbei, blickt das Spiegelbild im Fenster immer trüber, und schließlich rollen „zwei schwere und leuchtende Tränen“ darüber. Den Dichter erfaßt „ein wildes, ein brennendes Sehnen“ hinaus in das Mondscheinreich. Vor ihm entsteht eine romantische Vision von Elfentanz, Gesang und Saitenspiel. Doch die Wirklichkeit ist nicht zu übertönen, der „rasende Pulsschlag der fiebernden Welt“ nimmt ihn wieder gefangen, aus dem Stampfen der Räder erwächst ein Donnergessang „zum Grauen zugleich und Erbarmen“. Nun folgen – in Anführungszeichen gesetzt – die beiden vielzitierten Strophen, die das (damalige) soziale und künstlerische Programm des Dichters aussprechen:

*„Wir tragen euch hin durch die duftende
Nacht,
mit keuchenden Kehlen und Brüsten.
Wir haben euch güldene Häuser gemacht,
indessen wie Geier wir nisten.“*

*Wir schaffen euch Kleider. Wir backen
euch Brot.*

*Ihr schafft uns den grinsenden, winselnden
Tod.*

*Wir wollen die Ketten zerbrechen.
Uns dürstet, uns dürstet nach eurem Gut!
Uns dürstet, uns dürstet nach eurem Blut!
Wir wollen uns rächen, uns rächen!*

*Wohl sind wir ein raubes, blutdürstend
Geschlecht,
mit schwieligen Händen und Herzen.*

*Doch gebt uns zum Leben, zum Streben
ein Recht*

*und nehmt uns die Last unsrer Schmerzen!
Ja, könnten wir atmen, im keuchenden
Lauf,*

*nur einmal erquickend, tief innerlich auf,
so, weil du den Elfen bewundert,
so sängen wir dir mit Donnergetön
das Lied, so finster und doch so schön,
das Lied von unserm Jahrhundert!"*

Daraus werden einige Forderungen an den Poeten, der das „heilige Lied“ erlernen will, abgeleitet, die in dem Aufruf münden: „beuge dich nieder zum Herzen der Armen“. Was sich ihm dann enthüllt, soll er in Tönen wiedergeben. Darauf wird die Ausgangssituation mit fast den gleichen Versen wieder hergestellt und der Rahmen geschlossen. Noch immer lauscht der Dichter auf die leiser werdende Melodie. Jetzt aber sind es Hymnengesänge von „erdenverklärender Schöne“. Es bleibt in ihm ein „heißes Begehren“.

*das sinneberückende Zaubergetön
von himmlischen Lenzen auf irdischen
Höbn
zu Ende, zu Ende zu hören.*

Den Kennern von Hauptmanns Werk und Weg offenbart sich dieses Gedicht als wichtiges und aufschlußreiches Zeugnis. Es enthält – gleichsam im Keim – wesentliche Züge seiner poetischen Welt und seiner späteren Entwicklung.

Als Entstehungsort wird man Erkner annehmen können. Eine genaue Datierung ist freilich nicht möglich. Konzipiert ha-

ben mag es Hauptmann auf einer Reise nach Schlesien, vielleicht auch auf einem Spaziergang zu dem befreundeten Bahnwärter, an dessen Häuschen die D-Züge nach Breslau vorbeirasten. Der Einfluß von Arno Holz, vor allem seines 1885 erschienenen Werkes „Buch der Zeit. Lieder eines Modernen“, ist stark anzunehmen.

Die Strophen mit dem aus dem Rollen und Stampfen der Räder sich lösenden Donnergang, gipfelnd in der Forderung nach dem „Lied von unserem Jahrhundert“, werden nicht zu unrecht als Fixierungen poetischer und sozialer Ansichten zitiert. Hier zeigt sich deutlich die Wendung des jungen Hauptmann zu naturalistisch-realistischen Zielen, wobei allerdings zu beachten ist, daß der Dichter ein humanistisches Programm allgemeiner Art im Auge hatte. Er verlangt vom Schriftsteller, daß er sich „mitleidig und mild“ den Armen zuwenden und gestalten, was sie ihm „zitternd und weinend“ enthüllten. Hauptmann hatte kein selbstbewußtes kämpfendes Proletariat, sondern nur leidende Menschen im Sinn, sich fürchtende, zitternde Arme. Er identifiziert sich mit ihrer Not, nicht aber mit ihren Forderungen, und neigt sich „mitleidig und mild“ zu ihnen herab. Mitleid allein aber ist letzten Endes, so argumentiert Hans Mayer, Entscheidungslosigkeit, das Bewußtsein der Ohnmacht.

Das romantische Element, das viele Gedichte des „Bunten Buches“, vor allem den zweiten Teil „Sagen und Märchen“ beherrscht, dringt auch in dieser Dichtung immer wieder durch. Auf Mondlichtstrahlen tanzt nächtlich am Weiher die Elfenmaid, und der Elfe spielt dazu „von minniger Wonne und Leid“ die Leier. Dem Hinweis auf die Sänger, die von ihm lernten und ihr duftendes Saitenspiel danach stimmten, darf durchaus ein kritischer Akzent zugesprochen werden. Den modernen Dichter, stellt Hauptmann fest, nimmt kein solcher Zauber mehr gefangen; obgleich er ein Bedauern darüber nicht unterdrücken kann; und am Ende

des Gedichtes wird die Sehnsucht nach dem „sinneberückenden Zaubergehör“ wieder lebendig und bleibt unwiderprochen. So betrachtet überrascht es nicht, daß sich Hauptmann später wieder romantischen Themen zuwendete.

Ein wichtiges Moment ist das Sehnsuchtsmotiv, das im „Nachtzug“ zweimal aufklingt, im zweiten Vers („ein wildes, ein brennendes Sehnen“) und am Schluß („ein heißes Begehren“), hier noch weniger konkret als später in den Dramen („A jeder Mensch hat halt ne Sehnsucht“, heißt es in den „Webern“, und die sterbende Frau Fielitz im „Roten Hahn“ greift mit den Händen über sich: „Ma langt... ma langt immer so“). Es ist dies die Sehnsucht Hanneles und Pippas, die Sehnsucht ihres Schöpfers nach einer harmonischeren menschenwürdigeren Welt, in der sich jede Persönlichkeit und der ganze Reichtum des Menschseins entfalten kann.

Schließlich muß auch auf die visionären und mystischen Züge hingewiesen werden. Sie haben Hauptmanns Schaffen nicht immer positiv beeinflusst.

Wir interessieren uns heute mit Recht vor allem für die realistischen und gesellschaftskritischen Teile seines Werkes. Aber es wäre verkehrt, die Dichtungen, die surrealistische Züge tragen, a priori abzulehnen. Jedes einzelne Werk verdient es, auf Aussage, Gestaltung und Bedeutung innerhalb des Gesamtwerkes hin untersucht zu werden. So deutet möglicherweise die Stelle, wo der Reisende über sein Spiegelbild in der Fensterscheibe Tränen laufen sieht, auf symbolische Züge, die der Dichter in Werken wie „Die schwarze Maske“ oder „Die Finsternisse“ ausgebaut hat.

Formal gesehen besteht unser Gedicht aus erweiterten Stenzen, einer klassischen Versform für epische Erzählungen und balladeske Dichtung. Hauptmann verwendete sie jedoch nicht in der reinen Form, als Octave oder Ottaverime (wie Ariost und Tasso), sondern nach dem Beispiel Goethes mit verkürztem Vers und

auf zehn Zeilen erweitert. Das Versschema a-b-a-b-c-c-d-e-e-d wird durchgehend beibehalten. Aufbau und Rhythmus des Gedichtes sind virtuos und schwungvoll. Es ist ein typisches Sprech-Gedicht. Geschickt werden Lautmalerei und Alliteration verwendet.

„Im Nachtzug“ ist zu einer Zeit entstanden, über die Hauptmann später geschrieben hat: „Ich wollte kein größeres literarisches Werk beginnen, weil das Gespenst meines Bluthustens mir zuraunte, daß ich es nie beenden würde.“ Die damals geschriebenen Gedichte sind also keineswegs Nebenarbeiten. In seiner sozialen Thematik steht „Im Nachtzug“ nicht allein. Eine Anzahl anderer Gedichte versuchen das Programm in die Tat umzusetzen. Dazu gehört die Ballade „Der Wächter“, in der von einem lungenkranken Nachtwächter erzählt wird, dazu gehört auch die Vision „Der Selbstmörder“.

Niemand, der sich ernsthaft mit Gerhart Hauptmann auseinandersetzen will, kann an seinem lyrischen Schaffen vorbeigehen. Wie die großen Epen gehören auch die Gedichte zum Gesamtwerk des Dichters. Ein Auswahl aus den drei Lyrik-Sammlungen, vor allem aber die Veröffentlichung der großen Vers-Epen sollte neben die bereits erschienene Prosa-Auswahl und neben die vier Dramen-Bände treten. Der 100. Geburtstag Gerhart Hauptmanns im kommenden Jahr bietet dazu verpflichtenden Anlaß.

Dichter ohne Zeitbezug

Zu Gerhart Hauptmanns achtzigstem Geburtstag, im November 1942, erschien im Suhrkamp Verlag, Berlin, eine „Chronik und Bild“, bearbeitet von seinen Freunden und Biographen C. F. W. Behl und Felix A. Voigt. Bei dieser Publikation handelt es sich um eine dokumentarische Sammlung zum bereits vorliegenden Werk des Dichters, der siebzehnbändigen Ausgabe letzter Hand, die vorher im S. Fischer Verlag herausgekommen war.

Die Bildteile „Lebensgang“, „Wiesenstein“, „Theater“, „Das Gesicht“ umfaßten allein 75 Seiten, während sich der rein biographische und bibliographische Text auf die restlichen 61 Seiten beschränkte und in der Wiedergabe von Lebensdaten und Veröffentlichungen nicht immer exakt war. Zudem mußten Begegnungen des Dichters mit bedeutenden, von den Faschisten verfeimten Zeitgenossen unerwähnt bleiben, konnten historische Fakten entweder gar nicht oder nur oberflächlich einbezogen werden, zum Beispiel Entstehung und Zusammenbruch des ersten Weltkrieges, Oktoberrevolution 1917, Novemberrevolution 1918 usw. Nun erschien vor wenigen Jahren eine Neufassung dieser Chronik im Bergstadtverlag München, in deren Geleitwort die Verfasser unter Bezugnahme auf die Bearbeitung von 1942 folgendes bemerken: „Die Ungunst der Zeit verhinderte Hilfe von in- und ausländischen Hauptmannforschern, und die geistige Zwangswirtschaft im ‚Dritten Reich‘ wurde von Tag zu Tag bedrohlicher und feindseliger; sie ließ nur eine fragmentarische Veröffentlichung zu.“

Die Neufassung ist in der Tat umfassender; sie ist im Detail die profiliertesten Hauptmann-Chronik, die bisher geschrieben wurde. An ihrem Zustandekommen trugen bedeutende Hauptmannkenner wie Professor F. W. J. Heuser (New York), Martin G. Sarnek (Berlin), Wilhelm Studt (Hamburg) erheblichen Anteil. Die beiden Chronisten haben keine Mühe gescheut, dem kleinsten Detail nachzuspüren. Mit Akribie wird jede Reise, jeder Aufenthaltsort, jedes Hotel, jede Villa, jeder Ausspruch, jede Notiz, jede Begegnung und jedes Ereignis mit Familienangehörigen, jede Zusammenkunft mit Freunden und Zeitgenossen aus Kunst, Literatur, Wissenschaft, Politik und Wirtschaft notiert. Desgleichen sind sämtliche Entstehungsdaten der Werke berücksichtigt, beziehungsweise die Jahre der Erstveröffentlichungen (zum Teil auch der Übersetzungen) und

Uraufführungen angegeben. Auf den ersten Blick macht diese Publikation einen bestechend guten Eindruck. Bei genauerer Untersuchung findet man leider doch manche Ungenauigkeit. So wird auf Seite 54 die erste russische Gesamtausgabe erwähnt, die 1902 in Moskau zu erscheinen begann (die deutsche kam erst 1906 heraus). Warum aber fehlen dazu nähere Angaben? Auf Seite 73 heißt es: „Zweibändige Sammlung der Dramatischen Werke in Kiew erschienen“ (1912). Um welche Werke handelt es sich? Von wem wurden sie herausgegeben, wer waren die Übersetzer? Ebenso unterließ man einen Hinweis auf die berühmte Aufführung von „Vor Sonnenuntergang“ während des zweiten Weltkrieges in der Sowjetunion. Die Aufführung des gleichen Stückes im Jahre 1933 im Londoner Shaftesbury Theatre jedoch vergaßen die Herausgeber nicht. Es wäre vielleicht auch nützlich gewesen, auf die Unterstützung Lenins beim Zustandekommen der russischen Übersetzung der „Weber“ aufmerksam zu machen (siehe Zweites Johannes R. Becher-Sonderheft „Sinn und Form“, Berlin 1960). Nicht näher präzisiert ist Bechers Bitte (anlässlich seines Besuches in Agnetendorf, im Oktober 1945), Gerhart Hauptmann möge Ehrenvorsitzender des soeben gegründeten Kulturbundes werden. Auch hätte man Zitate aus den Gedenkreden von Oberst Tulpanow, Wilhelm Pieck und Johannes R. Becher bei der Trauerfeier im Stralsunder Rathaus (am 27. Juli 1946) bringen können.

Festempfang, Festessen, Auszeichnungen und Huldigungen sind peinlich genau registriert, lassen den Dichter allerdings – eine Folge der subjektivistischen Methode der Verfasser – als „reinen Repräsentanten“, ohne näheren historisch-kritischen Zeitbezug, erscheinen. So wird zum Beispiel auch sorgfältig jeglicher Kommentar zu Hauptmanns Zustimmungserklärung anlässlich des Austritts Deutschlands aus dem Völkerbund (abgedruckt im „Berliner Tageblatt“ vom

11. November 1933) vermieden. Immerhin waren vor den Faschisten Hunderte von Antifaschisten und Demokraten inzwischen ins Exil geflohen, wenn nicht gar in Kerker geworfen worden; Zeitgenossen und Freunde Hauptmanns waren in großer Zahl dabei: Thomas und Heinrich Mann, Fritz von Unruh, Alfred Kerr, Franz Werfel, Carl Zuckmayer, Ernst Toller, Max Herrmann-Neisse u. a.

Diese kritischen Einwände sind um so schwerwiegender, als es sich hier um eine für die moderne Gerhart-Hauptmann-Forschung wichtige Publikation handelt. Doch steht zu hoffen, daß die Herausgeber einige der Hinweise beherzigen, getreu ihrer Bemerkung im Geleitwort: „Wir wissen wohl, daß unsere Arbeit dauernder Überprüfung bedarf, und sind daher für Ratschläge, Ergänzungen und Berichtigungen stets dankbar.“

Günter Gerstmann

Öffentliche Warnung

„Das zwanzigste Jahrhundert“ lautet der Titel einer Zeitschrift für Weltliteratur, die in der Rumänischen Volksrepublik gegründet worden ist. In ihrer ersten Ausgabe findet man neben Beiträgen von Kornejtschuk und Scholochow auch eine in der ADN-Meldung nicht näher bezeichnete Arbeit von Anna Seghers. Im Inhaltsverzeichnis der zweiten Nummer liest man Namen wie Louis Aragon, Ilja Ehrenburg, Pablo Neruda, Ernest Hemingway und Nazim Hikmet. Das dritte Heft ist der Dichtung und Literatur über den spanischen Freiheitskampf gewidmet. Ein seit Jahren umlaufendes Gerücht (oder ist es ein Wunschtraum?), daß in der DDR eine ähnliche Zeitschrift herauskommen soll, entbehrt – wie sich gezeigt hat – jeder Grundlage. Wir warnen vor Weiterverbreitung.

Die Rache der Leser

In Saarbrücken fanden sich Anfang März einige westdeutsche und einige

französische Schriftsteller, Kritiker und Verleger zusammen, um über das Thema „Der Schriftsteller und seine Zeit“ zu beraten. Gegen Schluß dieser Tagung äußerte sich ein Diskussionsredner dahingehend, daß Schriftsteller zwar im Tagungsraum gesessen hätten, die Zeit aber draußen geblieben sei.

Die meistgebrauchten Wörter der Veranstaltung waren nach einer westdeutschen Pressestimme „Solitude“ und „Isolation“, und der französische Soziologe Robert Escarpit meinte, daß von der Zeit an, da der Erzähler sich direkt an seinen Zuhörerkreis wandte, bis in unsere Zeit der mechanischen Kommunikationsmittel, die Einsamkeit des Schriftstellers (was wohl heißen will: Mangel an Verständnis und Mangel an Lesern) ständig größer geworden sei. Woran das liegt, haben die Herren in Saarbrücken offenbar nicht zu ergründen vermocht, obgleich es doch nach dem überheblichen Bonmot des französischen Lyrikers Yves Bonnefoy eigentlich hätte klar sein müssen. Bonnefoy meinte: „Ich habe mich noch nie um jenen überflüssigen dritten Begriff, den Leser, gekümmert.“ Was Wunder, wenn es ihm und seinesgleichen die Leser zurückzahlen – auf ihre Weise.

Der Zwieburg

„Noch vor kurzem“, so schrieb die westdeutsche Zeitschrift „Der Spiegel“ in ihrer Besprechung eines Buches über Heinrich Heine, „klagte der Schriftsteller Friedrich Sieburg: „Allzu selten erscheinen heute Untersuchungen und Darstellungen, die sich mit Heinrich Heine befassen, obwohl der fast unbegrenzte Einfluß, den dieser Dichter auf seine Epoche gehabt hat, immer noch nicht vollständig erklärt ist.““ Aber bald darauf mußte sich die Redaktion durch die Zuschrift eines Düsseldorfer Lesers belehren lassen, daß der gleiche Sieburg über den gleichen Heine im Jahre 1942 in der faschistischen Pariser Wochenzeitung „Candide“ wie folgt geschrieben hat: „Das ist ein

Jude, und weil er nicht verwurzelt ist, ist er übersetzbar. Er schuf in den Köpfen der Franzosen eine irrige, unzulängliche und oberflächliche Vorstellung von der deutschen Dichtung...“

Die Tatsache, daß Sieburgs Vorstellung von der deutschen Dichtung nicht nur irrig, unzulänglich und oberflächlich, sondern vor allem zwiegesichtig und schmutzig ist, hat nach der Entlarvung Paul Fechtters

keinen Seltenheitswert mehr. Interessant und bezeichnend ist aber, daß ein Mann, der solch irrige, unzulängliche und oberflächliche Vorstellungen schuf und in bundesdeutschen Köpfen noch immer schafft, im Jahre 1956 zum Mitglied der Westberliner Akademie der Künste ernannt und im Jahre 1959 mit dem Großen Bundesverdienstkreuz dekoriert worden ist.

Informationen

Dieter Noll wurde für seinen Roman „Die Abenteuer des Werner Holt“ mit dem Heinrich-Mann-Preis ausgezeichnet.

Den diesjährigen F. C.-Weiskopf-Preis erhielt ein Kollektiv der Dudenredaktion im Bibliographischen Institut, Leipzig. Die Preisträger sind: Dr. Wolfgang Ebert, Konrad Breyer, Herbert Goerner, Herbert Heinrich, Dorothea Herfurth, Alfred Jahn, Dr. Walter Jung, Horst Kliken, Ruth Kuefner und Charlotte Markscheffel.

Mit dem Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim wurde Professor Dr. Leo Weisgerber, Bonn, geehrt.

Den Westberliner Kunstpreis erhielten u. a. die Schriftsteller Martin Kessel und Rudolf Hartung.

Die Urne mit den sterblichen Überresten Heinrich Manns wurde, einem Wunsch des Dichters gemäß, aus Kalifornien nach Berlin übergeführt und am 25. März auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof feierlich beigesetzt.

Das Plenum der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin wählte Professor Dr. Walter Ruben zum neuen Sekretär der Klasse für Sprache, Literatur und Kunst.

Zum neuen Vorsitzenden des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig wurde Klaus Gysi, der Leiter des Aufbau-Verlags, gewählt.

Der Verlag Enzyklopädie in Leipzig kündigt die Herausgabe eines Lexikons in acht Bänden an. Der erste Band soll noch in diesem Herbst, der letzte im Jahre 1964 erscheinen. Das Werk wird auf insgesamt 7500 Seiten etwa 120 000 Stichwörter erfassen.

Die Europäische Schriftstellervereinigung (Comunità Europea degli Scrittori), der etwa 500 Schriftsteller aus sozialistischen und westeuropäischen Ländern angehören, hat 28 Schriftsteller aus der DDR als Mitglieder aufgenommen. Es sind dies: Alexander Abusch, Bruno Apitz, Otto Braun, Jurij Bržan, Georg Egel, Franz Fühmann, Harald Hauser, Stephan Hermlin, Stefan Heym, Peter Huchel, Wolfgang Joho, Heinz Kamnitzer, Henryk Keisch, Hans Koch, Wolfgang Kohlhaas, Kuba, Ludwig Renn, Günther Rücker, Helmut Sakowski, Anna Seghers, Kurt und Jeanne Stern, Erwin Strittmatter, Michael Tschesnohell, Bodo Uhse, Paul Wiens, Arnold Zweig und Max Zimmering.

Die Anzahl der Lenin-Preise für Kunst, Literatur, Journalistik und Publizistik wurde von 10 auf 16 erhöht.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Gerhard Baumert: Vier Pferde gehen fort. Kinderbuchverlag, Berlin, etwa 32 S. mit Illustrationen etwa 4,20 DM

Willi Bredel: 2. Mai 1901 – 2. Mai 1961 – Dokumente seines Lebens. Aufbau-Verlag, Berlin, etwa 240 S., 9 Fotos und 14 S. Faksimiles 7,50 DM

Heinrich Heine: Werke und Briefe in zehn Bänden. Hrsg. Hans Kaufmann. Aufbau-Verlag, Berlin, etwa 6000 S. Gesamtausgabe etwa 125,- DM

Hans Joachim Malberg: Man muß nur den Schlüssel finden. Greifenverlag, Rudolstadt, 248 S. 5,40 DM

Armin Müller: Du wirst dir den Hals brechen. Verlag Neues Leben, Berlin, etwa 272 S. etwa 6,20 DM

Annelies Paul: Das fremde Gesicht. Verlag der Nation, Berlin, 350 S. 9,30 DM

Werner Reinowski: Des Bruders Schuld. Fortsetzung des Romans „Zwei Brüder“. Verlag Tribüne, Berlin, etwa 416 S. 7,70 DM

Fritz Seibmann: Die lange Nacht. Mitteldeutscher Verlag, Halle, 368 S. 7,- DM

Politische Gedichte der Deutschen aus acht Jahrhunderten. Hrsg. Hans-Heinrich Reuter. Insel-Verlag, Leipzig, 300 S. 7,80 DM

Fabeln und Parabeln von Äsop bis Brecht. Insel-Verlag, Leipzig, 184 S. etwa 6,50 DM

Bekanntschaft mit uns selbst. Mit Illustrationen von sechs jungen Grafikern. Hrsg. Gerhard Wolf (Schriftenreihe: Lyrik). Mitteldeutscher Verlag, Halle, etwa 100 S. 3,50 DM

Unvergessen. Gedichte über Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Hrsg. Karl Wiegell. Aufbau-Verlag, Berlin, etwa 140 S. 4,50 DM

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Die Gestalt des antifaschistischen Widerstandskämpfers in der Literatur (mit den Beiträgen: Karl-Heinz Jesper, „Die westdeutsche Belletristik über den antifaschistischen Widerstandskampf“; Erich Kühne, „Zu einigen Unterschieden der Charakterdarstellung im Roman des kritischen und sozialistischen Realismus“; Harald Raab, „Die mündliche Dichtung der revolutionären Arbeiterklasse“; Edith Braemer, „Zur Gestaltung der positiven Helden in Gotsches Roman ‚Die Fahne von Kriwoj Rog‘“; Wolfgang Brauer, „Die Helden in Anna Seghers' Erzählung ‚Die Saboteure‘“; Dieter Schiller, „Die objektive und subjektive Seite der sozialistischen Parteilichkeit“; Erich Kühne, „Charakterentscheidung und sozialistisch-humanistische Weltanschauung in Apitz'

Roman ‚Nacht unter Wölfen‘“; Manfred Haiduk, „Der Gedanke des antifaschistischen Widerstandes bei Thomas Mann“; Hans Joachim Bernhard, „Die Entwicklung des kritischen Realismus Arnold Zweigs im Lichte der proletarischen Gestalten seines ‚Grischazyklus‘“; Elida Maria Szarota, „Über den Begriff der Novelle und die Darstellung des Widerstandskampfes in den ‚Saboteuren‘ von Anna Seghers“), „Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock“, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, Jahrg. 9, 1959/1960, Sonderheft

Wesen und Sprache der polemischen Schriften Thomas Manns, von Manfred Haiduk, „Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock“, Gesellschafts-

und Sprachwissenschaftliche Reihe,
Jahrg. 10/1961, H. 1

Faust, Aufklärung, Sturm und Drang,
von Hans Mayer, „Sinn und Form“
H. 1/61, S. 101

*Nicht mehr stille Bürger – westdeutsche
Schriftsteller auf der Wege zur Wirklich-
keit*, von Werner Liersch, „Sonntag“
12/61, S. 12

Satire in neuer Umgebung, von Günter
und Johanna Braun, „Sonntag“ 12/61, S. 13

Inhalt und Form in der Kunst, von M.
Owsjannikow, „Presse der Sowjetunion“
33/61, S. 707

Wie schreibt man eine Filmnovelle, von
J. Gabrilowitsch, „Kunst und Literatur“
3/61, S. 289

Zu unseren Beiträgen

Der Vorabdruck „Die zweite Begegnung“ von Erik Neutsch ist Teil eines Sammelbandes, der unter dem Titel „Bitterfelder Geschichten“ im Mitteldeutschen Verlag, Halle, erscheinen wird.

Bertolt Brechts Gedichte aus den Jahren 1930–1932 sind dem Band III der „Gedichte“ entnommen. Die sechsbändige Ausgabe der „Gedichte“ von Bertolt Brecht erscheint im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, und im Aufbau-Verlag, Berlin.

Die Märchen von Eduard Claudius werden im Alfred Holz Verlag, Berlin, vorbereitet.

Der Roman von Gustav von Wangenheim, „Schwarz, Weiß und Rot“, wird im Henschelverlag, Berlin, herauskommen.

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.

Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 201

Sonntag

WOCHENZEITUNG

FÜR KULTURPOLITIK, KUNST UND WISSENSCHAFT

Literatur, Bildende Kunst, Theater, Film, Fernsehen, Musik, Künstlerisches Laienschaffen, Heitere Muse, Schul- und Hochschulwesen, Wissenschaft und Forschung

Informationen — Diskussionen — Auslandsberichte

An jedem Kiosk 30 Pfg.

Im Abonnement monatlich 1,30 DM frei Haus

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN KULTURBUND

A Seven Seas Books* Scoop at DM 1.85!
The book silence has buried for 50 years!

MARK TWAIN

at his greatest — as author — as citizen —
as humanist — relates THE CRIME OF THE
CONGO in

King Leopold's Soliloquy

A rare book! Rare because it exists only
in archives! Rare because its theme is
as alive today as when it was written!

If you want to understand what's happening NOW in Africa, ask
at your favorite book shop for **KING LEOPOLD'S SOLILOQUY**



SEVEN SEAS BOOKS

Berlin W 8
Glinkastraße 13-15

* The Paperbacks in English published in the German Democratic Republic ...